

Soziale Formen: Fortführung eines soziologischen Programms

Karafilidis, Athanasios

Veröffentlichungsversion / Published Version
Dissertation / phd thesis

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Karafilidis, A. (2010). *Soziale Formen: Fortführung eines soziologischen Programms*. (Sozialtheorie). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415603>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Athanasios
Karafillidis
Soziale Formen
Fortführung
eines
soziologischen
Programms

Athanasios Karafillidis
Soziale Formen

Athanasios Karafillidis (Dr. phil.) lehrt an der RWTH Aachen und forscht zu Organisation, Grenzen, Management, Netzwerken, System- und Formtheorie.

ATHANASIOS KARAFILLIDIS

Soziale Formen

Fortführung eines soziologischen Programms

[transcript]

Die vorliegende Publikation wurde 2009 von der Fakultät für Kulturreflexion der Universität Witten/Herdecke als Dissertation angenommen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2010 im transcript Verlag, Bielefeld

© Athanasios Karafillidis

Umschlagkonzept: Jörn C. Osenberg

Lektorat: Athanasios Karafillidis und Pascal Berger

Satz: Athanasios Karafillidis

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-1560-9

PDF-ISBN 978-3-8394-1560-3

<https://doi.org/10.14361/9783839415603>

Buchreihen-ISSN: 2703-1691

Buchreihen-eISSN: 2747-3007

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter
www.transcript-verlag.de/vorschau-download

»Να αγαπάς τα βιβλία.«
Βαίτσης Καραφυλλίδης

Inhalt

Einleitung | 9

I. METHODOLOGIE

1. Empirische Soziologie | 27

- 1.1 Der Unterschied von Soziologie und Sozialforschung | 27
- 1.2 Die Unterscheidung von Theorie und Methode | 41
- 1.3 Methodologie und das Problem der Kausalität | 48

2. Methodologie der Form | 59

- 2.1 Formalismen I: Problemerzeugung | 59
- 2.2 Formalismen II: Methodologische Postulate | 66
- 2.3 Beobachtung I: Ethno-Methodologie | 75
- 2.4 Beobachtung II: Kommunikation | 81

3. Methodologische Formen | 89

- 3.1 Vergleich zweier Methodologien | 89
- 3.2 Autologie | 101

II. KOMMUNIKATION

4. Grundlagen einer Unterscheidungstheorie | 107

- 4.1 Simmels Formen | 107
- 4.2 Die Form einer Unterscheidung und ihre Notation | 116
- 4.3 Möglichkeiten des Umgangs mit Unterscheidungen | 133
- 4.4 Verzeitlichung | 141
- 4.5 Selbstähnlichkeit und Verteiltheit | 149
- 4.6 Kybernetische Erklärung | 161

5. Beobachter und Beobachtung | 167

- 5.1 Königs Beobachtung | 167
- 5.2 Selbstbeobachtung | 173
- 5.3 Selbstreferenz und Rekursivität | 177
- 5.4 Die Gesellschaft der Beobachter | 179
- 5.5 Die Arbeit der Soziologie | 185

6. Die Operation der Kommunikation | 197

6.1 Sendersuchlauf | 197

6.2 Der Sinn der Operation und ihre Energie | 201

6.3 Luhmanns Synthese | 208

6.4 Die Information der Kommunikation | 211

6.5 Erwartungsleitende Wahrscheinlichkeiten | 221

6.6 Sinnformen | 229

III. DIFFERENZIERUNG

7. Formdifferenzierung | 243

7.1 Eine andere Hypothese | 243

7.2 Der Differenzierungsbegriff der Soziologie | 245

7.3 Von System- zu Formdifferenzierung | 253

7.4 Kopplungsformen | 262

7.5 Netzwerke operativer Kopplung | 276

8. Die Form der Gesellschaft | 283

8.1 Gesellschaft als das (einfachste) Sozialsystem | 283

8.2 Die Ordnung der Gesellschaft | 288

8.3 Die Umwelt der Gesellschaft | 295

9. Mediendifferenzierung | 305

9.1 Das Remedium der Form | 305

9.2 Kausalitätsversprechen und das Problem des Dritten | 309

9.3 Mediale Codierung | 323

9.4 Eine Heterarchie von Formen | 342

Coda: Middle Range | 349

Anhang | 355

Abbildungen | 361

Literatur | 363

Index | 393

Einleitung

Der Soziologie fehlt ein Gespür für das Kleinod der Unterscheidung. Obwohl sie in ihrem Gegenstand immerfort auf Unterscheidungen trifft und selbst laufend Unterscheidungen benutzt, hat sie Schwierigkeiten, diesen Umstand theoretisch angemessen zu erfassen und Methoden zu entwickeln, die einen adäquaten Umgang damit erlauben. Sie rechnet mit Unterscheidungen, ohne mit ihnen rechnen zu können.

Das Problem ist tiefgreifend, aber die Lage ist alles andere als hoffnungslos. Die Soziologie verfügt längst über die notwendigen Ressourcen, um dieses Problem in Angriff nehmen zu können. Nur fehlt es bislang an einem Versuch, diese Ressourcen freizulegen und entsprechend aufzubereiten, damit der Sachverhalt der Unterscheidung (der genauso ein Sozial- wie ein Zeitverhalt ist) in den Vordergrund rücken kann und seine soziologischen Implikationen sichtbar werden. Doch es wird nicht ausreichen, nur das bereits vorhandene Potential zu aktivieren. Dieser Versuch kann vielmehr nur gelingen, wenn parallel an der Entwicklung einer soziologischen Unterscheidungstheorie gearbeitet wird, die im selben Zuge über die Ressourcen hinausführt, die dabei freigelegt und zusammengezogen werden. Deshalb sind der Beginn und das Resultat dieser Untersuchung identisch: eine soziologische Unterscheidungstheorie, die nichts anderes als eine Theorie der Empirie sozialer Formen zu sein beansprucht.

Die Rede von »sozialen Formen« ist in der soziologischen Literatur allgegenwärtig, aber fast nie steckt ein Begriff dahinter. Georg Simmels Vorschlag, die Soziologie auf einen Begriff der Form zu gründen, hat sich offenbar nur rhetorisch, aber nicht begrifflich durchgesetzt. Allerdings kursiert in der Soziologie seit kurzem ein Formbegriff, der in dieser Hinsicht Abhilfe schaffen kann und der

ferner das Potential mitbringt, ein soziologisches Programm zu bedienen, dass sich nicht nur mit Bezug auf Simmel durch ein Interesse an sozialen Formen und damit auch an Unterscheidungen, Differenzen, Ungleichheiten, Differenzierungen, Rahmungen, Kategorien und Grenzen auszeichnet. Dieser von Niklas Luhmann in die soziologische Diskussion eingeführte Formbegriff geht zurück auf die *Laws of Form* des Mathematikers George Spencer-Brown (1969). Ganz gleich wie man zur darin verwendeten Mathematik stehen mag, gilt es aus soziologischer Perspektive zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, dass Spencer-Brown im Prinzip der erste ist, der überhaupt einen Unterscheidungs**begriff** formuliert. Er beobachtet eine Unterscheidung als Zusammenhang einer Grenze, ihrer verschiedenen Seiten und des Raums, der dadurch entsteht und nennt dies: *Form*. Das ist auch schon fast alles, was Spencer-Brown zu Beginn benötigt, um einen komplexen, selbstreferentiellen Kalkül zu konstruieren: eine leere, nicht weiter qualifizierte Unterscheidung.

Man kann daran zweifeln, ob diese mathematisch so problemlos mögliche Radikalität des Anfangs sich auch für eine Erfahrungswissenschaft wie die Soziologie eignet. Aber man muss nicht darauf warten, bis diese Frage abschließend geklärt ist, um daraus erste Einsichten für eine soziologische Unterscheidungstheorie zu gewinnen. Ausgangspunkt einer entsprechenden Theorie sozialer Formen wäre dann nur die Operation einer Unterscheidung selbst und keine bestimmte Unterscheidung, die sozial oder soziologisch getroffen wird. Die Theorie müsste sich dann also in erster Linie über die Tatsache organisieren, *dass* unterschieden wird und erst im Anschluss darüber, *wie* unterschieden wird – ein Gedanke, von dem sich Niklas Luhmann offensichtlich fasziniert zeigte. Nicht umsonst finden sich bei ihm zuletzt Andeutungen, dass die Systemtheorie mit ihrer Unterscheidung von System und Umwelt wohl nur ein Spezial- oder Grenzfall einer am Begriff der Form orientierten, allgemeinen Unterscheidungstheorie ist (Luhmann 1997a: 62, 1997b).

Diese Idee eines Abstraktionsschritts von der Systemtheorie zu einer Formtheorie treibt die vorliegende Untersuchung an, allerdings nicht, um sich dadurch weiter von der Soziologie zu entfernen, sondern um vorzuführen, dass genau dieser Schritt mitten in die grundlegende Intuition der Soziologie hineinführt. Insofern ist

die hier zu erprobende Fortführung von Luhmanns Theorieprogramm kein Selbstzweck, sondern dient der Fortführung eines soziologischen Programms – und erweist sich darüber hinaus als Hilfe bei der Suche danach, worin dieses Programm seit den Klassikern eigentlich besteht.

Trotz dieser Bewegung hin zu einer Formtheorie bleibt die Systemtheorie doch ein besonderer Fall des Unterscheidungsgebrauchs. Es war mit Sicherheit kein Zufall, dass es die kybernetische und systemtheoretische Forschung der 1970er Jahre gewesen ist, die den Kalkül von Spencer-Brown aufgegriffen und bekannt gemacht hat. Insbesondere Heinz von Foerster, Ranulph Glanville, Louis Kauffman und Francisco Varela haben rasch die Leistungsfähigkeit dieses Kalküls in Bezug auf Fragen der Systemtheorie und einer damit verbundenen Theorie des Beobachters erkannt. Schließlich ist es ein Beobachter, der Unterscheidungen trifft; und das kann man wiederum nur beobachten, wenn ein Beobachter sich angesichts von Störungen reproduzieren kann – wenn er also ein System ist. Das gilt für Beobachter des Beobachters gleichermaßen. Eine Formtheorie kommt aus diesem Grund ohne Systemtheorie nicht aus. Letztere ist das Milieu, in dem sich erproben lässt, welche Möglichkeiten ein Formbegriff der Unterscheidung eröffnet und welche Auswege er versperrt.

Niklas Luhmann hat auf Grundlage dieses Formbegriffs der Unterscheidung ungefähr Mitte der 1980er Jahre damit begonnen, seine Systemtheorie – zwar äußerst vorsichtig, aber bestimmt – umzubauen. Dirk Baecker (2005b) hat diese Überlegungen aufgegriffen, weitergeführt und dadurch den Weg geöffnet für eine soziologische Formtheorie, die eine Theorie des Treffens, Beobachtens, Verwendens, Arrangierens, Bestätigens, Unterlaufens und Substituierens von Unterscheidungen ist. Obwohl dies zunächst ein theoretisches Argument ist, so ist es gleichwohl von hoher empirischer Relevanz. Denn ob sozialer Alltag oder Außeralltägliches, es geht immer genau darum: um das Treffen, Beobachten, Verwenden, Arrangieren, Bestätigen, Unterlaufen und Substituieren von Unterscheidungen. Es geht empirisch wie theoretisch um das *Rechnen* mit Unterscheidungen. Und soziologisch ist die Formtheorie spätestens dann, wenn sie nach der Art und Weise fragt, wie dieses Rechnen mit Unterscheidungen sozial konditioniert wird, also wie es durch das (selbst ebenfalls konditionierte) Vorhandensein oder Nicht-Vor-

handensein anderer Beobachter/Unterscheidungen fortlaufend und verteilt bestimmt wird.

Man sollte sich so gesehen durch die mathematische Problemstellung, aus der dieser Formbegriff der Unterscheidung hervorgegangen ist, nicht in die Irre führen lassen. Es ist alles andere als ausgemacht, dass eine allgemeine Formtheorie, wie sie sich Luhmann vorgestellt hat, nur mathematisch formuliert werden kann. Vielmehr liegt die Vermutung nah, dass ihre Entwicklung ein genuin soziologisches Unternehmen ist, so dass eine formtheoretische Abstraktion der Systemtheorie die Soziologie im Hinblick auf interdisziplinäre Entwicklungen wieder stärker ins Spiel bringt. Doch bevor sich das überhaupt angemessen einschätzen lässt, sind die Konsequenzen dieser Entwicklung für die Soziologie selbst zu überprüfen. Deshalb werde ich in den folgenden Überlegungen behaupten und nachzuweisen versuchen, dass das Aufgreifen dieses Begriffs der Form in der Soziologie drei einschneidende Konsequenzen mit sich bringt: eine *Abkehr von Kausalität* als erkenntnistheoretische und methodologische Grundlage; eine empirische und theoretische *Konzentration auf Kommunikation*; und eine *Einschränkung des Systembegriffs auf die Gesellschaft*. Mit anderen Worten: Eine Formtheorie behandelt Kausalität als einen Spezialfall; sie ist nur als Kommunikationstheorie zu haben; und sie ermöglicht eine allgemeine Differenzierungstheorie von Kommunikationsformen, die nur noch Gesellschaft als soziales System voraussetzen muss.

An diesen drei zusammenhängenden Konsequenzen orientiert sich auch die Struktur dieses Texts. Im ersten Teil geht es darum, den Formbegriff innerhalb *methodologischer* Überlegungen zu positionieren. Das wird durch eine Sensibilisierung für die Unterscheidung von Theorie und Methode und für den Unterschied von Soziologie und Sozialforschung geschehen, so dass eine Entwicklung empirisch orientierter und eigenständiger Methodologien der Soziologie in Reichweite rückt, die keine Rückversicherung bei einer normativ und kausal argumentierenden Wissenschaftstheorie mehr braucht. Im zweiten Teil erfolgt dann eine ausführliche Analyse derjenigen Operation, die die Formen, über die gesprochen wird, produziert und reproduziert, nämlich *Kommunikation*. Die Grundlage für ein Verständnis dieser Operation wird durch eine Einführung in den Formbegriff und die Arbeit mit seiner Notation gelegt: Formen sind vollkommen abhängig von ihrer Kommunikation und in

diesem Zusammenhang auch von Beobachtung und Sinn. Im dritten Teil wird dann gewissermaßen auf die Konsequenzen der im ersten Teil gelegten methodologischen (also: methodentheoretischen) Basis für das Verständnis sozialer Differenzierung geschaut, und zwar mit Hilfe der im zweiten Teil eingeführten Kommunikationstheorie. Während die ersten beiden Teile im Grunde genommen stärker an der Differenz von Sozialem und Nicht-Sozialem, also auch an der Differenz sozial/psychisch beziehungsweise Gesellschaft/Individuum arbeiten, geht es im letzten Teil der Arbeit um *Differenzierung*, also um die Etablierung von Differenzen, die es erlauben, Soziales von Sozialem zu unterscheiden.¹ Wenn man mit Differenz beginnt, liegt wohl kaum etwas näher, als abschließend auch die gesellschaftliche Differenzierung von Differenzen, also praktisch die Selbstanwendung des Unterscheidens, zu untersuchen.

Ob Differenzierung letztlich zur Entstehung weiterer Systeme führt, kann man dabei zunächst offen lassen – die Angabe einer Systemreferenz jedoch nicht. Die Systemreferenz der folgenden Überlegungen ist *Gesellschaft*. Denn selbst wenn man Luhmanns Idee einer Autopoiesis sozialer Systeme in der Autopoiesis der Gesellschaft skeptisch gegenübersteht, so kann man doch schlecht leugnen, dass man *nur* kommunikativ feststellen kann, dass Kommunikation stattgefunden hat – inklusive der Möglichkeit, darüber un-*eins* zu sein, ob sie stattgefunden hat. Auf nichts anderes will ein soziologischer Begriff der Autopoiesis hinaus. Die Autopoiesis der Kommunikation und damit das soziale System der Gesellschaft wird uns daher als robuster (Luhmann würde womöglich sagen: hinreichend falscher) Ausgangs- und Endpunkt soziologischer Formanalysen dienen.

1 Im Forschungsprogramm von Georg Simmel entspricht das Zugrundeliegen der Differenz Gesellschaft/Individuum der Entwicklung einer allgemeinen Soziologie, während die Beobachtung sozialimmanenter Differenzen auf eine reine oder formale Soziologie abzielt (Simmel 1917). Diese Untersuchung folgt im Prinzip dieser Differenzierung, weitet die Idee der formalen Soziologie jedoch auch auf die allgemeine Soziologie aus, so dass man wohl, wenn man diese Bezeichnung verwenden wollte, von einer allgemeinen und einer speziellen formalen Soziologie sprechen könnte.

Die drei Teile der Untersuchung können im Prinzip jeweils für sich stehen, sind aber in gewissem Grade ineinander verknüpft. Deshalb sind in jedem Teil und Kapitel Vor- und Rückgriffe auf die anderen Teile und Kapitel notwendig – aber nicht nur aufgrund des Erfordernisses eines konsistenten Aufbaus der Argumentation, sondern weil jeder Teil auch im Sinne der anderen gelesen werden kann. Man könnte überspitzt gesagt die ganze Arbeit als Methodologie im hier verstandenen Sinne lesen, aber eben auch als Formtheorie der Kommunikation oder als Differenzierungstheorie der Gesellschaft.

Ich beginne mit methodologischen Überlegungen, weil die Formtheorie keine ihr zugeordnete Methode braucht, sondern vielmehr zugleich die Methode ist, mit der man sich einem Gegenstand nähert.² Der Unterschied zwischen Theorie und Methode, der als Problem immer wieder die soziologische Forschung beschäftigt (vgl. Nassehi 1998; Saake/Nassehi 2007; Pawson 2000), wird dadurch unscharf und verliert in bestimmter Hinsicht an Bedeutung. Diese Unschärfe erweist sich bei genauerem Hinschauen als eine generelle Bewegung innerhalb der soziologischen Theorie. Man könnte bei den Klassikern anfangen und an Emile Durkheim denken, der seine Theorie in Regeln der soziologischen Methode verpackt (vgl. Durkheim 1895); oder natürlich an Georg Simmel, der in der Soziologie eine Methode erblickt, die die Genese sozialer Formen rekonstruierbar macht (Simmel 1908; 1917). Max Webers Theorie steckt wiederum in seinen soziologischen Grundbegriffen, die zugleich methodologische Anweisungen sind, wie sich Soziologen³

-
- 2 Sie ist aber nicht bloß: Methode; sondern eben zugleich auch: Theorie. Genau das ist auch an Luhmanns Theorie sozialer Systeme oft missverstanden worden. Eine Formtheorie zielt ab auf eine ontogenetische Beschreibung empirischer Operationen, Prozesse und Zusammenhänge. Sie geht nicht bloß »analytisch« vor, sondern arbeitet gleichsam mit der Unterstellung, dass empirisch, praktisch, alltagsweltlich (oder wie auch immer) ebenfalls mit dieser Methode gearbeitet wird, wenn auch nicht explizit. Das entspricht, wie noch gezeigt wird, im Grunde genommen einem ethnomethodologischen Forschungsprogramm.
 - 3 Mit Nennung der männlichen Funktionsbezeichnung ist immer auch, sofern nicht anders gekennzeichnet, die weibliche Form mit gemeint. Eine Ausnahme ist der Beobachter, der in diesem Verwendungszu-

ihrem Gegenstand nähern müssen, um verlässliche Ergebnisse zu produzieren (vgl. Weber 1921). Im Anschluss an die Klassiker war es insbesondere Talcott Parsons, bei dem die Theorie (AGIL) offensichtlich zugleich die Methode ist, mit der man inkongruent auf empirische Sachverhalte blicken kann (vgl. Parsons 1959; 1966). Aktueller lässt sich zum Beispiel an Bruno Latour denken, der die Akteur-Netzwerk-Theorie als Methode verstanden wissen will (Latour 1996; 2007); an Michel Foucaults Anspruch, eine Analytik und nicht bloß eine Analyse der Macht zu entwerfen (Foucault 1976a); an Harold Garfinkel, der Theorie als Ethnomethodologie betreibt (vgl. Garfinkel 1967); und natürlich an Niklas Luhmann, der den theoretischen Kern seiner Gesellschaftstheorie wahrscheinlich nicht nur zufällig im Abschnitt »Methodologische Vorbemerkung« einführt (vgl. Luhmann 1997a).

Aus diesem Grund ist es auch mühselig und überholt zu denken, dass die Sozialforschung die Methoden bereithält und den direkten Kontakt zum Gegenstand (Empirie) pflegt, während die Soziologie die Theorien dazu formuliert und ihre Überprüfung dann wieder der Sozialforschung überantworten muss. Es handelt sich vielmehr um zwei unterschiedliche Forschungsfelder, die jeweils ihre eigenen Theorien und Methoden entwickeln und zum Einsatz bringen und deshalb jeweils eigene Methodologien, empirische Plausibilitäten und Realitäten erzeugen – und eben auch erzeugen müssen. Das schließt einen produktiven und erfolgreichen Bezug aufeinander nicht aus, sondern entschieden ein. Doch das leidige Thema der Empirie der Theorie erscheint dann in einem anderen Licht (vgl. Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008; Vogd 2007; Räwel 2007) – ebenso wie das Problem der Kausalität und die davon abhängige Anfertigung klassischer Erklärungen. Kausalität ist ohne Zweifel selbst eine soziale Form und muss deshalb wie jede andere Form empirisch ernst genommen werden. Aber theoretisch ist sie nicht mehr maßgebend. Wenn man mit der Formtheorie und ihrer Notation arbeitet, erkundet man vielmehr kommunikative – also unbestimmte, aber bestimmbar – Räume und muss sich dementsprechend von der Erwartung lösen, dass Modelle auf kausale Er-

sammenhang nicht auf menschliche Beobachter beschränkt ist und dementsprechend auch nicht *per se* männlich oder weiblich sein kann. Siehe zu einem entsprechenden Begriff des Beobachters Kapitel 5.

klärung hinauslaufen oder gar der Erstellung von Prognosen dienen müssen. Nimmt man den Begriff der Komplexität des Sozialen ernst (viele sprechen darüber, aber die wenigsten tun das), kann man weder mit Kausalhypothesen noch mit statistischen Aggregationen zufriedenstellende Ergebnisse erzielen (vgl. Weaver 1948).

Ein methodologischer Primat kommunikativer Unterscheidungen im Gegensatz zu Kausalität betrifft auch unmittelbar das Verhältnis von Modellbildung und Datenerhebung. Spätestens seit Robert K. Mertons Vorstellung von *theories of the middle range* dürfte hinlänglich bekannt sein, dass soziologische Theorie nicht erst da ansetzt und, so Merton, auch nicht ansetzen darf, wo es nur noch um die (kausale, statistisch angeleitete) Interpretation bereits erhobener Daten geht, sondern zunächst unabhängig von bestimmten Daten entwickelt werden muss (Merton 1949a/1968: 41 ff.). Denn eine Interpretation lässt sich *ex post* immer entsprechend an die Datenlage anpassen und kausal rekonstruieren. Um dieser Versuchung zu entgehen, ist ein Einsatz von Formalismen notwendig, das heißt jede Untersuchung sozialer Prozesse und Strukturen bedarf vorweg einer expliziten Darstellung der dafür angenommenen Elemente und ihrer Relationierung (Tilly 2004b). Formalismen dienen dann als Grundlage für die Beobachtung und Selektion des empirischen Materials, so dass man mit ihrer Hilfe bestimmte Dinge zu sehen bekommt und andere nicht, *man das aber wissen und in Rechnung stellen kann*. Die entscheidende Frage in Bezug auf die soziologische Forschungspraxis lautet so gesehen nicht, ob man qualitativ oder quantitativ forscht, sondern ob man die Formalismen, die man verwendet, explizit macht oder nicht, so dass man Irrtümer überhaupt als solche erkennen und daraus neuartige Erkenntnisse gewinnen kann. Das gilt für Formmodelle genauso wie für ihren Spezialfall der kausalen Modellierung.

Dieser Vorschlag liegt nicht nur aufgrund seiner Familienähnlichkeit auf einer Linie mit einer formtheoretisch gebauten Methodologie. Formalismen zu verwenden bedeutet, dass man sich durch eine selbst auferlegte Beschränkung überraschen lässt, das Ausgeschlossene aber nicht einfach ignoriert, sondern mitführt. Genau darauf zielt auch die Entwicklung von Formmodellen ab: Selbstdisziplinierung, Überraschung (Information), Einschluss des Ausgeschlossenen. Formalismen können die Beobachtung so disziplinie-

ren, dass anschließend nicht mehr jede beliebige Beschreibung oder Erklärung erhalten kann.

Mit der Notation von George Spencer-Brown lassen sich solche Formalismen zu den unterschiedlichsten sozialen Phänomenen bauen. Entsprechende Fragestellungen lauten dann zum Beispiel: Welche Differenz ist operativ im Einsatz, wenn und damit ein bestimmtes soziales Geschehen hervorgebracht, reproduziert und identifiziert wird? Beziehungsweise: Welche Differenz muss man als Sozialwissenschaftler verwenden, wenn man es beobachten will? Oder ganz knapp: Welche Form erzeugt es?⁴ Es geht um Modelle, die die generativen Mechanismen des Gegenstands selbst repräsentieren und ihre Evidenz dadurch gewinnen, dass sie Anweisungen von Beobachtern für Beobachter sind, sie zu vollziehen, um die Chance zu haben, sowohl die theoretische Argumentation als auch das empirische Phänomen nachvollziehen zu können. Formmodelle produzieren insofern nicht-kausale Erklärungen.⁵ Man könnte mit Gregory Bateson (1972: 405 ff.) auch von kybernetischen Erklärungen sprechen, die sich nicht in erster Linie für Ursachen und Wirkungen interessieren, sondern für die Einschränkungen, die nötig sind, um ein bestimmtes Phänomen hervorzubringen. Formmodelle liefern solche Erklärungen, weil sie darzustellen versuchen, wie ein sozialer Zusammenhang selbst mit Unterscheidungen rechnet, um sich als dieser Zusammenhang zu bewähren oder nicht zu bewähren. Sie müssen deshalb immer zugleich in zwei Richtungen gelesen werden, und zwar einerseits als Anweisungen für soziologisch interessierte Beobachter und andererseits als Aufzeichnung empirisch beobachtbarer Prozesse. Diese Doppeldeutigkeit ist bei allen Unterschieden, die man zwischen Soziologie und Alltag problemlos registrieren kann, nur dann ein Problem, wenn man Autologie, also Selbstanwendung der Theorie, auszublenken versucht oder nur zu einem Sonderforschungsbereich erklärt.

4 Im doppelten Sinn von: Welche Form liefert eine ontogenetische Beschreibung/Erklärung des beobachteten Phänomens, so dass es für andere Soziologen nachvollziehbar wird und: Welche Form wird empirisch durch dieses Phänomen selbst produziert, um sich auf dieser Grundlage reproduzieren zu können?

5 Zur Möglichkeit von nicht-kausalen Erklärungen siehe Abbott 2004 und 2007a.

Obwohl Luhmann zahlreiche Formanalysen durchgeführt hat, von denen hier einige aufgegriffen und vorgestellt werden, hat er selbst nie versucht, die Notation von Spencer-Brown selbst soziologisch fruchtbar zu machen. Es gibt mit Sicherheit zahlreiche Einwände gegen eine Verwendung der Notation für Unterscheidungen, und zwar nicht nur seitens einer kausalistisch-handlungstheoretischen, sondern womöglich auch dezidiert seitens einer systemtheoretischen Soziologie. Der vielleicht schnellste Einwand gegen die Verwendung dieser Notation ist, dass sie keinen Mehrwert erkennen lässt – weil man damit weder in einem klassisch arithmetischen oder algebraischen Sinne rechnen kann noch dadurch etwas anderes zu sehen bekommt als das, was man auch in Worten ausdrücken kann. Beide Gründe für diesen Einwand sind verständlich, aber, wenn überhaupt, nur zu einem geringen Teil berechtigt. Der erste, auf eine allzu enge Vorstellung von »Rechnen« bezogene Grund, ist zugegebenermaßen nicht einfach auszuräumen. Ausrechnen kann man damit freilich im klassischen Sinne nichts, weil man es in der Soziologie letztlich immer mit Rekursionen zu tun hat, so dass die notierten Formen immer schon Eigenwerte, also Ergebnisse, kommunikativer Rekursionen sind.⁶ Dennoch ist es nicht unbedingt ausgeschlossen, bestimmte axiomatische und arithmetische Operationen der *Laws of Form* von George Spencer-Brown anzuwenden.⁷ Der zweite Grund für den Einwand des nicht erkennbaren Mehrwerts der Notation lässt sich eigentlich leichter entkräften, aber man muss dazu bereit sein, es selbst auszuprobieren. Die Verwendung der Notation ist nicht bloß ein graphisches Hilfsmittel. Sobald man die Notation verwendet, wird deutlich, dass Formen (auch die Formanalysen Luhmanns) weitaus strikter gefasst werden müssen, als es ein sprachlich-grammatischer Ausdruck tun muss und tun kann – und dass dadurch Forschungsfragen und Problemformulierungen provoziert werden, die ohne die Notation nicht in dieser Weise auftauchen würden.

Von der Operation der Unterscheidung beziehungsweise einem Formbegriff der Kommunikation auszugehen, versteht sich sozial-

6 Zu diesen Ideen der Rekursion und des Eigenwerts vgl. von Foerster 1993b und die Beiträge in von Foerster 1997. Dort schlägt Heinz von Foerster auch eine andere, weitaus breitere Vorstellung von »Rechnen« vor.

7 Zwei kleine Beispiele finden sich im Anhang.

wissenschaftlich nicht von selbst. Angesichts der daraus zu entwickelnden Art von Fragen und Problemstellungen liegt weiterhin der Vorwurf nah, dass es sich bloß um artifizielle Probleme und rein theoretische Spielereien handelt. Das ist nicht falsch, denn es geht hier unbestreitbar um die Arbeit an einer soziologischen Theorie. Das Problem daran ist nur, dass es keinerlei soziologische (und generell auch keine wissenschaftliche) Problemstellung gibt, die nicht artifiziell ist. Um das zu erkennen, braucht man nur mit irgendeinem Nicht-Soziologen sprechen. Die Frage, ob eine soziologische Problemstellung oder auch eine soziale Tatsache also konstruiert ist, führt nirgendwo hin, denn jede wissenschaftliche Problemstellung ist konstruiert und insofern künstlich (vgl. Latour 2003, 2007: 150 ff.). Vielmehr gilt es deshalb zu fragen, wie sich Problemstellungen konstruieren lassen, die überraschende Einsichten und Erkenntnisse produzieren und die Konstruktion weiterer Probleme anleiten können.

Die Konstruktion oder Artifizialität von Problemstellungen hat so gesehen nichts mit Empirieförderung zu tun, sondern lediglich mit der Formulierung *inkongruenter* Perspektiven (vgl. Luhmann 1967). Würde man sich soziologische Probleme einfach von außen diktieren lassen, käme man höchstens dazu, ein differenzierteres Bild dessen zu zeichnen, was man ohnehin schon wissen kann. Durch theoretisch generierte Probleme lassen sich dagegen empirische Lösungen aufspüren, die sich im sozialen Geschehen längst für das formulierte Problem etabliert haben, aber nunmehr so selbstverständlich sind, dass man sie gar nicht mehr als Lösung eines Problems zu betrachten pflegt und deshalb ein artifizielles Problem – eine Versuchsanordnung – benötigen, um sie sichtbar machen zu können.⁸ In der Soziologie ist es keineswegs ausgeschlossen, und sogar gängige Praxis, sich Probleme vom Gegenstand vorgeben zu lassen. Nur formuliert man sie im Rahmen der theoretischen Pro-

8 »Die einzige Autorität, auf die sich ein Lehrsatz stützt, ist nicht die Natur, sondern der Forscher, der seine eigene Frage selbst beantwortet hat« liest man zum Beispiel schon bei Jakob von Uexküll (1928: 3).

blemstellung so um, dass auch dann unweigerlich inkongruente Perspektiven entstehen.⁹

-
- 9 In gewissem Sinne ist diese allgemeine Untersuchung sogar Produkt einer zum Teil forschenden, zum Teil praxisorientierten Auseinandersetzung mit Organisationen. Im Zeitraum von 2003 bis 2007 haben wir am Lehrstuhl für Soziologie der Universität Witten/Herdecke studentische Beratungsprojekte durchgeführt, die mit genau solchen inkongruenten, formtheoretischen Perspektiven gearbeitet haben. Die Projekte liefen von drei Monaten bis zu einem Jahr und umfassten sehr unterschiedliche Organisationsformen: Zwei Sozialbanken, die wissen wollten, inwiefern sie sich unterscheiden, um abschätzen zu können, ob eine Fusion sinnvoll ist oder nicht; ein Immobilienunternehmen, dass im Hinblick auf das Problem der schrumpfenden Räume einen strategischen Unterschied zu anderen Unternehmen machen wollte; einen Automobilclub, der nach seinem Kulturprofil suchte, um daran orientiert seine strategischen Optionen zu prüfen; einen Arbeitgeberverband, der angesichts der Unsicherheit, wozu Arbeitgeberverbände heute noch nötig sind und wie deshalb ihre zukünftigen Aufgaben aussehen könnten, nach seinem sozialpolitischen Aufgabenprofil suchte; eine Stiftung, der es darum ging, von ihr geförderte Projekte angemessen evaluieren (also anhand von Unterscheidungen bewerten) zu können; und ein loses Netzwerk psychiatrischer Betreuungsinstitute, das nach einer Form der Zusammenarbeit und einer gemeinschaftlichen Budgetierung suchte, die sowohl die politische und organisatorische Einheit der einzelnen Institute betont als auch ihre Verschiedenheit berücksichtigt. Bei diesen Studien standen stets auf intensive Beobachtung im Feld basierende system- und formtheoretische Analysen im Vordergrund. Es kamen aber auch, je nach Auftrag, Zeitrahmen und Interesse, klassische Techniken der Sozialforschung zur Anwendung, vor allem narrative, halbstandardisierte und standardisierte Interviews und teilnehmende Beobachtung – jedoch weniger als Mittel zur Überprüfung theoretischer Hypothesen, denn als eine die kommunikationstheoretischen Überlegungen ergänzende, komplementäre, kausalistische Perspektive. Ein zentrales Element dieser Forschungs-/Beratungsprojekte war ein abschließender Workshop, in dem die Organisationen selbst wieder zu Wort kamen, *bevor* der Abschlussbericht angefertigt wurde. Ich betone das deshalb, weil das gleichsam zur Methodologie von synthetischen Formanalysen gehört: es zu erlauben, dass ein möglicher

Die erforderliche Inkongruenz und der empirische Zugang werden hier aus einem operativen Ansatz gewonnen. Auf *Operationen* zu achten bedeutet im Kern, von Unbestimmtheit auszugehen, um sich dadurch hochsensibel für empirische Bestimmungsmöglichkeiten zu machen. Dieses Interesse an der Theoriefigur der Operation findet sich keinesfalls nur in der Systemtheorie, auch wenn dieser Gedanke dort seinen stärksten und radikalsten Ausdruck findet. Man entdeckt ihn mindestens auch in Michel Foucaults Ideen zu einer Mikrophysik der Macht (1976a, 1976b), aber auch in Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie, die für eine Beobachtung ereignishafter Verknüpfungen nicht-sozialer Elemente wirbt, um die empirische Bestimmung von Unbestimmtheit nachverfolgen zu können (Latour 2007).¹⁰ Einem solchen operativen Ansatz fühlt sich aus empirischen Gründen auch Randall Collins verpflichtet. Bei ihm heißt es: »Sociological concepts can be made fully empirical only by grounding them in a sample of the typical micro-events that make them up.« (Collins 1981: 988) Zwar verfolgt Collins im Anschluss eine andere Theoriestrategie, aber dieser Grundgedanke einer *micro-translation* liegt genau auf einer Linie mit einer Umstellung auf die Beobachtung von Operationen, die es eben ermöglicht, *theoretische Abstraktion mit einer vollends empirischen Herangehensweise zu kombinieren*. Mikroereignisse werden hier jedoch nicht in Differenz zu irgendwelchen Makrozuständen verstanden und auch nicht mit individuellen Handlungen oder Intentionen gleichgesetzt. Das »Mikro« bezeichnet vielmehr eine Beobachtung von ereignishaften Operationen, die darauf abzielt, die Zeitspanne der Beobachtung des Gegenstands oder eines interessierenden Phänomens auf ein Minimum zu reduzieren und dadurch die Theorie auf eine hinreichend robuste empirische Grundlage zu gründen.

Widerstand des Gegenstands gegen die Ergebnisse die eigene Formanalyse informiert und dadurch modifiziert (vgl. Latour 2007). Die jeweiligen Abschlussberichte sind ausschließlich für den internen Gebrauch angefertigt worden und deshalb unveröffentlicht.

- 10 Siehe auch bereits Tarde (1893/2009: 26): »In jedem Fall wären jene winzigen Seinseinheiten, die wir als infinitesimal bezeichnen, die *wahren* Akteure und jene unendlich kleinen Veränderungen die *wahren* Aktionen.« (Hervorhebungen im Original)

Wenn man von Operationen ausgeht, ist man anschließend aber auch gezwungen anzugeben, welche Operation man beobachten möchte. Dafür kommt hier nur Kommunikation in Frage, zumindest wenn man Luhmanns plausibler Einschätzung folgt, dass es sich dabei um die einzig genuin soziale Operation handelt. Man muss überdies aber auch angeben können, wie es unter diesen Umständen zu wiederholbaren (und als Wiederholung erkennbaren und wiedererkennbaren) Operationen kommt, also zur Reproduktion von bestimmten Formen, seien es Gebilde, Dinge, Systeme oder konkreter Organisationen, Professionen, Klogespräche in Kneipen oder eine der vielen anderen sozialen Formen, die man so problemlos zu unterscheiden versteht, um als Folge davon soziale Ordnung zu sehen (in all ihrer Unordentlichkeit versteht sich).¹¹ Damit wird jede soziale Form, vom Flirt bis zur Familie, von der Schlägerei bis zum Parlament, von der Neugier bis zum Forschungslabor oder vom Streit um Spielzeug bis zur Börse als etwas sichtbar, das keinen Bestand hat, sondern, um für einen gewissen Zeitraum bestehen zu können, Moment für Moment geleistet, gemacht, fortgeführt, abgesichert werden muss. Hier stellt sich die Frage nach der operativ verwendeten *Unterscheidung*, die eine soziale Form für sich selbst und andere Beobachter wiedererkennbar macht.

Die Verwendung des Worts »Unterscheidung« ist oftmals mit ganz bestimmten Vorstellungen verbunden, die ein Verständnis der angezeigten Problematik erschweren. Zum einen ist das Treffen von

11 Die Systemtheorie ist im Grunde genommen eine zentrale Implikation dieser Umstellung auf die Beobachtung von Operationen. Deshalb wohl auch ihre Affinität für inkongruente Perspektiven, von denen Temporalisierung und Schließung wohl die bekanntesten, aber auch am häufigsten missverstandenen sind. Temporalisierung meint, dass ein System aus Ereignissen besteht und sofort wieder zerfällt, wenn es nicht, und hier kommt Schließung ins Spiel, mit Hilfe *eigener* Operationen anschließende Operationen bestimmen kann, die sich auf vorherige Operationen beziehen und weitere in Aussicht stellen. Ist ein System durch einen Beobachter identifizierbar, hat es diese selbsterzeugten Probleme in irgendeiner Form bereits gelöst und man ist dazu angehalten herauszufinden, *wie* und vor allem *wie es* das macht. Hier zeigt sich erneut: inkongruente Perspektiven führen nicht von der Empirie weg, sondern vielmehr tiefer in sie hinein.

Unterscheidungen nicht gleichbedeutend mit Kategorisierung oder Klassifikation; und zum anderen ist damit keineswegs zwangsläufig Zweiwertigkeit, also Binarität, Bivalenz, Dualität oder Dichotomie verbunden. Kategorien, Klassen, Dualität oder Binarität sind vielmehr spezielle Formen des Umgangs mit Unterscheidungen. Sie setzen das Treffen von Unterscheidungen voraus und kommen aus diesem Grund immer schon zu spät, wenn es darum geht, den empirischen Umgang mit Unterscheidungen zu erfassen. Es handelt sich mit anderen Worten um ganz bestimmte, empirisch häufig beobachtbare Einschränkungen des Unterscheidungsgebrauchs. Weder teilen Unterscheidungen das Soziale sauber ein, wie Kategorien es suggerieren, noch sind sie automatisch auf zwei Seiten beschränkt. Ob das eine oder das andere der Fall ist, entscheidet sich *ausschließlich* empirisch. Das gilt auch für die Frage, ob Unterscheidungen symmetrisch, asymmetrisch, rigide oder flexibel gehandhabt und erlebt werden. Auch legt die Tatsache, dass Unterscheidungen getroffen werden, nicht vorweg fest, ob der Übergang zwischen den unterschiedenen Seiten graduell zu verstehen oder nur in einem diskontinuierlichen Sprung möglich ist; und genauso wenig ist damit zugleich entschieden, ob man eine Unterscheidung in der Form eines Sowohl-als-Auch oder eines Entweder-Oder erlebt und behandelt. In all diesen Fällen ist immer eine *weitere* Unterscheidung im Spiel und man wird kaum um die Beobachtung herum kommen, dass unterschiedliche Beobachter jeweils unterschiedlich mit denselben Unterscheidungen umgehen. Deshalb zwingt die Beobachtung von Unterscheidungen zu empirischer Rückbindung.

Die empirische Letztreferenz, die in diesem Sinne operativ mit Unterscheidungen rechnet, ist Gesellschaft. Üblicherweise ist man es gewohnt, Gesellschaft für die Abstraktion schlechthin zu halten. Doch kaum etwas ist konkreter als die *empeiria* der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist ein autopoietisches System und jede Form, die man beobachten und notieren kann – sei es die Form der Wirtschaft, der Konkurrenz, der Erziehung, des Kapitalismus, einer Methodologie, der Koketterie, der Organisation, des Gesprächs, einer Wertsphäre, einer Profession, des Terrorismus oder eines Verbands – wird als Kommunikationsform begriffen, also letztlich als eine gesellschaftlich mehr oder weniger etablierte und reproduzierte Unterscheidung. Das heißt aber, dass sich das Problem der Autopoiesis der Kommunikation in *jeder* dieser unterschiedlichen For-

men stellt. Die Differenzierung der Gesellschaft ist eine Differenzierung ihrer autopoietischen Reproduktion. Es genügt deshalb, von nur einer einzigen Form sozialer Autopoiesis auszugehen und alle weiteren Formen als Resultat einer Formdifferenzierung der Gesellschaft zu begreifen. In dieser abschließenden, differenzierungstheoretischen Erprobung des Formgedankens wird vornehmlich Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie im Vordergrund stehen, und zwar weil sich dort entsprechende Konsequenzen am leichtesten beobachten lassen, aber auch deshalb, weil Luhmann im Prinzip der einzige ist, der überhaupt auf einen Gesellschaftsbegriff setzt, an dem man sich derart abarbeiten kann.

Das Betreiben einer Formtheorie greift unter anderem auf soziologieexterne Ressourcen zurück: auf Systemtheorie und auf eine nicht-numerische, qualitative Mathematik. Aber man sollte daraus nicht schließen, es gehe bloß um eine »Anwendung« des Formkalküls auf die Soziologie. Eher müsste man gerade umgekehrt sagen: Die Soziologie ist die erforderliche Zutat, um aus dem Kalkül eine Theorie zu machen. Daher dreht sich diese Arbeit genau genommen um die eine Frage, inwiefern eine Formtheorie trotz (und wegen) ihrer Wurzeln nur als Kommunikationstheorie möglich ist – und aus diesem Grund auf Soziologie nicht verzichten kann. Es geht also nicht nur um das Hereinholen interessanter Theorieentwicklungen in die soziologische Forschung, sondern auch um eine Aufbereitung dieser Entwicklungen in einer Art und Weise, dass sie anschließend (für andere) soziologisch infiziert sind. Aber das erfordert vermutlich sowohl einen grundlegenden (um nicht zu sagen: paradigmatischen) Begriff der Kommunikation, wie ihn Dirk Baecker vorschlägt, als auch, wie schon Bruno Latour unter Verweis auf Gabriel Tarde behauptet, eine andere Vorstellung von Soziologie.

I. Methodologie

1. Empirische Soziologie

1.1 DER UNTERSCHIED VON SOZIOLOGIE UND SOZIALFORSCHUNG

Seit einiger Zeit ist in der Soziologie eine mögliche Methodologie der Systemtheorie im Gespräch. Meistens wird diese Frage anhand der Unterscheidungen zwischen Theorie und Empirie oder Theorie und Methode diskutiert.¹ Selten, und falls doch eher ablehnend,² wird dabei auf die Rolle des Formbegriffs eingegangen. Dabei hat Luhmann in der methodologischen Vorbemerkung zu seiner Gesellschaftstheorie zwar sehr allgemein, aber eindeutig zu dieser Frage Stellung bezogen und im selben Zug den Unterscheidungsbegriff der Form in den Mittelpunkt gerückt (Luhmann 1997a: 36-43, insb. 37 f.). Doch kann dieser Begriff eine Methodologie begründen? Und wenn ja, wie? Und wieso gerade Form?³ Um sich diesen Fragen nä-

1 Vgl. Schneider 1991 und Sutter 1997 für Verbindungen von Systemtheorie zur Hermeneutik; Nassehi 1998, Nassehi/Saake 2002 für einen Bezug der Systemtheorie zur qualitativen Sozialforschung und Räwel 2007 für eine allgemeinere Diskussion des empirischen Bezugs der Systemtheorie. Siehe auch die Aufsätze und Kommentare im Themenheft *Systemtheorie und empirische Forschung* der Zeitschrift »Soziale Welt«, Jg. 58 (2007), Heft 3. Der an dieser Stelle vertretenen Position am nächsten kommt Vogd 2005.

2 Siehe zum Beispiel Saake/Nassehi 2007: 245.

3 Was ist eigentlich mit der funktionalen Analyse? Sie wird durch den Formbegriff keinesfalls ersetzt, sondern findet innerhalb einer Methodologie der Form ihren Platz als eine Methode, die die Unterscheidung von Problem und Problemlösung verwendet, um damit funktionale Äquivalente unterscheiden und vergleichen zu können. Siehe zur funktionalen Methode insbesondere Luhmann 1964 und 1984a, S. 83 ff.

hern zu können, gilt es zunächst freizulegen, was bis heute in sozialwissenschaftlichen Überlegungen zur Methodologie systematisch ausgeblendet worden ist. Nur dann wird auch deutlich, was eine soziologische Formtheorie leistet und wozu man sie braucht.

Um diese systematische Ausblendung freilegen zu können, ist vor allem ein Blick auf die Rolle der Kausalität in den Sozialwissenschaften entscheidend. Sie steht gleichsam im Gravitationszentrum dieser Ausblendung. Das wird es erlauben, zwei Dinge zu tun, ohne die unsichtbar bliebe, wie eine Methodologie der Form in die soziologische Forschung eingelagert ist. Das eine ist der *Unterschied* von Soziologie und Sozialforschung, der durch Kausalität praktisch zum Verschwinden gebracht worden ist. Das andere ist die *Unterscheidung* von Theorie und Methode, die durch Kausalität gerade umgekehrt zu einem Graben gemacht worden ist. Die Unterschiede zwischen Soziologie und Sozialforschung werden dadurch unterschätzt, während man die Unterschiede zwischen Theorie und Methode systematisch überschätzt.

Trotz mancher Vorteile einer durch die Trennung von Theorie und Methoden ermöglichten Spezialisierung ist das Resultat dieser Trennung vor allem eine Lagerbildung inklusive des wechselseitigen Vorwurfs, die andere Seite jeweils nur unangemessen zu berücksichtigen. Das ist nicht immer so gewesen. Für die soziologischen Klassiker war die Verschränkung von theoretischer und methodischer Arbeit noch selbstverständlich. Es ging schließlich um die Etablierung des Fachs. Bei allen Unterschieden zwischen den klassischen Positionen, insbesondere von Emile Durkheim, Georg Simmel und Max Weber, trifft man an diesem Punkt wahrscheinlich auf ihre zentrale Gemeinsamkeit: Theorie musste sich Methode nicht erst noch an anderer Stelle besorgen, sondern hat die Methode gleich mitgeliefert. Diese Verschränkung ist wohl ein entscheidender Grund dafür, weshalb man die sogenannten Klassiker noch immer für streitbare, aber eben auch äußerst fruchtbare Theorien hält, die ein schier unerschöpfliches Potential aufweisen und auch im Hinblick auf aktuelle Forschungsfragen noch immer interessante Einblicke liefern können. Aber was hat diesen Zusammenhang von Theorie und Methode aufgebrochen? Man braucht nicht lange, um zu sehen, dass diejenigen Texte, die in der Soziologie als Klassiker gelten, allesamt vor der Entwicklung und Etablierung der Sozialforschung und ihrer Techniken verfasst worden

sind. Vielleicht sollte man also hier nach dem Bruch suchen. Diesen Zusammenhang sieht auch Niklas Luhmann. Er nimmt an, dass die Soziologie als Folge der Einführung empirischer Methoden ein Theoriedesaster erlebt habe (Luhmann 1990a: 410). Zwar habe sie dadurch, wie es dort weiter heißt, ihr Auflöse- und Rekombinationsvermögen erheblich steigern können (stärkere Auflösung durch differenzierte Datenproduktion und zahlreiche Rekombinationsmöglichkeiten durch Methoden der Datenanalyse), aber zugleich auch das bis dahin erreichte Theorieniveau zerstört, ohne adäquaten Ersatz zu schaffen. Doch was könnte ein solcher Ersatz sein?

Es scheint zweifelhaft, ob man mit dieser Frage, die sich zunächst aufdrängt, wirklich weiter kommt. Eine nähere Betrachtung des angezeigten Problems führt womöglich weiter. Nicht die empirischen Methoden selbst sind das Problem, denn sie waren entscheidend für die wissenschaftliche und gesellschaftliche Etablierung der Sozialwissenschaften. Auch die scheinbar fehlende und immer wieder geforderte theoretische Rückbindung empirisch-methodischer Analysen ist es nicht. Das Problem ist vielmehr, dass Soziologie und Sozialforschung als zwei Seiten derselben Medaille begriffen (und gelehrt) werden. Dabei sind die Soziologie auf der einen und die (quantitative und qualitative) Erfassung sozialer Daten auf der anderen Seite vollkommen unabhängig voneinander entstanden.⁴ Auch ihre Entwicklungspfade sind äußerst unterschiedlich. Die Sozialforschung hatte ihren Bezugspunkt von Beginn an

4 Natürlich ist die Soziologie mittlerweile ohne Sozialforschung kaum vorstellbar. Wenn im Folgenden also die Differenz zwischen Soziologie und Sozialforschung herausgearbeitet wird, geschieht das nicht, um irgendwelche Zuständigkeitsbereiche abzustecken, sondern vielmehr weil sich damit etwas deutlich machen lässt, was ansonsten unbeachtet bleibt. Diese Differenz kann sich also auch in ein und derselben Person oder in ein und demselben Text realisiert finden und trennt nicht einfach Gruppen von Forschern oder Texten voneinander. Ersteres ist wahrscheinlich sogar der Normalfall. Man kann also beides kennen und mit beidem Arbeiten, auch wenn biographische Zufälle oft zu einer Präferenz für eine der beiden Seiten führen. Letztendlich handelt es sich, und das ist der entscheidende Punkt, um eine *Unterscheidung*, auch wenn hier eher die Unterschiede betont werden.

in der Politik; sie war bis auf wenige Ausnahmen letztlich immer auf sozialpolitische (später dann auch: marktwirtschaftliche) Problemstellungen bezogen, denen sie zum Großteil auch ihre stetige Weiterentwicklung verdankt: bürokratische Verwaltung, Steuererhebung, die soziale Frage, gewerkschaftliche Reformpolitik, Präsidentschaftswahlen oder Wohlfahrtsstaat (vgl. Schnell/Hill/Esser 1989: 3 ff.; Zeisel 1975). Es ging um politische Steuerung und entsprechende Entscheidungshilfen, um *social engineering* (Latour 2007: 72 ff.). Das erklärt auch ihre starke Bindung und ihr unumstößliches Interesse an Kausalität, denn ohne Kausalität ist eine Legitimation politischer Entscheidungen nicht möglich. Erklärungen mussten her, um Wissenschaft politisch relevant werden zu lassen. Die Soziologie hat sich dagegen nicht an der Politik und ihren Problemen, sondern an der Wissenschaft, also an streitbarer, umstrittener, unerhörter Wissensproduktion orientiert. Das sieht man gerade auch den Klassikern an, bei denen es verständlicherweise um die Frage eines eigenen Gegenstands der Soziologie und vor allem um die Bestimmung einer genuin soziologischen Fragestellung ging. Ganz im Gegensatz zur Sozialforschung war ihre Suche von einem gewissen Misstrauen gegenüber Kausalität geprägt. Die Soziologie hat sich seit ihren Anfängen weniger für Kausalität als vielmehr für Probleme der Kontingenz sozialer Ordnung und damit auch für Fragen der sozialen Konditionierung (Bestimmbarkeit) von Unbestimmtheit interessiert. Durkheims Diktum, eine soziale Tatsache nur mit Hilfe anderer sozialer Tatsachen erklären zu können, stellt der von ihm durchaus gesuchten Kausalität letzten Endes Selbstreferenz voran. Max Weber verspricht, gleichsam als Vater der erklärenden Soziologie und getreu dem damaligen Denkstil, zwar eine Bestimmung der Ursachen sozialen Handelns, traut Kausalität aber schon nicht mehr so recht über den Weg. Nicht umsonst stellt er ihr den Wachhund des deutenden Verstehens zur Seite oder mehr noch: er setzt unter der Hand das deutende Verstehen an die Stelle des ursächlichen Erklärens. Bei Georg Simmel wird dieses Misstrauen gegen Kausalität letztlich am deutlichsten. Er markiert es mit dem Begriff der Wechselwirkung und setzt erkennbar auf die Beobachtung unterschiedlicher Verbindungen von Bestimmtheit und Unbestimmtheit.

Wir werden uns diese drei Soziologen etwas genauer anschauen, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen handelt es sich um

soziologische Theorieentwürfe, die vor dem methodischen Siegeszug der Sozialforschung gemacht worden sind und zum anderen spielt bei ihnen die Auseinandersetzung mit Kausalität noch eine mehr oder weniger explizite Rolle. Wenn sich die Differenz der Soziologie zur später entstandenen Sozialforschung dort bereits, also gleichsam an den Wurzeln der Suche nach einer genuin soziologischen Problemstellung, ansatzweise belegen lässt, dann sieht man womöglich etwas besser, dass das Wurzelgeflecht der Soziologie mit ihrem Interesse an Sinn, Selbstreferenz, Kontingenz und Unbestimmtheit einerseits und dasjenige der Sozialforschung mit ihrem Sinn und Gespür für kausale Rekonstruktion und Modellierung andererseits, zwar verhakt haben, aber letztlich zwei unterschiedliche Gewächse sind.

Die folgende Suche nach entsprechenden Anhaltspunkten erfolgt nicht in Form einer ausführlichen Exegese. Als weitaus instruktiver erweist sich ein knapper, akribischer und durch den eigenen Problemzuschnitt informierter Blick auf grundlegende Prämissen der klassischen Positionen.

Durkheims Selbstreferenz. Obwohl sich das wissenschaftliche Kausalitätsparadigma des 19. Jahrhunderts zur Zeit der soziologischen Klassiker, also spätestens Anfang des 20. Jahrhunderts, schon längst auf dem Rückzug befand,⁵ sind seine Spuren wohl bei allen

5 Unvermeidlich an dieser Stelle der Verweis auf Bertrand Russell (1912), siehe aber auch Ludwig Wittgenstein (1921, Propositionen 5.134 ff.) und Rudolf Carnap (1928: § 165). Zwar hat in den 1970er Jahren eine »Wiederkehr der Kausalität« (Mario Bunge) stattgefunden, aber nun ist nicht mehr leicht zu leugnen, dass das Anfertigen nomologischer Erklärungen eben nur eine Möglichkeit wissenschaftlichen Arbeitens ist – gerade auch in der Soziologie (vgl. Abbott 2004). Vor dem Hintergrund zentraler Entwicklungen des 20. Jahrhunderts in der Physik (Unbestimmtheitsrelation, Quantenmechanik), der theoretischen Biologie (Jakob von Uexkülls Umwelten) und der Kybernetik (Ross W. Ashby, Heinz von Foerster), scheint es noch nicht einmal die attraktivste zu sein. Siehe zu den naturwissenschaftlichen Schwierigkeiten mit Kausalität Carrier 1992 und auch Elisabeth Ströker (1992), die auf schöne Art und Weise zeigt, wie das klassische Erklärungsmodell eben-

Klassikern mehr oder weniger eindeutig sichtbar.⁶ Durkheim scheint zunächst einmal alles andere als ein zwiespältiges Verhältnis zur Kausalität zu pflegen. Er möchte die Ursachen sozialer/ soziologischer Tatbestände ermitteln und sieht darin eine wesentliche Aufgabe der Soziologie. Es geht ihm darum, menschliches Verhalten retrospektiv kausal zu rekonstruieren, um es auf diese Weise einem wissenschaftlichen Rationalismus unterstellen zu können (Durkheim 1895: 87). Das kulminiert in seiner berühmt gewordenen Regel: »Die bestimmende Ursache eines soziologischen Tatbestands muss in sozialen Phänomenen, die ihm zeitlich vorangehen [...] gesucht werden.« (Ebd.: 193) Denkt man dieses Postulat zu Ende, was Durkheim für kurze Momente tut, dann gibt sich die Gesellschaft allerdings als Tatbestand zu erkennen, der sich selbst verur-

dort eher die Funktion der Kompensation erfüllt, und zwar für den Fall, dass das gesicherte Weltbild ins Wanken gerät.

- 6 Dennoch finden sich in keinem Klassiker so eindeutige Bekenntnisse wie bei heutzutage eher unbekannten Soziologen der damaligen Zeit, zum Beispiel bei Gustav Ratzenhofer: »[...] um ihnen [Erfahrungsgesetzen, AK] die wissenschaftliche Qualität beimessen zu können, muß in ihnen das Causalitätsprinzip wirksam sein; ja es verlangt der Positivismus, daß wir bei jeder sociologischen Gesetzmäßigkeit auch die naturgesetzliche Grundlage zu zeigen vermögen, welcher sie entspringt [...].« (Ratzenhofer 1898: 18) Die Kausalitätsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts wird auch anschaulich an den Sätzen, mit denen der berühmte Volkswirt Carl Menger in seine »Grundsätze der Volkswirtschaftslehre« einsteigt: »Alle Dinge stehen unter dem Gesetze von Ursache und Wirkung. Dieses grosse Princip hat keine Ausnahme und vergebens würden wir im Bereiche der Empirie nach einem Beispiele von seinem Gegentheile suchen. Die fortschreitende menschliche Entwicklung hat nicht die Tendenz, dies Princip zu erschüttern, sondern vielmehr den Erfolg, dasselbe zu befestigen, die Erkenntnis des Gebiets seiner Geltung immer mehr zu erweitern und die unerschütterte und wachsende Anerkennung desselben ist somit geknüpft an den menschlichen Fortschritt.« (Menger 1871: 1) Kausalität wird hier noch unmittelbar an die Möglichkeit des menschlichen Fortschritts gebunden. Das Schema Kausalität/Fortschritt wurde mit dem Aufkommen der Kybernetik und Systemtheorie nach und nach durch das Schema Kommunikation/Evolution ersetzt.

sacht und die Soziologie erscheint wiederum als ein Tatbestand, der aus dieser Selbstreferenz ihres Gegenstands »Gesellschaft« Ursachen selegiert, die immer zugleich schon seine Wirkungen sind. Durkheim rettet dieses Kausalitätsproblem durch eine Asymmetrie in der Zeitdimension, die für Kausalität zwingend notwendig ist: Es müssen *vorangehende* Tatbestände sein, die nachfolgende Tatbestände erklären. René König schiebt durch seine Übersetzung noch einen Rettungsversuch in der Sachdimension nach, indem er *fait social* im selben Satz (siehe noch einmal obiges Zitat) einmal mit »soziologischer Tatbestand« und einmal mit »soziales Phänomen« übersetzt. König weist zwar unter Berufung auf Talcott Parsons darauf hin, dass diese verschiedenen Übersetzungen auf die inkonsistente Verwendung von *fait social* selbst zurückzuführen sind (vgl. König 1984: 38 f.), aber in diesem zentralen Satz macht das eben einen großen Unterschied, denn dadurch wird der Eindruck erweckt, dass eine soziologisch konstruierte Aussage (»soziologischer Tatbestand«) durch empirische Fakten (»soziale Phänomene«) erklärt werden muss. So wird daraus ein Argument für die Notwendigkeit der Sozialforschung. Im Original wird man dagegen zu dem Schluss gezwungen, dass es die Selbstreferenz des Sozialen ist, die vorausgesetzt werden muss, um eine Erklärung anfertigen zu können oder auch: dass sich das Soziale selbst erklärt. Das macht es zu einem Argument für ein genuin soziologisches Vorgehen.

Durkheim hat damit die Idee der Rekursivität des Sozialen vorbereitet. Im Prinzip fehlte dazu nur der Zusatz, dass nicht nur die *faits sociaux antécédents* ein *fait social* erklären, sondern auch die *faits sociaux subséquents*. Durkheim war sich dieser gleichzeitigen Rückwirkung der Wirkung auf die Ursache, für die er einige Beispiele gibt, sehr wohl bewusst (Durkheim 1895: 181 f.). Deshalb brauchte auch er einen Rettungsversuch in der Sachdimension, und zwar durch die Unterscheidung von Funktion und Kausalität (vgl. auch Luhmann 1962). Nur die Bewegungsrichtung von der Ursache zur Wirkung ist Kausalität, in umgekehrter Richtung sollte man, so Durkheim, von Funktion sprechen.

Durkheim hat demnach unter der Hand Selbstreferenz ins Spiel gebracht, sich aber redlich darum bemüht, dies nicht auffallen zu lassen. Man erblickt bei ihm Rettungsversuche für eine Kausalitätsvorstellung, die man zu jener Zeit, also unter dem Eindruck

ihres wissenschaftlichen Erfolgs im 19. Jahrhundert, nicht nicht haben konnte, wenn man ernst genommen werden wollte. Man erlebt bei ihm aber auch permanent den Einbruch der durch Selbstreferenz eingeführten und durch einen Beobachter bestimmten Unbestimmtheit sozialer Zusammenhänge.

»Fait social« mit »soziologischer Tatbestand« zu übersetzen, bleibt trotzdem ein übersetzungstechnischer Geniestreich, denn es bringt zum Ausdruck, dass die Soziologie als Beobachter mit im Spiel ist und sich deshalb unmöglich herauskürzen kann.⁷ Es verweist auf das notwendige Hin und Her (Oszillation) zwischen empirischem Phänomen und soziologischer Beobachtung und hebt hervor, dass die Soziologie Empirie nicht einfach vorfindet, sondern durch ihre Form der Beobachtung erzeugt. Das ist keine Datenfälschung, sondern notwendige Bedingung für Datenerhebung. Es geht nicht anders. Will man exakt arbeiten, muss man in Rechnung stellen, dass Tatbestände *Tat*-bestände sind und muss dementsprechend dazu übergehen, die Täter mitzumarkieren (vgl. Latour 2007). Das ist auch das Interessante an Georg Simmels Verwendung des Adjektivs »soziologisch«, zum Beispiel, wenn er von »soziologischen Grenzen« spricht (Simmel 1908: 687 ff.) oder allgemein von »soziologischen Formen«. Auf diese Weise werden immer zugleich das Beobachtete und der Beobachter bezeichnet. Auch wenn man begründeterweise daran zweifeln kann, ob Simmel diese Ausdrucksweise mit Bedacht so gewählt hat oder ob er einfach nur die in Bezug auf psychische Phänomene damals schon gängige Gleichsetzung von »psychologisch« und »psychisch« wiederholt, ändert das nichts an der aus heutiger Sicht erzeugten Spannung, die mit dieser Unterscheidung von sozial und soziologisch einher geht und Königs Übersetzung so interessant macht.

Webers Schließung. Max Webers allzu bekannte Definition von Soziologie dient noch immer als wesentliche Rechtfertigung eines kausalen Vorgehens in der Soziologie. Dabei hat die Faszination von Webers Analysen, gerade auch seiner Religionssoziologie, weniger mit einer Spezifikation kausaler Zusammenhänge, die sich

7 Die soziologische Vernachlässigung des Beobachters mahnt auch schon Alfred Schütz an, natürlich in Bezug auf Max Weber (Schütz 1932: 15 ff.).

ohne Zweifel immer herauspräparieren lassen, zu tun, sondern mehr noch damit, dass er überzeugende Erzählungen vorgelegt hat.⁸ Keine Frage: Weber hat genau wie Durkheim noch auf Kausalität gesetzt. Das kausale Element seiner Definition von Soziologie lässt sich allerdings auch anders lesen als dies zumeist geschieht (vgl. Esser 1993: 3 ff.). Wenn Weber soziales Handeln deutend verstehen und *dadurch* in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will (Weber 1921: 1), dann begreift er deutendes Verstehen und ursächliches Erklären nicht als zwei voneinander unabhängige Analyseschritte, sondern das deutende Verstehen *ist* das Instrument, das den Ablauf und die Wirkungen sozialen Handelns ursächlich erklärt. Das wird noch deutlicher, wenn er im weiteren Verlauf seine Vorstellung von Erklärung expliziert:

»All dies [diesem Schluss geht unter anderem ein Beispiel des Verstehens der Handlungen eines Holzfällers voran; AK] sind verständliche *Sinnzusammenhänge*, deren Verstehen wir als ein *Erklären* des tatsächlichen Ablaufs des Handelns ansehen. »Erklären« bedeutet also für eine mit dem Sinn des Handelns befaßte Wissenschaft soviel wie: Erfassung des *Sinnzusammenhangs*, in den, seinem subjektiv gemeinten Sinn nach, ein aktuell verständliches Handeln hineingehört.« (Ebd.: 4; Hervorhebungen im Original)

In dem diesem Zitat unmittelbar folgenden Abschnitt zeigt Weber, wie viel Arbeit man letztlich investieren muss, um als Soziologe kausal gültige Zurechnungen zu produzieren. Genau diesem Zweck dienen schließlich die Idealtypen.⁹ Voraussetzung für eine

8 Das dürfte nur denjenigen als Abwertung seiner beispiellosen Leistung erscheinen, die von einem unmittelbaren Zusammenhang von Kausalität und Wissenschaftlichkeit ausgehen. Letzten Endes sind Erklärungen selbst Erzählungen, nur dass sie nicht Ereignisse, sondern Variablen ordnen: eine Erzählung ist eine geordnete Sequenz von Ereignissen, eine Erklärung eine geordnete Sequenz von Variablen (Abbott 2007: 73).

9 Idealtypen sind dann für methodische Zwecke konstruierte, »rationalistische« Sinnformen, die schließlich eine kausale *Zurechnung* auf Störungen vom rationalen Verlauf ermöglichen (Weber 1921: 2 f.). Siehe auch ausführlicher Weber 1904: 178 ff.

kausale Hypothese ist allerdings die verstehende Deutung sozialen Handelns.¹⁰

Aber das ist nur ein interessanter Punkt in diesem Zusammenhang. Ein weiterer aufschlussreicher Aspekt, der erst auf den zweiten Blick sichtbar wird, zeigt, dass Weber die Kontingenz des Sinns, und so gesehen auch das Problem der Bestimmung des Unbestimmten, durchaus im Blick hatte. Schauen wir noch einmal auf seine Idee von Soziologie. Weber weist darin Kausalität durch das deutende Verstehen nicht nur methodisch in die Schranken, sondern durch eine Platzierung der Handlung zwischen Ursache und Wirkung auch theoretisch. Er will einerseits die Ursachen sozialen Handelns und seines Ablaufs und andererseits seine Wirkungen ermitteln. Weber interessieren also die Ursachen, die zum sozialen Handeln führen und die Wirkungen, die von ihm ausgehen. Deshalb tritt auch, wie soeben gezeigt, der Sinnzusammenhang des deutenden Verstehens gleichsam an die Stelle der Kausalität. Handeln unterbricht die unmittelbare Verbindung zwischen Ursache und Wirkung. Das könnte man so darstellen:

Ursachen —————> soziales Handeln (Ablauf) —————> Wirkungen

Im Rahmen eines deutenden Verstehens enthält der so bestimmte Sinnzusammenhang daher auch Ursachen und Wirkungen. Sinn verweist auf für Beobachter bestehende und mögliche Ursachen, Wirkungen und Relationen zwischen Ursachen und Wirkungen. Auch deshalb ist Weber in erster Linie an einer Bestimmung des empirisch stets unbestimmten Sinnzusammenhangs interessiert.¹¹ Der Sinnzusammenhang kann also ins Zentrum platziert werden,

10 Daran schließt dann auch die Unterscheidung von sinnadäquatem Verhalten und kausaladäquaten Vorgängen an (Weber 1921: 5 f.). Letzteres wird allerdings nicht auf Gesetze gemünzt, sondern auf erfahrungsabhängige Wahrscheinlichkeiten eines gleichartigen Ablaufs. Und der Aspekt der Erfahrung verweist, wie Schütz (1932: 325 ff.) ausführlich dargestellt hat, wiederum auf eine Sinnanalyse des Erlebens.

11 Was im Prinzip Alfred Schütz (1932), wenn auch nicht in dieser Terminologie, mithin durch eine explizite Einführung des soziologischen Beobachters in Unterscheidung zu dem in der Sozialwelt Handelnden eindrücklich gezeigt hat.

denn für die Soziologie, so noch einmal Weber selbst, ist »der Sinnzusammenhang des Handelns Objekt der Erfassung« (ebd.: 6; Hervorhebung im Original).

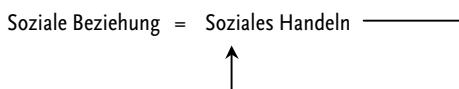
Ursachen \longleftarrow Sinnzusammenhang des Handelns \longrightarrow Wirkungen

Hier wird deutlich, wie schon beim Handlungsbegriff selbst Kausalität im (subjektiven) Sinnzusammenhang steckt, den es entsprechend zu bestimmen gilt. Sobald Weber die Ebene des individuellen Handelns in Richtung sozialer Beziehung verlässt, wird ferner deutlich, dass diese Bestimmung nur *sozial* erfolgen kann. In bestimmter Hinsicht wird Max Weber sogar erst mit der Einführung der sozialen Beziehung entschieden soziologisch (ebd.: 13 f.). Denn ob irgendein Verhalten empirisch als *soziales* Handeln beobachtet wird, ist ohne das soziale Handeln anderer (mindestens: das soziale, also darauf bezogene, Handeln eines Soziologen) nicht bestimmbar. Deshalb ist es doch verwunderlich, wie selten seine »soziale Beziehung« im Vergleich zu seinen Handlungsdefinitionen Erwähnung findet. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass sie bei genauerem Hinsehen eine Erklärung im Rahmen des Hempel-Oppenheim-Schemas vollends korrumpiert. Für den Fall einer sozialen Beziehung sieht unser Pfeilschema dann nämlich folgendermaßen aus:

... \longleftrightarrow soziales Handeln \longleftrightarrow soziales Handeln \longleftrightarrow soziales Handeln \longleftrightarrow ...

Allein durch die in einer sozialen Beziehung permanent gegebene Chance – wie es bei Weber heißt –, dass sinnhaft sozial gehandelt wird und der Minimalbedingung beiderseitigen Handelns aufeinander, folgt, dass man es nur dann mit einer sozialen Beziehung zu tun hat, wenn die Ursache sozialen Handelns das soziale Handeln (anderer) ist und seine Wirkungen ferner darin bestehen, weiteres (eigenes oder fremdes) soziales Handeln auszulösen. Wenn Handeln dadurch sozial wird, dass es »seinem gemeinten Sinn nach auf das *Verhalten* anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist« (ebd.: 1; Hervorhebung von mir, AK), so entsteht eine soziale Beziehung dann, wenn soziales Handeln sich ausschließlich auf soziales Handeln beziehen kann und immer nur daran orientiert ist – wenn es also dazu kommt, dass jegliches Ver-

halten potentiell als soziales Handeln gelesen werden kann. Radikaler als es Weber damals vorschweben konnte, kommt es also bereits hier zur Schließung einer sozialen Beziehung, die auf der Tatsache des beiderseitig aufeinander bezogenen Handelns beruht und Bedingung dafür ist, dass die soziale Beziehung über Offenheit und Geschlossenheit der Beziehung (§10 in Webers Grundbegriffen) selbst disponieren kann. Schließung heißt: eine Beziehung ist dann als solche etabliert, wenn sich soziales Handeln an vorherigem und späterem sozialen Handeln orientiert, wenn es also rekursiv wird. Das könnte man dann in folgende, an Heinz von Foerster orientierte, Darstellung bringen:



Der Witz an dieser Schließung ist, dass Ursachen und Wirkungen in dieser fortlaufenden Sequenz nicht vor Augen liegen, sondern dass es eines Beobachters (der Soziologe sein kann) bedarf, der durch eigenes soziales Handeln Schnitte legt und dadurch bestimmt, welches soziale Handeln als Ursache und welches als Wirkung betrachtet wird. Schließung ist also die Voraussetzung dafür, dass die dadurch erzeugte Unbestimmtheit des Sinnzusammenhangs, und damit auch die Bestimmung entsprechender Ursachen und Wirkungen des Handelns, möglich ist. Interessant daran ist nun nicht, dass man durch Zurechnung auf Ursachen und Wirkungen eine Erklärung stricken kann, sondern wie es möglich ist, dass man all das, also zurechnen, Ursache/Wirkung unterscheiden und erklären, überhaupt kann, ja und ferner überhaupt wollen kann. Deshalb gilt unser Interesse der Rekursivität. Das ist das eigentlich soziologische Rätsel, denn die Erklärungsrätsel werden durch dieses Rätsel erst möglich. Subjektiv gemeinter Sinn läuft dabei stets mit, ist aber keineswegs kongruent mit dem Sinnzusammenhang der sozialen Beziehung. Letztere hat und pflegt ihre eigenen Sinnformen.

Simmels Unbestimmtheit. Georg Simmel war sich des Eigensinns sozialer Formen nur zu bewusst, denn im Gegensatz zu Weber war er von vornherein an Beziehungsmustern, also an genuin sozialen

Formen, interessiert. Sein Vorschlag an die Soziologie bestand darin, sich als eine Methode und Wissenschaft zu verstehen, die die Gesellschaft mit Hilfe der Unterscheidung von Form und Inhalt beobachtet (Simmel 1908: 14 ff.). Dabei gelte das Interesse der Soziologie den *Formen* der Vergesellschaftung und nicht ihren Inhalten, also nicht den individuellen Absichten, Motiven oder Interessen, auch wenn Form und Inhalt nur gemeinsam eine Beschreibung der historisch konkreten Realität der Gesellschaft ermöglichen. Man kann Formen wie Hierarchie, Konkurrenz, Geheimnis, Familie oder Ehe für sich untersuchen, weil individuelle Vorgänge (Inhalte) keine Ursache für Gesellschaft, sondern Teilvorgänge der Synthese der Gesellschaft sind (ebd.: 45 f.). Inhalte bilden sich entweder eine Form an oder werden durch eine Form angebildet, wie Simmel es eigentümlich formuliert (ebd.: 19 f.). Mit anderen Worten: die Inhalte interessieren nur im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Form. Aber was heißt hier Form?

Form entsteht durch Wechselwirkung oder ist mithin selbst diese Wechselwirkung. Simmel benutzt zur Bestimmung von Form so gesehen einen akausalen Kausalitätsbegriff, denn Wechselwirkung erinnert an Kausalität, unterläuft sie aber im selben Augenblick. Im Ereignis der Wechselwirkung ein Hin und Her von Ursache und Wirkung, also eine Auflösung in eine Sequenz zu erblicken, wird dem Begriff nicht gerecht, denn das löst die darin steckende Paradoxie auf, bevor man auf sie aufmerksam geworden ist. Das Problem ist die Gleichzeitigkeit des aufeinander Einwirkens, die es im Augenblick ihres Auftretens unmöglich macht, Ursache und Wirkung zu unterscheiden (vgl. Bunge 1987: 166 ff.). Die soeben gewählte operative Formulierung »im Augenblick ihres Auftretens« ist wichtig, denn anschließend ist es für einen Beobachter immer möglich, Ursachen und Wirkungen zu unterscheiden und entsprechend zuzurechnen. So gesehen ist Wechselwirkung ein von Kant geborgter Verlegenheitsbegriff, ein Platzhalter für Phänomene der Emergenz. Er zeigt an, dass Simmel an einem nicht-kausalen Verständnis von Form gearbeitet hat, ihm zu jener Zeit aber noch die begrifflichen Ressourcen fehlten, die die Eigensinnigkeit dieses Vorgangs auf den Punkt hätten bringen können. Von Kommunikation wird man eben erst vierzig Jahre später sprechen. Dass er diesem emergenten Phänomen und seinen Formen zumindest auf der Spur war, zeigt auch die Figur der bestimmba-

ren Unbestimmtheit, die er als gesellschaftliches Apriori in Bezug auf das Individuum formuliert (Simmel 1908: 51): das Nicht-Vergesellschaftet-Sein des Individuums bestimmt die Art seines Vergesellschaftet-Seins. Das ist letztlich eine Formel für die soziale Bestimmbarkeit des unbestimmten Individuums und für den Umstand, dass beide Seiten sich gegenseitig bestimmen und erst so ihre Form gewinnen. Simmel geht also es nicht darum, dass das Individuum aus einem vergesellschafteten und einem nicht-vergesellschafteten Teil besteht, wie er in seinen daran anschließenden Erläuterungen nicht müde wird zu betonen, sondern um nichts geringeres als einer Bestimmung der empirischen Form der Gesellschaft selbst (ebd.: 57).

Diese Hinweise auf Form und Wechselwirkung, die Simmels Misstrauen gegenüber Kausalität und ein Interesse an der sozialen Konditionierung der Differenz von Bestimmtheit und Unbestimmtheit verdeutlichen, runden unsere kurze Inspektion dieser drei Klassiker ab, die den Zweck verfolgt hat nachzuweisen, dass die Soziologie seit ihren Anfängen als wissenschaftliche Disziplin selbst dort, wo Kausalität begrifflich scheinbar noch eine Rolle spielt, auf andere Problemstellungen gesetzt hat. Man könnte diese Darstellung auf alle soziologischen Theorien bis in die Gegenwart ausweiten und damit zeigen, dass diejenigen Abhandlungen, die für gewöhnlich so bezeichnet werden, wenn überhaupt nur zweitrangig auf eine Bestimmung von Ursachen und Wirkungen aus sind. Wenn man nur genau genug hinschaut, gilt das selbst für die Rational Choice-Theorie (vgl. Hedström/Swedberg 1996). Dennoch eignet sie sich offensichtlich auf besondere Weise dazu, entsprechende Kausalitäten zu bestimmen, was aber einfach damit zusammenhängt, dass sie keine genuin soziologische Theorie ist. Das erwähne ich nur deswegen ausdrücklich, weil es mir an dieser Stelle um eine Sensibilisierung für die Eigenheit soziologischer Problemstellungen geht und nicht, weil man keine »fachfremden« Theorien verwenden sollte, was angesichts dessen, was in dieser Untersuchung noch folgt, absurd wäre. Eine wissenschaftliche Disziplin konstituiert sich nicht durch die Namensgebung, sondern durch eine nur ihr eigene, eigentümliche, ja idiosynkratische Problemstellung. Macht man sich die Problemstellung der empirischen Sozialforschung zu eigen, die auf die Frage »warum« abzielt, ist Ra-

tional Choice augenblicklich ohne Zweifel die wirkmächtigste theoretische Orientierung. Problematisiert man soziologisch Selbstreferenz, Schließung und Unbestimmtheit, was eher auf die Frage »wie« hinausläuft, bieten Systemtheorie und Kybernetik interessante Möglichkeiten, was, wie noch gezeigt wird, nicht heißt, dass man sich darauf beschränken muss. Woher eine Theorie kommt ist also vollkommen unwichtig. Wichtig ist nur, ob sie brauchbare Lösungen für bestimmte Problemzuschnitte liefert oder nicht.

1.2 DIE UNTERSCHEIDUNG VON THEORIE UND METHODE

Angesichts dieser Überlegungen zu den Klassikern stellt sich die Frage, wie es eigentlich dazu gekommen ist, dass man Soziologie und Sozialforschung mittlerweile als untrennbare Einheit versteht und dass man sie darüber hinaus, was das eigentlich Fatale ist, in ein Verhältnis von Theorie auf der einen und Methode auf der anderen Seite bringt. Ich habe hier nicht die Absicht, die Geschichten der Sozialforschung und Soziologie neu aufzurollen,¹² aber ein Streiflicht ist diesbezüglich aufschlussreich.

Die ersten Versuche einer Verbindung der noch recht jungen akademischen Soziologie mit einer technisch und politisch bereits professionell betriebenen Sozialforschung lassen sich in den 1920er Jahren in den Vereinigten Staaten beobachten. In jener Phase sahen sich beide in Bezug auf ihre weitere Entwicklung mit unterschiedlichen Schwierigkeiten konfrontiert. Der zu sozialpolitischen Zwecken errichtete, riesige Survey-Apparat, dem die Sozialforschung ihre rasante Weiterentwicklung zu einem großen Teil verdankt, produzierte zwar eine Unmenge von Daten zu Delikten, ausgeübten Berufen, Wahlergebnissen oder Krankheiten, führte aber zu der Frage, wie sich diese selbstproduzierte Flut von Daten in irgendeiner Form ordnen und interpretieren lässt (vgl. Zeisel 1975: 132 ff.). Die Soziologie wiederum sah sich trotz ihres im Vergleich zu Deutschland universitär bereits gefestigten Status noch immer mit (Selbst-)Zweifeln an ihrer Wissenschaftlichkeit konfrontiert (Abbott 1997). Von einem Austausch konnten also beide

12 Siehe für die Sozialforschung Maus 1973, Schnell/Hill/Esser 1989: 23 ff. und Zeisel 1975; und für die Soziologie insbesondere Lepenies 1997.

Seiten nur profitieren. Für die Sozialforschung war das soziologische Theorieangebot attraktiv, weil es ihre Daten in einem größeren Kontext lesbar machen konnte und die Soziologie zeigte sich von den sich abzeichnenden Möglichkeiten der Quantifizierung und Datenerhebung fasziniert, die ihr womöglich den Nimbus einer echten Wissenschaft verleihen konnten. Vermutlich war es dann dem doch sehr unterschiedlichen Entwicklungstempo von statistischen Analysewerkzeugen auf der einen und Theorieinnovationen auf der anderen Seite geschuldet, dass sich die Hoffnungen auf die Entstehung einer einheitlichen und echten Wissenschaft des Sozialen auf die Sozialforschung konzentrierten. Die Präzision statistisch unterfütterter Kausalmodelle und ihre für politische, ökonomische und massenmediale Zwecke sehr brauchbare Produktion von Erklärungen, führte dann in den 1940er Jahren zu einem Durchmarsch der kausalen Variablenanalyse und einer damit gleichsam technisch erzwungenen individualistischen Ausrichtung der Forschung (Coleman 1986: 1313 ff., Emirbayer/Goodwin 1994: 1416 f.). Ungefähr zwanzig weitere Jahre später, also in den 1960er Jahren, war diese Form der sozialwissenschaftlichen Forschung letztlich als Standardmodell der Soziologie institutionalisiert.¹³ Das wurde zudem durch einen sich damals vollziehenden Generationenwechsel begünstigt, denn in dieser Zeit verschwand langsam die Generation, die noch zwischen Soziologie und den Variablen der Sozialforschung unterscheiden konnte (Abbott 1997: 1162-64).

Seitdem hat die Beziehung zwischen Soziologie und Sozialforschung eine Schlagseite. Die Theoriequalität soziologischer Bemühungen wird an den kausalistischen Theorieanforderungen der Sozialforschung und ihrer Variablen gemessen. Kausalanalytisch nicht erfassbare soziale Phänomene werden zumeist einfach ignoriert. Kommunikation, Wechselwirkung oder Interaktion gelten nun eher als methodisches Ärgernis denn als Art und Weise, wie sich Sozialität abspielt und realisiert (ebd.). So haben sich auch die Fronten verhärtet. Was als Vernunftfeie begonnen hat, ist nun zu einer Hassliebe geworden. Einer scheiternden Ehe ähnlich, hagelt es einerseits laufend Vorwürfe, das man sich wechselseitig zu we-

13 An verschiedenen kritischen Beobachtungen dieser Entwicklung hat es schon zu jener Zeit nicht gefehlt. Siehe insbesondere Blumer 1956 und Mills 1959: 50 ff.

nig Beachtung schenkt, aber man findet andererseits immer auch gute Gründe, sich nicht zu trennen: vor allem die gemeinsamen Kinder.

Heutzutage von einer grundlegenden Differenz von Soziologie und Sozialforschung auszugehen, hat durchaus etwas Künstliches an sich. Das mag sein, denn ich habe diesen Unterschied wieder *hergestellt*, um in Erinnerung zu rufen und zu zeigen, dass hier unterschiedliche Forschungsinteressen und Problemstellungen am Werk sind, die nur noch vermengt oder ununterschieden mittransportiert werden. Doch zum Kern des Problems stößt man erst vor, wenn man diesen Zusammenhang im Lichte der Unterscheidung von Theorie und Methode betrachtet und dabei die Rolle der Kausalität im Blick behält. Die Konzentration auf Kausalität in Forschung und Lehre hat nämlich zu einer eigentümlichen und fragwürdigen Zurechnung von Theorie auf die Seite der Soziologie und von Methoden auf die Seite der Sozialforschung geführt. Das hat den Akt der Verschmelzung gleichsam vollständig gemacht – denn nun war Soziologie ohne Sozialforschung nicht mehr zu haben. Hier stößt man also letztendlich auf das Moment, das dazu geführt hat, Soziologie immer als empirisch leer und Sozialforschung als theorielos zu begreifen. Die Abwertung des Unterschieds von Soziologie und Sozialforschung geht einher mit einer extremen Aufwertung des Unterschieds von Theorie und Methoden – und Kausalität war für beides der Schlüssel: »It was this final move to ›causal analysis‹ that created the real abyss between theory and methods.« (Ebd.: 1164) Deswegen mussten wir auch den Spuren des Kausalitätsparadigmas bei Durkheim, Weber und Simmel folgen. Das Theoriedesaster der Soziologie, von dem Luhmann spricht und das sich auf die allzu weit getriebene Verschmelzung der Soziologie mit der Sozialforschung zurückführen lässt, entspringt einer damit einsetzenden Überschätzung von Kausalität. Seit dem für die Sozialwissenschaften durchaus wichtigen Siegeszug der empirischen Sozialforschung nimmt man nun an, dass Theorie auf der einen und Methode auf der anderen Seite zu bekommen sei.

Es ist in Bezug auf diese Entwicklung bezeichnend, dass sich der Ausdruck »empirische« Sozialforschung etabliert hat, obwohl es eigentlich keinen Grund gibt, nicht auch von empirischer Soziologie zu sprechen. Letzteren Begriff hat René König benutzt, aber mit Sozialforschung gleichgesetzt, um Theorie- und Begriffsbil-

dung zwar für notwendig zu erachten, sie aber in alter kantianischer Manier zu den transzendentalen, nicht-empirischen Verfahren der Soziologie zu rechnen (König 1973a). Man hat Soziologie damit auf Sozialforschung als Methode verpflichtet. Solche Vorstellungen haben der Soziologie ihre Empirie gekostet und den Eindruck erweckt, man müsse ihr qua Sozialforschung Empirie einimpfen. Dabei hat die Soziologie schon immer einen eigenen empirischen Zugang gepflegt, und zwar durch Theoriebildung, die zugleich auch eine Methode bestimmen kann, die es ihr dann erlaubt, empirische Annahmen auf ihre Weise zu plausibilisieren. Das heißt keinesfalls, dass man in der Soziologie keine Interviews führen darf oder auf Feldforschung und statistische Auswertungen verzichten muss – ganz im Gegenteil, auch wenn narrative, formale und vergleichende Verfahren dem theoretisch geforderten Detailreichtum viel eher gerecht werden als die Unterstellung kausaler Verknüpfungen zwischen Variablen (vgl. Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008). Es bedeutet aber durchaus, dass man das Verhältnis zwischen Soziologie und Sozialforschung wieder offener anlegen muss. Soziologische Theorie steht und fällt nicht mit einer Befragung, Inhaltsanalyse oder Regression. Aber sie kann viel dadurch gewinnen. Und man muss umgekehrt Theorien wie die von Niklas Luhmann, Bruno Latour oder Harrison White nicht zur Grundlage machen oder gar mit überprüfen, wenn man mit Hilfe einer Befragung erklären möchte, warum Partnerschaften scheitern, Menschen zur Aral fahren, obwohl es an der freien Tankstelle billiger ist oder warum die neu gestaltete Mensa noch weniger Zulauf hat als vorher. Auch hier gilt, dass man von soziologischen Theorien durchaus profitieren kann, zum Beispiel durch neue Problemstellungen, Hinzugewinn an Operationalisierungsphantasie oder andersartige Dateninterpretationsmöglichkeiten. Aber man braucht sie für solche Studien eigentlich nicht.

Man kann daher die zumeist normativ vorgetragene Forderung einer strikten Kopplung von zwei auf ihre jeweils eigene Art und Weise fruchtbaren Forschungstraditionen getrost ignorieren. Soziologie und Sozialforschung können ihre jeweilige Stärke nur dann ausspielen, wenn ihr Verhältnis als das einer *losen*, also gerade nicht von vornherein festgelegten (strikten) Kopplung begriffen wird. Es sind zwei unterschiedliche Milieus, die ihre jeweils eigenen Begriffe und Forschungsfragen hervorbringen und meist auch

unterschiedliches Personal anziehen und beherbergen. Das ist evident, auch ohne Erhebung. Ein Blick in die Universitäten genügt (auch wenn der Personalunterschied in Deutschland ausgeprägter ausfallen könnte als in den Vereinigten Staaten). Es hat deshalb keinen Sinn davon auszugehen, dass man es einfach mit zwei Lagern innerhalb desselben Territoriums zu tun hat. Vielmehr handelt es sich um zwei verschiedene Arten Territorien abzustecken. Es sind zwei unterschiedliche Formen, sozialwissenschaftliche Forschung zu betreiben. Das bedeutet, dass sowohl die Soziologie als auch die Sozialforschung ihre jeweils eigenen Theorien und Methoden entwickeln und anwenden.¹⁴ Beide brauchen sowohl Theorie als auch Methode und entwickeln daher auch beides. Sie tun insofern dasselbe, aber jeweils anders. Sie brauchen beide Methoden, um (korrekte) Bedingungen ihrer wissenschaftlichen Praxis bestimmen zu können, und sie brauchen ihre jeweiligen Theorien, um den erforderlichen Gegenstand beziehungsweise ihren Gegenstandsbezug herzustellen (vgl. Luhmann 1990a: 403 ff.). Methoden sind ohnehin weniger ein Garant für empirische Nähe, während Theorien immer nur zu abstrakt und zu wenig empirisch beziehungsweise »praxisorientiert« sind, sondern Methoden sind die von außen, also wissenschaftsextern, fremdartig erscheinenden Kriterien, die so empiriefremd wie möglich formuliert sein müssen, um Wissenschaftlichkeit signalisieren und reproduzieren zu können¹⁵, während soziologische Theorien verdeutlichen, dass es um etwas außerhalb der Wissenschaft geht, dass also immerzu ein Bezug auf etwas mitläuft, das die Gesellschaft (in welcher Form auch immer) betrifft.¹⁶

14 Das schließt es wie gesagt nicht aus, sich bei den Theorien und Methoden des jeweils anderen zu bedienen, sondern ist geradezu eine Voraussetzung für einen gewinnbringenden Bezug.

15 Siehe dazu bereits Max Weber (1921: 9 f.) in Bezug auf Idealtypen.

16 Bei Luhmann heißt es in Bezug auf die Systemtheorie, dass die Unterscheidung von System und Umwelt Begriff und Realität betreffe (Luhmann 1997a: 29). Ohne Empirie kommt die Systemtheorie also keinesfalls aus, auch wenn Luhmann seine Aufgabe weniger darin sah, selbsterzeugte Daten zu interpretieren. Er konnte sich aber durchaus vorstellen, dass sich mit der Systemtheorie auch im herkömmlichen Sinne empirisch Forschen lässt. Siehe zu diesem Sachverhalt in ande-

Die vorangehenden Überlegungen stellen uns nun vor eine Schwierigkeit. Die Methoden der Sozialforschung sind in unzähligen Lehrbüchern festgehalten.¹⁷ Aber was soll die Methode der Soziologie sein, wenn man die Vorstellung aufgibt, dass es die sogenannten Methoden der empirischen Sozialforschung sind, wie man es in einem Soziologiestudium für gewöhnlich lernt? Die Soziologie lebt in dieser Hinsicht von einem Kurzschluss: Die jeweilige Theorie ist die Methode. Die These ist gewiss extrem zugespitzt formuliert.¹⁸ Eine abgeschwächte Formulierung lautet, dass die Theorie die Methode bestimmt, dass also Theoriearbeit nötig ist, um den methodischen Zugang zu gewinnen. In ihrer starken Form lässt sich die These, so möchte ich behaupten, bei den Klassikern belegen (insbesondere bei Simmel) und gilt mindestens auch für die phänomenologische Soziologie (Schütz 1932), den Sozialbehaviorismus (Mead 1934), die Systemtheorien von Talcott Parsons und Niklas Luhmann und aktuell ausdrücklich für die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour. In ihrer abgeschwächten Form findet sie sich, um nur die bekannteren Theorien zu nennen, bei der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), der Konversationsanalyse (Sacks

rer Hinsicht auch Nassehi 1998 und außerdem die pointierte Reaktion von Besio/Pronzini 1999.

- 17 Auch die Theorie der Sozialforschung ist sehr gut dokumentiert. Siehe zum Beispiel Coleman 1990, Esser 1993, Opp 2002 und Stinchcombe 1968. Dass sie hier als Theorien der Sozialforschung sichtbar werden, heißt im Übrigen nicht, dass man dort keine Soziologie vorfindet. Ganz im Gegenteil (eine solche Behauptung wäre mehr als irrwitzig). Es geht weder um eine Kategorisierung von Gruppen oder Forschern noch um ein Qualitätsurteil und auch nicht darum zu verkennen, dass Soziologie und Sozialforschung mittlerweile auf eine recht lange gemeinsame Geschichte zurückblicken. Aber vor dem Hintergrund der oben vorgenommenen Rekonstruktion der Unterscheidung, ist die generelle Ausrichtung dieser Theorien letzten Endes eindeutig von den Möglichkeiten der Sozialforschung diktiert.
- 18 Aber dennoch ist es in der Soziologie keine unbekannte These. Norbert Elias hat seine Überlegungen zur Frage *Was ist Soziologie?* (1970) unter anderem um dieses Problem herum gebaut und bereits genauso scharf formuliert, »daß die Trennung von Methode und Theorie auf einer Täuschung beruht« (ebd.: 61).

1963, 1995), der Rahmenanalyse (Goffman 1974) und der Netzwerktheorie von Harrison C. White (1992, 2008).

Besondere Evidenz bekommt diese These, wenn man sie (in ihrer schwächeren Form) an einem empirischen Beispiel vorführen kann, von dem man eigentlich erwartet, dass dort gerade das Gegenteil der Fall ist, nämlich die Chicagoer Soziologie der 1920er Jahre um Robert E. Park und William I. Thomas. Die übliche Sichtweise auf diesen berühmten Abschnitt der soziologischen Forschung beläuft sich meist auf die Feststellung, dass dort gar keine theoretischen Innovationen zu finden sind und es sich dabei eher um eine empirische Schule und ein Paradebeispiel von Sozialforschung handelt, weil dort insbesondere ethnographische Methoden praktiziert und für die Soziologie fruchtbar gemacht worden sind.¹⁹ Andrew Abbotts ausführliche Betrachtung der Chicagoer Schule zeigt hingegen, dass das eine mindestens unvollständige, wenn nicht sogar falsche Darstellung ist (Abbott 1997). In Chicago wurde in erster Linie Soziologie und nicht Sozialforschung betrieben. Im Zentrum stand die Situiertheit sozialer Vorgänge in Zeit und Raum. Das hat zu einer ökologischen Sozialtheorie geführt – zu einer Theorie der räumlichen und temporalen Kontextualisierung. Es wurden dabei unter anderem verschiedene Grade der Kontextualisierung unterschieden, die dann die Methode der Feldforschung mitbestimmen haben und nicht umgekehrt. Nur durch entsprechende Theoriebildung konnte man wissen, dass man Methoden zur Erfassung von *natural histories*, Karrieren und interaktionalen Feldern brauchte.²⁰

19 Allenfalls werden dort erste Versuche der Verschmelzung zwischen theoretischer Soziologie und empirischer Sozialforschung festgemacht (Maus 1973: 39 f.).

20 Auch Abbott selbst lässt sich von dieser theoretischen Bestimmung zunächst unbestimmter Methoden leiten. Seine Arbeiten zur Methode der Sequenzanalyse (zum Beispiel Abbott 1995b) sind aus seinen theoretischen Überlegungen zur temporalen Ereignisstruktur und Kontextabhängigkeit des Sozialen sowie der Notwendigkeit nicht-kausaler Modellierung hervorgegangen (siehe vor allem Abbott 1988 aber auch 2001b). Abbott liefert in dem oben zitierten Aufsatz zur Chicago School ein weiteres Indiz. In der Diskussion gegenwärtiger kontextualistischer Methoden, die sowohl eine maximale räumliche als auch zeitliche Kontextualität erfassen können, liefert er keine Antwort. Begrün-

Das ist letztendlich auf die Entwicklung einer Vorstellung von sozialer Struktur hinausgelaufen, die sich den Problemen der Kontingenz und der empirischen Frage der wechselseitigen Bestimmung von unbestimmten Kontexten widmet:

»[...] implicit in this whole focus on context and contingency was a coherent vision of social structure. The Chicago writers believed in social structure to be a set of temporary stabilities in a process of flux and reciprocal determination. The social world was made up of actors mutually determining each other in ways sometimes deliberate and sometimes quite unforeseen. But the cornerstone of the Chicago vision was location, for location in social time and space channeled the play of reciprocal determination.« (Ebd.: 1157 f.)

Dieses Beispiel der Chicagoer Soziologie stützt nicht nur unsere These, dass die Soziologie ihre Methode über Theoriearbeit gewinnt, sondern sie macht auch deutlich, dass es nicht darum geht, eine Gruppe der Soziologen gegen eine Gruppe der Sozialforscher auszuspielen und abzugrenzen. Es geht ganz im Gegenteil darum, wieder in die Lage versetzt zu werden, Soziologie und Sozialforschung auf der einen und Theorie und Methode auf der anderen Seite als *Unterscheidungen* in Rechnung stellen zu können, die überdies orthogonal zueinander stehen. Das führt zu einer Erweiterung des Forschungspotentials, ohne gleich die Zumutung mitzuliefern, dass man nun immer alle sich daraus ergebenden Möglichkeiten in Betracht ziehen muss. Man kann eben auch nur Soziologie oder nur Sozialforschung betreiben oder auch, nacheinander oder nebeneinander, zwischen diesen beiden Forschungsrichtungen hin- und her springen. Deshalb macht die Ausbildung in beiden Bereichen Sinn – aber es macht keinen Sinn, den einen Bereich als Theorie und den anderen als Methode zu verkaufen.

1.3 METHODOLOGIE UND DAS PROBLEM DER KAUSALITÄT

Wenn davon die Rede ist, dass die Unterscheidung von Theorie und Methode unscharf wird oder gar zusammenbricht, dann läuft

dung: »[It] requires some profound theoretical work.« (Abbott 1997: 1176, Fn. 33)

das nicht auf eine Aufhebung der Differenz von Theorien und Methoden hinaus. Das Argument lautet vielmehr, dass es vielversprechend ist, diese Unterscheidung als *Unterscheidung* zu thematisieren, um neue Problemformeln zu gewinnen, die der Soziologie eine größere method(olog)ische Varianz ermöglichen. Damit erübrigt sich die im vorangehenden Abschnitt gestellte Frage nach einem adäquaten Ersatz für das theoretisch erreichte Niveau der Klassiker. An ihre Stelle tritt die Frage, was soziologische Theorien überhaupt zu solchen macht, so dass es möglich wird zu sehen, wie ein gewisses Theorieniveau aufrechterhalten wird. Folgt man den bisherigen Überlegungen und beobachtet man ferner die Soziologie im Hinblick auf ihren Umgang mit Theoriezuschreibungen, kann die Antwort nur lauten, *dass Theorien nur dann als solche gelten und Einzug in die Systematik der Soziologie erhalten, wenn sie zugleich als Methode gelesen werden können*. Legt man empirisch neben den Klassikern diejenigen Theorien zugrunde, die aktuell unter der Überschrift »soziologische Theorie« geführt und zitiert werden, dann lässt sich wie oben angedeutet zeigen, dass sie Theorie und Methode ganz im Sinne der klassischen Intuition als Unterscheidung in sich aufnehmen, das heißt ihre Theorie zugleich als Methode der Beobachtung empirischer Prozesse anlegen, indem sie gleichsam Injunktionen formulieren, deren Befolgung zu entsprechenden Resultaten führt.²¹ Eine soziologische Theorie wird also dann als Theorie beobachtet, wenn sie als *Methodologie* funktioniert, das heißt Unterscheidungen nicht nur verwendet, um Aussagen über einen Gegenstand zu machen, sondern mit ihnen zugleich (unabhängig davon, ob implizit oder explizit) mitliefert, wie sich diese Beobachtungen erzeugen lassen und wie man vorgehen muss, um sie zu replizieren.

Das ist gar nicht so weit entfernt von dem Theorieverständnis, das man in herkömmlichen methodologischen Abhandlungen der

21 Das scheint in den Naturwissenschaften im Übrigen schon immer so gewesen zu sein. Das ist vermutlich auch der Grund dafür, dass Naturwissenschaftler kaum ausdrücklich als solche gekennzeichnete methodologische Überlegungen oder Abhandlungen verfassen. Die »Stärke« der Naturwissenschaften besteht genau darin, den Unterschied von Theorie und Methode nicht zu überschätzen, sondern sie als Unterscheidung zu begreifen.

Sozialforschung vorfindet. Ihre (Meta-)Theorie ist letztendlich nichts anderes als die hypothetisch-deduktive Methode: Eine Theorie ist eine Menge von Gesetzen (nomologische Hypothesen), aus denen mindestens ein weiteres Gesetz abgeleitet wurde (Opp 2002: 36 ff.) – was der methodischen Anweisung gleichkommt: Formuliere und verknüpfe Gesetze so, dass du mindestens ein weiteres Gesetz daraus ableiten kannst. Ob die klassische Methodologie, die sich selbst mit Wissenschaftstheorie identisch setzt, sich selbst auch so beschreiben würde, spielt hier keine Rolle. Wichtig ist vielmehr zu sehen, dass die These, dass eine Theorie selbst zugleich als Methode fungieren kann, nicht nur für die Soziologie, sondern unter Umständen auch für die Sozialforschung gilt, so dass sich hier womöglich eine generalisierbare methodologische Position abzeichnet.

Bislang sind die Klassiker auf ihre Kausalitätsvorstellungen hin geprüft worden, um die Wurzeln der Soziologie von denen der Sozialforschung trennen zu können. Jetzt arbeiten wir an der Unterscheidung zwischen Theorie und Methode und stellen fest, dass die aktuelle Engführung der klassischen sozialwissenschaftlichen Methodologie/Wissenschaftstheorie auf kausale Formulierungen zusätzliche Aufmerksamkeit erfordert, weil sie dafür verantwortlich ist, dass soziologische Theoriebildung und Methoden auseinanderreiben. Während Kausalität die Unterscheidung zwischen Soziologie und Sozialforschung als Identität erscheinen lässt, sorgt sie im Fall der Unterscheidung von Theorie und Methode umgekehrt dafür, dass sie als wechselseitig sich ausschließende Kategorien behandelt werden, inklusive des damit beständig auftretenden Problems, wie die auf diese Weise erzeugte Kluft überbrückt werden kann.

Wie oben bereits diskutiert, hat die Einführung und allmähliche Verfeinerung von empirischen Forschungstechniken zu einer Sichtweise geführt, die eine Anwendung des Prinzips der Kausalität auch für die Soziologie gefordert und durchgesetzt hat (vgl. Abbott 1997). Aus Sicht der kausalen Methode mussten nun soziologische Theorien eine Form haben, die sie im Rahmen der Kausalität und der damit verknüpften Möglichkeiten operationalisierbar und überprüfbar macht. Die Entwicklung der sozialwissenschaftlichen Methodologie hat damit die Frage sozialer Komplexität (und Kontingenz) einfach unter den Tisch fallen lassen. Sie hat das Pro-

blem der Komplexität erfolgreich invisibilisiert, indem sie auf zwei vom Prinzip der Kausalität abhängige Prämissen gesetzt hat: (1) Zentrale Aufgabe der Methodologie ist die Kritik von Theorien hinsichtlich ihrer Überprüfbarkeit und (2) der essentielle Auftrag der Soziologie ist die Bereitstellung von kausalen Erklärungen respektive Prognosen (vgl. Opp 2002). Das ist freilich auch eine Möglichkeit des Umgangs mit Komplexität. Gegen Vereinfachungen ist nichts einzuwenden, wenn sie dem Problem, hier: Komplexität, angemessen sind und es nicht einfach ignorieren oder verschwinden lassen. Deshalb sind Zweifel angebracht, ob die gewählte Vereinfachungsform der klassischen Methodologie im Hinblick darauf adäquat ist.

Zwei Zweifel dominieren. Der eine Zweifel ist wissenschaftshistorischer und -theoretischer Art. Die kausale Vereinfachung der sozialwissenschaftlichen Methodologie folgt einem cartesischen Muster, das die Wissenschaften des 20. Jahrhunderts längst abgelegt haben. Denn wie Gaston Bachelard im Blick auf den neuen wissenschaftlichen Geist in Mikrophysik und Chemie zeigt, gelingt es einer cartesischen Methode zwar, »die Welt zu *explizieren*, aber sie vermag die Erfahrung nicht zu *komplizieren*, und das wäre die eigentliche Aufgabe *objektiver Forschung*« (Bachelard 1934: 137; Hervorhebungen im Original).²² Der Vorschlag von W. Ross Ashby wie Forschung und Theorie mit dem empirischen auftauchenden Problem der Komplexität umgehen können, ist ebenfalls einfach, aber weitaus angemessener als die Reduktion auf Kausalität. Er spricht von *operational research*, das auf drei Prinzipien ruht (Ashby 1958): Frage nicht warum etwas passiert, sondern beobachte einfach, was passiert; sammle nie mehr Information als für die jeweilige Aufgabe nötig; gehe nie davon aus, dass das System sich nicht ändert.

22 Hier muss ein Verweis auf Bruno Latour und seine Auffassung von Objektivität hinzugefügt werden, weil er deutlich macht, dass gerade in der Relativität des Beobachters die Objektivität liegt und dass letztere überdies im englischen Sinne (*objection*) wörtlich genommen werden muss: Man muss dafür sorgen, dass die Theorie-Methode den Gegenstand nicht verstummen lässt, sondern seine Einwände ernst nehmen und mit aufnehmen kann. Eine nicht-cartesische Methode verkompliziert deshalb die Erfahrung und macht sie *dadurch* objektiv. Vgl. Latour 1988 und 2007.

Das entspricht letztlich der Umstellung von kausalen Warum- und ontologischen Was- auf ontogenetische Wie-Fragen, die nicht nur in den Naturwissenschaften zu beobachten ist (vgl. Stengers 1997: 123 ff.), sondern auch in der Soziologie (Becker 1998: 58 ff., Luhmann 1990b, White 2008: xvii). Die als selbstverständlich geltende Verbindung von Kausalität und Wissenschaftlichkeit wird vor dem Hintergrund dieser hier nur angedeuteten Entwicklungen brüchig und fragwürdig.

Der andere, in diesem Zusammenhang gewichtigere, Zweifel ist empirischer Art. Geht man nämlich von dieser selbst auferlegten Beschränkung der Methodologie auf Kausalität aus, können zahlreiche Theorien, die als solche verwendet, gelehrt und zitiert werden, gar keine Theorien sein – weder Ethnomethodologie noch Diskurs- oder Rahmenanalyse noch die Theorie reflexiver Modernisierung noch System- oder Netzwerktheorie.²³ Dessen ungeachtet behandeln und betrachten Soziologen sie trotzdem als Theorien. Wie kann also die Methodologie, als Beschreibung dessen, was Sozialwissenschaftler tun (vgl. Lazarsfeld 1959, Opp 2002: 10 ff.), mit diesem empirischen Faktum umgehen? Angesichts der kategorialen Trennung von Theorie und Methode fällt ihr jeglicher Umgang damit schwer. Es bleiben jedoch zwei Möglichkeiten. Entweder sie hebt die Beschränkung des Theoriebegriffs auf Kausalhypothesen und Deduktion methodologisch auf oder, und das ist bei einer normativ argumentierenden Wissenschaftstheorie wahrscheinlicher, sie wird Soziologen dafür kritisieren müssen, dass sie die Ergebnisse der methodologischen Forschung ignorieren und sie so dann dazu auffordern, ihr Verhalten zu korrigieren.²⁴ Letzteres würde heißen, dass man entsprechende Theorien kausal rekonstruieren müsste, was ohne Zweifel möglich ist.²⁵ Jede Theorie, aber

23 So zum Beispiel ausdrücklich Esser 2002: 130.

24 Hans-Georg Gadamer (1975: XVII) wundert sich darüber, wie Philosophen überhaupt einen solchen Anspruch formulieren können. Er hält ihn gar für »absurd«.

25 In der Organisationsforschung ist das in den 1960er Jahren mit damals gängigen Formen der Systemtheorie unter dem Titel »Kontingenztheorie« im Prinzip auch schon versucht worden. Doch der mangelnde Erfolg und ihre spätere empirische Widerlegung (vgl. Türk 1989) zeigen, dass man der Systemtheorie damit womöglich genau das

auch jede Empirie oder Praxis, lässt sich kausal rekonstruieren. Genau das spricht jedoch nicht dafür, sondern vielmehr dagegen, ein solches Vorgehen zum Ausgangspunkt zu machen und dementsprechend Erklärung zum Zweck der Soziologie zu erklären. Das Problem besteht also nicht unbedingt darin, dass sich die soziale Welt nicht mit Hilfe von Kausalgesetzen erklären lässt.²⁶ Die Sozialforschung ist der empirische Beweis, dass es geht. Wenn man überhaupt auf dieser Argumentationslinie verweilen möchte, dann ist es eher umgekehrt: die Kausalanalyse schließt zu viele andere, *gleichzeitig* mitwirkende Kausalitäten aus²⁷ – auch wenn der kritische Rationalismus das mit dem Begriff des Informationsge-

genommen hat, was sie interessant macht, nämlich das In-Rechnungstellen einer permanent mitlaufenden Veränderung und Selbstbestimmung interner Zustände einer Organisation, das damals längst unter Titeln wie informationelle Geschlossenheit und Selbstorganisation bekannt war (vgl. Ashby 1961).

- 26 Wie man dennoch zu Recht immer wieder angemerkt hat, angefangen bei Georg Simmel (1890: 124 ff.). Dort vor allem, aber nicht nur, in Bezug auf Gesetze der Entwicklung. Es sei, so Simmel an dieser Stelle, die empirische und theoretische Unbestimmtheit, die der Bestimmung von Kausalität im Wege stehe.
- 27 Instruktiv dazu liest man bei Michael Schmid, »dass die kausalanalytische Forschungspraxis beständig mit dem Problem zu kämpfen hat, die behaupteten Zusammenhänge nur höchst *unvollständig* erfassen zu können, was den Verdacht nahe legt, dass sie fehlerhaft konzipiert wurden, und überdies mangels theoretischer Vorüberlegungen *nicht wissen kann*, wie sie ihre fehlerhaften Befunde gezielt zu verbessern hätte. Die statt dessen üblichen Ad-hoc-Veränderungen des Hypothesenbestands taugen nur unter unkontrollierbaren Umständen zur Formulierung eines ›progressiven Forschungsprogramms‹ und geben in der Folge offenbar keinen Anlass, die verwendete ›Kausalmethode‹ zu überdenken, die für den bedenklichen Zustand der Forschung verantwortlich zu machen ist« (Schmid 2006: 13, Fn. 19; Hervorhebungen im Original). Schmid plädiert deshalb für mechanismische Erklärungen, bleibt dabei aber dem Kausalitätsparadigma in modifizierter Form treu. Charles Tilly plädiert dagegen eher für den Einsatz exponierter Formalismen, die kausal sein können, *aber nicht müssen* (Tilly 2004b). Auf Tilly kommen wir noch zurück.

halts als Stärke auszulegen versteht. Eine solche Gleichzeitigkeit von Kausalitäten schließt aber, genauso wie die Annahme einer Interdependenz, Kausalität gerade aus. Es geht hier allerdings nicht nur um die gleichzeitige Interdependenz einzelner Variablen, sondern überdies um die Frage, wie man das Verhältnis mehrerer mitwirkender Kausalitäten begreifen soll, die selbst nicht kausal verbunden sein können, weil sie gleichzeitig mitwirken – was eine eindeutige Zurechnung von Ursachen und Wirkungen unmöglich macht (vgl. Maruyama 1963, Weick 1979).

Diese Frage der Selektivität des Ein- und Ausschluss von Kausalität ist kein abstraktes Kuriosum, sondern geradezu typisch für soziale Verhältnisse. Deshalb ist es auch relevant, ob die Soziologie (und nicht die Wissenschaftstheorie) in der Lage ist, darauf eine Antwort zu finden. Das Thema ist nicht, ob Kausalität möglich ist oder nicht, sondern es geht um die Identifikation derjenigen Probleme, die unsere wissenschaftliche Aufmerksamkeit verdienen. Und eben hier findet sich eine Stelle, an der es mehr als interessant wird: gleichzeitige Interdependenz macht die Lage komplex, also selektionsbedürftig und insofern: unbestimmt. Zentrale Begriffe der soziologischen Theorie wie Kommunikation, Sinn, Interaktion oder Intersubjektivität zeigen an, dass man sich dieses Problems bewusst ist und nach Möglichkeiten der Beschreibung von Verhältnissen der Bestimmtheit und Unbestimmtheit sucht. Eine solche Suche stößt auch auf Kausalität als *eine* empirisch beobachtbare Möglichkeit, die Unbestimmtheit der Verhältnisse zu bestimmen, und zwar durch eine Selektion von Ursachen und Wirkungen inklusive ihrer Zurechnung auf bestimmte Elemente (oft Personen oder eben: Akteure). Kausalität bleibt also interessant, aber nicht als theoretisches oder methodisches Konzept, sondern als empirisches Phänomen. Die methodologische Annahme, dass Kausalität die Selektivität (auch noch: nur der Akteure) bestimmt, ist eine viel zu starke Einschränkung der soziologischen Forschungsmöglichkeiten. Kausalität und Akteure sind nur zwei Selektivitätsmuster beziehungsweise nur zwei Formen unter vielen.

Angeichts der Tatsache, dass Kausalannahmen empirisch (auch in der Wissenschaft) immer wieder vorkommen und gerade im Alltag unentbehrlich zu sein scheinen, sich aber stets unzählige Kausalketten plausibilisieren lassen, ohne zugleich letzte Ursachen mit plausibilisieren zu können, ließe sich also mehr gewinnen,

wenn man danach schaut, in welchen Kontexten und mit welchen Methoden Beobachter Kausalitäten konstruieren. Für eine *empirisch* ansetzende Kausaltheorie der Kausalität hieße das allerdings, dass sie autologisch, also selbstreferentiell, gebaut sein müsste. Sie müsste ihre Kausalitätsannahme kausal erklären können. Auch das ist möglich. Aber wenn man dann die damit unweigerlich auftretenden Tautologien und Paradoxien ernst nimmt, hat man längst den Rahmen der klassischen Wissenschaftstheorie verlassen – und mit ihm die damit verbundene Prämisse der Kausalität. Unter diesen Umständen scheint es daher angebracht, eher die wissenschaftstheoretische Beschränkung auf Kausalität fallen zu lassen als eine daran orientierte Korrektur der soziologischen Praxis zu fordern.

Die Systemtheorie, und mit ihr die Formtheorie, die hier noch ausführlich vorgestellt wird, verdienen nicht zuletzt deswegen Beachtung, weil sie mit weitaus schwächeren Voraussetzungen beginnen.²⁸ Die Formtheorie setzt beispielsweise nur noch auf die Beobachtung von Unterscheidungen. Sie tut es nicht deshalb, weil sie Kausalität leugnet, sondern weil es unnötig stark einschränkt, mit Kausalität zu *beginnen*. Sie verschiebt das Problem deshalb auf die letztlich nur empirisch zu klärende Frage, welche Beobachter welche Selektionsmuster (Unterscheidungen) pflegen. Kausalbehauptungen werden dadurch nicht aus-, sondern eingeschlossen, denn es geht nur darum, den Prämissencharakter von Kausalität fallen zu lassen und sich dessen bewusst zu sein, dass Kausalität sich in bestimmten Hinsichten bewährt, aber in vielerlei Hinsichten an ihre Grenzen stößt, und zwar insbesondere in Bezug auf die Komplexität, Verteiltheit, Gleichzeitigkeit und Selbstähnlichkeit sozialer Zusammenhänge. Ein Begriff der Form, der Kommunikation und Kontextualität (und zwar nicht bloß als unabhängige Variable) berücksichtigt, kann auf diese Umstände weitaus flexibler reagieren,

²⁸ Zu den schwächeren Prämissen der Quantenmechanik im Vergleich zur klassischen Physik und den dadurch ermöglichten, erweiterten Geltungsbereich, der den Realitätsbereich der klassischen Physik einschließt, siehe Mittelstaedt (2000: 66 f.). Latours Begriff der Infraspache zielt auf dasselbe ab: eine Theorie-Methode so zu formulieren, dass sie nicht schon vorbestimmt, woraus das Soziale besteht und wie es sich versammelt und stabilisiert (Latour 1996, 2007).

auch wenn man dann auf Erklärungen im herkömmlichen (also kausalen) Sinne und erst recht auf Prognosen verzichten muss.²⁹

Wie bei jeder Theorie, die ohne Kausalitätsannahmen startet, verändert sich bei der Formtheorie auch das, was man üblicherweise unter Anwendbarkeit einer Theorie versteht. Eine empirische Theorie lässt sich streng genommen gar nicht auf einen Gegenstand anwenden. Sie ist nicht gewiefter als ihr Gegenstand. Sie ist eine Methode, mit der sich in einem möglichst hohen Auflösungsvermögen beobachten lässt, was empirisch oder auch praktisch passiert.³⁰ Wenn man beispielsweise die Form der globalen Finanzkrise Ende 2008 untersucht und es gelingt, sie zu bestimmen (es kann eben auch scheitern), dann ist es in gewisser Weise verfehlt zu fragen, was die Theorie denn daraufhin für Empfehlungen geben kann. Dasselbe gilt für die Untersuchung von Organisationen, ihr Management, ihre Führung und ihre Beratung. Die Soziologie, hier kann man Bruno Latour folgen, kann nur Berichte liefern (vgl. Latour 2007: 211 ff.). Ob andere etwas damit anfangen können – und wenn ja, was – kann man durch die Untersuchung nicht mitbestimmen. Man kann dann wiederum nicht mehr tun als

29 Genau deshalb plädiert Abbott (1998) auch dafür, Erklärung und Kausalität zu entkoppeln. Erklärungen, so heißt es, dürfen sich nicht auf Gesetzmäßigkeiten konzentrieren, sondern müssen eher darauf abzielen, die interne Entwicklung eines Systems nachvollziehen zu können und die dort vorherrschenden Spielregeln, Grenzen und Möglichkeiten des Handelns sichtbar machen. Dazu müsse man aber anerkennen, dass »bloße« Beschreibungen (siehe dazu auch Latour 2007: 211 ff.) weitaus mehr Potential in dieser Richtung haben als eine Fixierung auf Kausalität – und dass Simulation womöglich der einzige Weg ist, der dorthin führt (Abbott 1998: 120 ff.).

30 Die Vorstellung, dass Theorien auch Antworten auf gesellschaftspolitische und organisationale Steuerungs- und Optimierungsfragen geben können, ist mittlerweile fest im *common sense* verankert. Daher rührt auch der berüchtigte Praxisschock von Absolventen der Betriebswirtschaftslehre: es ist das Scheitern fast aller Kausaltheorien in Bezug auf die im Studium gelernten Vorstellungen von Organisation. So lernt man im Arbeitsalltag dann schnell zwischen *talk*, in dem man insbesondere Rationalität und Kausalität zu pflegen weiß, und *action* zu unterscheiden. Vgl. Brunsson 1985, 1989. Siehe auch Weick 1979.

beobachten, ob der Bericht einen Unterschied macht und wenn ja, in welchen Formen er das tut und wie er genau aufgegriffen wird. Wenn es sich um Auftragsforschung handelt, kommt man ohnehin nicht darum herum, das zu beobachten und dokumentiert es im besten Fall, um daraus Information für den weiteren Forschungsprozess zu generieren.

Empirische Soziologie, das dürfte nun in Ansätzen deutlich geworden sein, ist einfach ein plakativer Kontrapunkt zur Sozialforschung, die man typischerweise mit dem Adjektiv »empirisch« verknüpft und damit immerzu daran zu erinnern versucht, dass die Soziologie ein bloßer Theorielieferant ohne eigenen empirischen Zugang ist und deshalb der Sozialforschung bedarf, um komplett zu werden. Die Soziologie hat ihre Theorien jedoch immer so gebaut, dass sie sich als hochauflösende empirische Beobachtungsinstrumente eignen. Eine empirische Soziologie kann von der Sozialforschung profitieren und sich dort Anregungen holen, ist aber nicht auf sie angewiesen. *Sie hat und macht ihre eigene Empirie*, aber es ist eine Empirie, für die Variablen, Korrelationen, Fragebögen und Kausalitäten nicht empfindlich genug sind. Letzteres ist gewiss kein neues Argument, trifft aber trotz allem noch immer einen entscheidenden Punkt.

In diesem Kapitel ging es keineswegs darum, die Sozialforschung einfach zu karikieren. Mein Anliegen ist aber sehr wohl, einen Unterschied wieder sichtbar zu machen, dessen Verschwinden es verhindert hat, bestimmte Problemstellungen zu sehen. Damit lässt sich ferner genauer spezifizieren, wozu ein solches Unternehmen wie die Formtheorie gebraucht wird und wo es anknüpft. Eine auf Kausalität bauende Sozialforschung wird dadurch nicht obsolet, aber es hilft nicht zu leugnen, dass sie eine andersartige Problemstellung pflegt als die Soziologie, die im Gegensatz dazu Verhältnisse der sozialen Konditionierung von Bestimmtheit und Unbestimmtheit untersucht. Dafür muss man sich nicht interessieren, aber man schafft dieses Problem auch nicht aus der Welt, indem man einfach hartnäckig auf Max Webers Definition verweist (die man, wie sich gezeigt hat, ohnehin auch anders lesen kann). Sowohl Soziologie als auch Sozialforschung haben ihre Stärken. Beide werden gebraucht und können eine enge Zusammenarbeit kultivieren – insofern sich eine solche Zusammenarbeit auf ihre *Differenz* gründet.

2. Methodologie der Form

2.1 FORMALISMEN I: PROBLEMERZEUGUNG

Die Soziologie entwickelt nicht nur Theorien, sondern arbeitet im selben Zuge auch an ihren Methoden. Sie arbeitet deshalb an der Entwicklung von *Methodologien*, also an Theorien, die als Methode fungieren können und realisiert damit zugleich Fremd- und Selbstreferenz, Gegenstands- und Wissenschaftsbezug. Um eine Methodologie – verstanden als Trennung *und* Zusammenhang von Theorie und Methode – formulieren zu können, bedarf es jedoch zunächst einer konkreteren Bestimmung von Theorie und Methode derart, dass man genauer sehen kann, wie ihre Artikulation geleistet wird. Zu diesem Zweck wird hier vorgeschlagen, Theorie im Hinblick auf ihre Kapazität zur Konstruktion von *Formalismen* und Methode im Hinblick auf *Beobachtung* in den Vordergrund zu rücken. Formalismen und Beobachtung sind gleichsam zwei Möglichkeiten der Operationalisierung der Unterscheidung von Theorie und Methode.¹ Beide verdeutlichen, dass Theorie und Methode zwei Seiten *einer* Unterscheidung sind und werden uns ferner einen Schritt weiter bringen in Bezug auf die Frage, weshalb eine Formtheorie als Methodologie Sinn macht und vor allem: wie sie das macht.

Bei aller unbestreitbaren Leistungsfähigkeit des Paradigmas der Kausalität: allein die Tatsache, dass eine kausale Rekonstruktion

1 Operationalisierung durchaus im üblichen Sinne einer Bestimmung von Indikatoren, aber auch im Sinne von: operativer Formulierung, also einer Formulierung empirisch vollzogener (ereignishafter) Operationen. Solche Formulierungen betreffen dann immer zugleich die Bestimmung von Elementen *und* ihrer Relationierung.

von Theorien genauso wie von empirischen Prozessen immer *problemlos* möglich ist, muss stutzig machen. Man kommt auf diese Weise zwar leicht zu den geforderten, um einen nomologischen Kern herum gebauten Erklärungen, verschenkt aber mindestens auch die Möglichkeit, *neue* Probleme aufzuwerfen, um damit auch neues, überraschendes Wissen produzieren zu können.² Das ist gleichbedeutend mit einem Verzicht auf die Möglichkeit, Theorien mittlerer Reichweite formulieren zu können, die genau in diesem Punkt der Problemerzeugung eines ihrer wichtigsten Merkmale haben (Merton 1949a/1968: 42, 45; siehe auch Merton 1959).³ Diesem

-
- 2 Das ist nicht dasselbe wie die Vorstellungen einer linearen Entwicklung von Theorien im Rahmen des kritischen Rationalismus (vgl. Esser 1993: 47 f.). Erstens handelt es sich bei dieser Entwicklungsidee um eine normative Vorstellung, die man in der Sozialforschung (geschweige denn: in der Soziologie) empirisch kaum realisiert finden wird (man hat schon genug Probleme mit Replikationsstudien; vgl. Wilson/Smoke/Martin 1973, Winship 2007, Abbott 2007b); zweitens werden dabei Geschichte und Systematik der Soziologie durcheinander gebracht oder erst gar nicht unterschieden (vgl. Merton 1968b); und drittens geht es hier ohnehin nicht darum, dass man mit einem Problem beginnt, für das man eine Theorie als Lösung formuliert. Die entscheidende Frage ist vielmehr: Wie gewinnt eine Disziplin eigentlich ihre Probleme? Sie findet sie jedenfalls nicht einfach vor. Nicht zuletzt ordnen Erklärungen »zuvor unbekannte Sachverhalte in ein im Prinzip bekanntes Wissen ein« (Esser 1993: 42). Mit »bekanntes Wissen« ist meist ein Kausalgesetz gemeint. Aber dann konzentriert man sich vor allem auf die Verbesserung der Gesetzesaussagen durch Falsifikation und ist nur noch sehr begrenzt in der Lage, Veränderungen im Gegenstand zu registrieren oder neues, unerhörtes, strittiges Wissen zu produzieren – und zwar umstritten nicht nur in Bezug auf die Öffentlichkeit, was nicht sonderlich schwer, vielmehr sogar normal ist, sondern strittig innerhalb der Sozialwissenschaften selbst.
 - 3 Da Merton mitunter kausalistisch argumentiert, ist es umso wichtiger zu betonen, dass er den Unterschied von Soziologie und Sozialforschung zu pflegen wusste. Sein Hauptwerk *Social Theory and Social Structure* (1968a) setzt sich zum Ziel, wie er im Vorwort hervorhebt, Möglichkeiten des Zusammenspiels zwischen »social theory« und »social research« auszuloten und für *beide* jeweils Codifizierungen anzubieten.

Aspekt hat man in bisherigen Diskussionen zu Mertons Idee der Theorien mittlerer Reichweite keine Beachtung geschenkt (vgl. zum Beispiel Boudon 1991, Esser 2002, Pawson 2000). Dass Probleme (und nicht die ebenfalls notwendigen Lösungen, ob in Form von Kausalerklärungen oder anders) der ausschlaggebende Antrieb für wissenschaftliche Forschung sind, manifestiert sich auch in Karl R. Poppers berühmten Diktum, dass man nur mit Problemen beginnen kann und nicht mit empirischen Beobachtungen, sei es in Form von Datensammlung oder Tatsachen (Popper 1961: 104). Das führt uns an einen entscheidenden Punkt: Probleme zu finden ist die schwierigste Aufgabe der Soziologie.⁴ Aber was erlaubt es der Soziologie dann, so muss man konsequenterweise weiterfragen, ihre Probleme zu finden und zu formulieren? Was tut die Soziologie empirisch (nicht: was sollte sie tun), wenn es darum geht, Probleme zu finden?

Karl Poppers Antwort darauf ist mehr als hilfreich. Probleme entspringen einer Unterscheidung, nämlich der Unterscheidung von Wissen und Nicht-Wissen. Sie entstehen, so könnte man auch sagen (und hier verlassen wir Popper schon wieder), aus unserem sozialwissenschaftlichen Wissen um unser Nicht-Wissen. Theoriebildung zielt auf eine Spezifikation von präzise bestimmtem Nicht-Wissen ab und keinesfalls auf eine Akkumulation von immer mehr bekanntem Wissen qua nomologischer Erklärungen. Genau diese Spezifikation von Nicht-Wissen ist für Robert Merton eine zentrale Aufgabe von *middle-range theories* (Merton 1949a/1968: 68). Unsere Antwort auf die Frage, wie man soziologische Probleme findet und formuliert kann daher nur lauten: durch Theorie.⁵ Die wesent-

4 Wie Systeme selbst Probleme finden ist auch *das* zentrale Rätsel der neueren Kognitionswissenschaft. Im Bereich ihrer technischen Umsetzung (vor allem KI) werden meistens immer noch Systeme gebaut, die vorgegebene Probleme lösen. Das verfehlt aber die zentrale Leistung von Kognition: überhaupt Probleme zu finden und lösen zu wollen. Vgl. Varela 1990.

5 Hier laufen zwei Bedeutungen von Theorie parallel: zum einen Theorie als allgemeine soziologische Orientierung, bisweilen Sozialtheorie genannt, zum anderen Theorien (im Plural) als Spezifikationen der Theorie in Bezug auf konkrete, historisch-spezifische Gegenstände (Theorie der Organisation, des Risikos, der Arbeitgeberverbände, der Familie,

liche Leistung von Theorie besteht darin, Probleme zu finden und ihnen eine disziplinär angemessene Formulierung zu geben. Das heißt nicht, dass Anlässe für Problemformulierungen nicht auch außerhalb der Soziologie, also zum Beispiel durch gesellschaftliche Veränderungen, induziert sein können, aber die eigentliche Konstruktion eines fachlichen Problems ist immer theoretisch geleitet. Die Soziologie kann nicht anders. Auch an sie herangetragene Probleme (zum Beispiel durch Auftragsforschung) werden theoretisch *übersetzt*. Robert K. Merton hat in seinem Aufsatz *Notes on Problem-Finding in Sociology* (1959) diese Übersetzung genauer aufgeschlüsselt, indem er erforderliche Zutaten für das Finden soziologischer Probleme identifiziert: Fragestellung, Argumentation und empirische Fallsuche. Erstens erlauben Theorien das Stellen von *originating questions*, die den Bereich abstecken, über den man etwas in Erfahrung bringen will. Das sind bereits keine simplen Warum-Fragen mehr, weil sie so gestellt sind, dass die wissenschaftlichen Konsequenzen ihrer Beantwortung mit sichtbar werden.⁶ Sonst wäre jede Frage zugleich eine wissenschaftliche Frage. Derart gestellte Fragen helfen der Soziologie mitunter dabei zu sondieren, was überhaupt als soziales Faktum gelten kann, weil zwar alle Aussagen

der Modernisierung, der Wirtschaft etc.). Dass hier einfach von Theorie im Singular die Rede ist und damit beides gemeint sein kann, hat mindestens zwei Gründe. Zum einen ist jede Sozialtheorie selbst historisch-spezifisch, also Theorie einer bestimmten Gesellschaft, zum anderen bestimmen spezifische Gegenstandstheorien immer mit, wie man sozialtheoretisch vorgehen kann. Ihre Beziehung ist mit anderen Worten nicht hierarchisch, sondern nachbarschaftlich zu verstehen.

- 6 Natürlich hat Merton auch Warum-Fragen gestellt, um Erklärungen formulieren zu können. Aber er hat die Bedingungen dafür problematisiert und in seinem Funktionalismus auch den Weg zu Wie-Fragen vorgezeichnet (Merton 1957). Er selbst hat noch Ralf Dahrendorf scharf dafür kritisiert, zu naiv mit Warum-Fragen umzugehen (Merton 1959: xi), eine Kritik, die heute genauso Hartmut Esser (1993: 31 ff.) oder Uwe Schimank (2007: 333 ff.) trifft. Gaston Bachelard (1934: 12) formuliert polemisch, dass die Wissenschaft eher Warum nicht?-Fragen stelle. Das kommt wiederum dem sehr nah, was wir später unter Rückgriff auf Gregory Bateson (1972: 405 ff.) kybernetische Erklärung nennen werden.

über die Gesellschaft in der Gesellschaft *soziale* Aussagen, aber eben nicht allein deshalb schon *soziologische* Tatsachen sind. Zweitens liefern Theorien durch eine Einordnung in die Sachfragen der Disziplin und durch Differenz zu anderen Theorien eine Argumentation, warum es sich lohnt, ebendiese Fragen zu stellen. Und sie eröffnen drittens die Möglichkeit, nach empirischen Fällen zu suchen (!), die das Problem am besten zu illustrieren und zu untersuchen erlauben. Die Empirie ist eben nicht einfach als Welt gegeben. Sie muss genauso wie alle anderen Zutaten für ein wissenschaftlich relevantes Problem konstruiert werden. Und vielleicht ist das sogar die wichtigste Leistung von Theorie.

Diese anspruchsvolle Aufgabe der Soziologie, soziologische Probleme zu finden (und nicht: zu lösen), ist, so kann man jetzt sagen, abhängig von ihrer Theoriebildung. Es reicht eben nicht aus, wie Merton in seinen »Notes on Problem-Finding« betont, irgendwelche Entwicklungen, Daten oder Fakten zugrunde zu legen, um dann einfach zu fragen, warum das so ist. Man braucht Theorie, und zwar *vorher*. So gesehen bemisst sich die Güte einer Theorie nicht an ihrem Informationsgehalt und auch nicht an ihrer Widerspruchsfreiheit, sondern an ihrem Problemgenerierungspotential.

Mertons Beitrag zur Frage der Problemfindung zeigt, was Theorien in dieser Hinsicht ermöglichen, nämlich Fragestellung, Argumentation und Empirie. Jedoch ist es möglich, noch tiefer in ein Theoriegeflecht vorzudringen, um genauer ermitteln zu können, *wie* Theorie Probleme der soziologischen Forschung produziert. Wie ist Theorie beschaffen, wenn sie Fragen, Argumentationen und empirische Fälle als Zutaten zur Erfindung von Problemen hervorbringen kann? Wie setzt sie sich in Gang? Wie macht sie sich operationsfähig, was treibt sie an? In Anlehnung an Charles Tilly (2004b) kann man diesbezüglich von *Formalismen* sprechen. Formalismen sind keinesfalls zwingend mathematische Formalisierungen, obwohl diese Möglichkeit mit eingeschlossen ist. Sie bezeichnen einfach Repräsentationen von Elementen sozialer Prozesse und ihrer Relationen. Mögliche Relationierungen sind zum Beispiel Ähnlichkeit, Simultaneität, Kausalität oder Nachbarschaft (ebd.: 596).⁷ Der Witz von Tillys Argument ist nun weniger, dass kaum

7 Formalismen ähneln insofern Strukturmodellen wie sie sich Hartmut Esser in Bezug auf Boudon und Bourricaud vorstellt (vgl. Esser 2002).

jemand Formalismen benutzt, sondern dass sie zu selten offengelegt werden. Oft werden Formalismen verwendet, ohne dass sich Forscher dessen bewusst sind beziehungsweise ohne dass sie *mitteilen*, welche Formalismen zu den Ergebnissen geführt haben, die sie präsentieren. Das ist ein altbekanntes, aber wohl noch immer nicht gelöstes Problem der sozialwissenschaftlichen Methodologie (vgl. Cicourel 1964: 84 ff.). Die Forderung Formalismen zu verwenden, schließt also notwendigerweise mit ein, sie zu explizieren und gezielt einzusetzen, weil sich nur so die Chancen für Beobachter erhöhen, Irrtümer sichtbar zu machen und Überraschungen zu fördern. Deshalb ist für Tilly der entscheidende Punkt eines *jeden* soziologischen Forschungsprozesses (also auch unabhängig von der Unterscheidung qualitativ/quantitativ), ob Formalismen eingesetzt oder vermieden werden.

Formalismen sind die Antwort auf unsere Frage nach dem Wie der theoretischen Problemgenese. Sie disziplinieren die Untersuchung von Beginn an und erlauben es überdies, gleichplausible Formulierungen im Hinblick auf ihre Richtigkeit zu unterscheiden – wobei Richtigkeit nur heißen kann: richtig jeweils in Abhängigkeit von bestimmten Untersuchungskontexten. Hinzu kommt noch, dass Repräsentationen nur dann als Formalismen zählen, »when investigators adopt or create them in logical independence of their observations of social processes and then make rigorous comparisons between representations and the observations« (Tilly 2004b: 596). Damit sind drei Eigenschaften von Formalismen benannt, die in ihrer stets veränderlichen (also unbestimmten, aber im Forschungsprozess immer wieder bestimmbar) Beziehung für das Aufwerfen von Problemen sorgen: Disziplinierung der Beobachtung, Unterscheidung von Plausibilitäten und eine von empirischen Beobachtungen unabhängige Entwicklung. Alle drei Eigenschaften stützen sich gegenseitig. Die beobachtungsunabhängige Entwicklung von Formalismen sorgt für die Disziplinierung der Beobachtung, die wiederum Vergleichsmöglichkeiten eröffnet und

Jedoch besteht der wesentliche Unterschied darin, dass Formalismen Kausalität als nur *eine* Option der Relationierung von Elementen (die zudem nicht unbedingt die Form von Variablen annehmen müssen) vorsehen. Essers Strukturmodelle sind insofern ein Spezialfall von Formalismen.

Plausibilisierungsarbeit erfordert. Dabei entsteht eine eigentümliche, problemgenerierende Spannung. Wenn man Beobachtung von vornherein mit einem Formalismus zähmt, werden Phänomene registriert, die im verwendeten Formalismus zunächst unmarkiert sind und deswegen dazu zwingen, sie gerade deswegen genauer zu beobachten, also zu markieren und damit zu problematisieren; oder der Formalismus zeichnet zum Beispiel eine Verbindung vor, für die man empirisch noch sensibel werden muss, um den entsprechenden Tatsachen auf die Spur zu kommen. An Talcott Parsons' Entdeckung-Erfindung der symbolischen Tauschmedien sieht man zum Beispiel, wie sein AGIL-Formalismus ihn dazu zwingt, sich vor dem Hintergrund der Existenz des Geldes im Wirtschaftssystem die Frage zu stellen, was das Pendant dazu in den anderen Systemen der Gesellschaft und darüber hinaus im allgemeinen Handlungssystem ist (Parsons 1977). An den manchmal eigentümlichen Besetzungen seiner Vierfeldertafeln sieht man ferner, dass ein Formalismus durchaus auch scheitern kann, dass man aber nicht sofort dazu übergehen muss, ihn deswegen für falsch zu halten – genauso wie ein gescheitertes Experiment Physiker nicht sofort entmutigt, sondern zu Modifikationen in der Anordnung anregt: »[...] schließlich werden die Erfahrungsbedingungen von den experimentellen Voraussetzungen bestimmt.« (Bachelard 1934: 14 f.; Zitat, S. 15) Bei Parsons mögen viele Konstruktionen (man denke nur an das »fiduciary system«) eigenartig erscheinen. Aber sein Festhalten am Formalismus hat auch dazu geführt, die Interaktionsmedien zu entdecken (beziehungsweise hat ihn dazu gezwungen, sie zu erfinden). Formalismen sind keine Hypothesen. Sie sind für Falsifikation nicht zugänglich, aber genau das ist ihre Stärke. Formalismen sind immer schon falsch angelegt. »Jede neue Wahrheit entsteht trotz gegenläufiger Evidenz, jede neue Erfahrung trotz des unmittelbar gegebenen.« (Ebd.: 12)

Das Verhältnis von Theorie und Formalismus ist eingangs als das einer operationalen Spezifikation eingeführt worden. Das bedarf jedoch noch einer Ergänzung. Eine Theorie ist ein Formalismus, dessen postulierte Elemente und Relationen selbst Formalismen sind. Sie ist ein Formalismus zweiter Ordnung – und multipliziert damit die Problemfindungsgelegenheiten. Das wird insbesondere bei Niklas Luhmanns Systemtheorie deutlich, aber auch bei Harrison C. Whites und Bruno Latours Netzwerktheorien.

Schaut man vor diesem Hintergrund zurück auf unsere Unterscheidung zwischen Theorie und Methode, so lassen sich Formalismen weder der theoretischen noch der methodischen Seite eindeutig zuordnen. Wenn Luhmann behauptet, dass die Funktion von (kostruktivistischen) *Methoden* darin besteht, das Kontinuum zwischen Realität und Kenntnis zu unterbrechen, weil dies der Forschung ermöglicht, sich selbst zu überraschen und Information zu generieren (Luhmann 1997a: 37), so entspricht das letzten Endes dem eben aufgeführten Argument von Tilly, dass *theoretisch* gewonnene Formalismen unabhängig von empirischen Beobachtungen konstruiert werden, also Realität und Kenntnis unterbrechen müssen, um ebendies leisten zu können. Methoden unterscheiden sich voneinander anscheinend genauso wie im Fall von Theorien dahingehend, inwiefern sie mit Hilfe von Formalismen Probleme aufzuwerfen in der Lage sind oder nicht. *Formalismen*, so kann man deshalb sagen, sind *Mechanismen der Verknüpfung von Theorie und Methode* – und Methodologien sind das Resultat.⁸ Das ändert aber nichts daran, dass jede Methodologie als Unterscheidung von Theorie und Methode selbst nur theoretisch vorgehen kann. Es bleiben Theorien, die für die Genese von Problemen verantwortlich sind – das gilt auch für methodologische Probleme.

2.2 FORMALISMEN II: METHODOLOGISCHE POSTULATE

Methodologien sind Schnittstellen zwischen Theorie und Methode (vgl. auch Smith 1991) und Formalismen ihr operativer Ausdruck – mithin ihre Operationalisierung. Hinter der unüblichen Rede von Methodologien im Plural⁹ verbirgt sich eine einschneidende Verän-

8 Abbott (2004: 23 f.) betrachtet interessanterweise Formalisierung (in einem engeren Sinne) als eine Möglichkeit, sich zwischen Theorie und Methode zu bewegen.

9 Siehe jedoch van Meter 1994 und Abbott 2004. Die Lektüre von Abbott macht ferner deutlich, dass wir in Deutschland methodologisch fast ausschließlich auf das fixiert sind, was er *standard causal analysis* nennt und nur als eine Methode neben Formalisierung, Fallvergleichen, Ethnographie und historischen Narrativen vorstellt. Diese Fixierung macht gerade ein Blick in Lehrbücher der qualitativen Sozialforschung deut-

derung gegenüber der klassischen Methodologie mit ihrer kausal-nomologischen Erklärung. Während man dort Methodologie und Wissenschaftstheorie als Synonyme begreifen kann (vgl. Opp 2002: 10), versteht sich eine Äquivalenz dieser beiden jetzt nicht mehr von selbst. Es gibt nicht nur die eine Methodologie der Sozialwissenschaften, sondern immer zugleich viele; und womöglich ist genau das viel bezeichnender für die Logik der Sozialwissenschaften als vieles andere. Die vieldiskutierte Pluralität der Theorien betrifft also auch die theoretische Untersuchung von Methoden, sprich: jede Methodologie. Warum sollte man auch diesbezüglich halt machen und plötzlich nur noch eine (»beste«) Theorie des methodischen Vorgehens formulieren? Ein wissenschaftstheoretisches (normatives) Primat kann man zwar formulieren und fordern,¹⁰ aber ein solches Primat führt angesichts der Vielschichtigkeit des Gegenstands in eine Sackgasse. Genau darauf wollte Paul Feyerabend (1983) durch sein *anything goes* hinweisen, das entgegen üblicher Zitationsanlässe keinesfalls zur methodologischen Willkür aufruft, sondern vielmehr im Rahmen der Wissenschaftstheorie

lich, die sich mehr oder weniger noch an einer Kausalmethodologie und entsprechenden Kriterien (Validität, Reliabilität etc.) zu messen versuchen, obwohl sie forschungspraktisch schon ganz anders unterwegs sind.

- 10 Betrachtet man die Ergebnisse der Wissenschaftssoziologie bei Merton (1968b) oder Latour (2007: 150 ff. und die dort zahlreichen Literaturhinweise) ist selbst das fraglich. Sobald man jedenfalls empirisch (und nicht normativ) vorgeht, zeigt sich bekanntermaßen, dass die Wissenschaft sich in Bezug auf Wissenschaftstheorie (seitdem es sie gibt) immerzu abweichend verhält und verhalten hat, insbesondere was ihre »großen« Entdeckungen (oder waren es Erfindungen?) angeht. Für letzteres muss man schon ein Bad nehmen, sich unter einen Apfelbaum setzen oder im Halbschlaf vor dem Kamin schlummern, weil man zu müde ist zum Arbeiten. Eine normative Wissenschaftstheorie hat dennoch ihren Sinn, aber nicht als Orientierungsstern für die wissenschaftliche Praxis, sondern als Rhetorik der *ex post* Rationalisierung und zur Filterung dessen, was im Rahmen der Präsentation eines Forschungsprozesses als relevant oder irrelevant markiert werden kann. So erreicht man ein Minimum an Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit von Forschungsberichten (Bücher, Aufsätze etc.).

für einen anderen Umgang mit dem Problem der Komplexität sensibilisieren möchte. Nur ein methodologisches Postulat, das zugleich größtmögliche Varietät mit größtmöglicher Redundanz kombinieren kann, wird, im Kontext einer Wissenschaftstheorie gesprochen, die wissenschaftliche Entwicklung nicht behindern. Genau darauf zielt das *anything goes* ab. Es verbindet die Willkür oder Falschheit des Anfangs (der Fragestellung, der verwendeten Theorie, des Forschungsinteresses etc.) und schließt zugleich Beliebigkeit aus, weil die anfängliche Willkür einer Konditionierung durch die jeweilige Disziplin, den Forschungskontext und die verwendete Theorie unterliegt, so dass anschließend gerade nicht mehr alles möglich ist.

Eine am Formbegriff von George Spencer-Brown und seine soziologische Interpretation durch Niklas Luhmann orientierte Formtheorie kann den bislang geschilderten Umständen Rechnung tragen. Sie verzahnt Theorie und Methode, indem sie die Entwicklung entsprechender Formalismen erleichtert. Sie ist die denkbar schwächste methodologische Voraussetzung, weil sie nicht einen bestimmten Formalismus präsentiert, sondern sich als ein Formalismus erweist, mit dem sich problemgenerierende Formalismen bauen lassen. Ihre Voraussetzungen sind Unterscheidungen, Kommunikation und Sinn, die alle aufeinander verweisen. Und eine Formtheorie treibt das Ganze auf die Spitze mit der Behauptung, diese Voraussetzungen nicht als *petitio principii* zu formulieren, sondern sie mit Hilfe ihrer selbst untersuchen zu können. Kommunikation kann man mit diesen Voraussetzungen selbst zum Gegenstand machen, genauso wie Sinn oder Unterscheidung.

Die Formtheorie ist mit Sicherheit nicht die einzige Theorie, die eine Formalismenproduktion ermöglicht und vorantreibt. Doch ist sie durch ihre intensive Anbindung an die Systemtheorie und Kybernetik zweiter Ordnung im Besonderen darauf ausgerichtet, die Probleme der Komplexität, der Kommunikation, der Selbstreferenz und der Beobachtung aufzugreifen – Probleme, die für die Sozialwissenschaften konstitutiv sind, aber regelmäßig ausgeblendet werden, weil einfach das methodologische Rüstzeug fehlt, um sich ihnen zu stellen. Nur weil man mit Kausalität einfacher überprüfbare, klare, widerspruchsfreie Ergebnisse erhält, kann man sich eben nicht darauf beschränken. Die mittlerweile klassische Abhandlung von Aaron V. Cicourel zur *Methode und Messung in der Soziologie* liest sich in ebendiesem Sinne als eine einzige Warnung davor, sich nur um

diejenigen Probleme zu kümmern, die sich in verfügbare (Mess-)Methoden zwingen lassen (Cicourel 1963). Er setzt auf eine Anbindung an die phänomenologische Handlungstheorie von Alfred Schütz, obwohl oder gerade weil keine Methoden verfügbar sind, die eine im Sinne der Sozialforschung »empirische« Forschung in diesem Bereich erlauben. Und Georg Simmel formuliert in Bezug auf seinen Vorschlag, die Unterscheidung von Form und Inhalt als Kern soziologischer Forschung zu begreifen:

»Und so wenig die wissenschaftliche Arbeit irgendwann sich völlig auf jene noch undeutlichen, instinktmäßigen, nur in der Einzeluntersuchung unmittelbar betätigten Verfahrensweisen stellen darf, so hieße es dennoch, sie zur Unfruchtbarkeit verurteilen, wenn man neuen Aufgaben gegenüber eine restlos formulierte Methodik zur Bedingung schon des ersten Schrittes machen wollte.« (Simmel 1908: 30)

Vor derselben Schwierigkeit steht eine Formtheorie, die im Grunde genommen bei Simmel ihren Ausgang nimmt. Aber sie formuliert nicht den Anspruch, irgendwann Eindeutigkeit produzieren zu können. Sie will die soziale Welt nicht erklären, sondern *erfassen*. Und dazu muss sie sich grundlegend auf Unbestimmtheit, Selbstreferenz und Kontingenz einlassen, weil Sozialität, was kaum jemand bestreiten würde, undeutlich und mindestens ambivalent ist und ihre Erfassung davon abhängt, ob man in der Lage ist zu zeigen, wie sie sich unter diesen Umständen (und mit ihnen) selbst ermöglicht. Im Verlauf dieser Arbeit wird sich zeigen, ob und wie eine soziologische Formtheorie tatsächlich die Ansprüche erfüllt, die mit der bisherigen Argumentation gestellt worden sind. Es wird davon ausgegangen, dass sie das kann, auch wenn anschließend nicht jeder einzelne Punkt dieser methodologischen Diskussion einzeln und in aller Ausführlichkeit wieder aufgegriffen wird.

Wie lässt sich zu diesem Zweck vor dem Hintergrund der bisherigen Betrachtung anknüpfen? Wie gelangt man von diesen Vorüberlegungen aus zu einer Formtheorie beziehungsweise wie kann man deutlich machen, dass es sich um eine Theorie handelt, die als soziologische Methodologie funktionieren kann? Es gelingt womöglich durch ein Aufgreifen und eine Modifikation zweier grundlegender Ausgangspunkte der klassischen Methodologie:

- (1) »The sociologist studies man in society: the methodologist studies the sociologist at work.« (Lazarsfeld 1959: 40)
- (2) »Das, was wir ›Sozialwissenschaften‹ nennen, ist eine äußerst umfangreiche Ansammlung von Sätzen.« (Opp 2002: 19)

Die anvisierte Modifikation dieser Ausgangspunkte ergibt sich, wenn man die in (1) angedeutete *Selbstreferenz* durchbrechen lässt und in (2) anstelle der Prädikatenlogik die *Kognitionswissenschaften* zur Grundlage macht.

(a) Selbstreferenz und Ethnomethodologie

Das Zitat von Paul F. Lazarsfeld grenzt das Feld der sozialwissenschaftlichen Methodologie eindeutig ab.¹¹ Er beginnt mit der Unterscheidung zwischen Disziplin (Soziologie) und Gegenstand (Gesellschaft), die wiederum in zwei weitere Unterscheidungen aufgelöst wird: In Bezug auf den disziplinären Zugang in die Unterscheidung von Methodologie und Soziologie und in Bezug auf den Gegenstand in die Unterscheidung zwischen Gesellschaft (»man in society«)¹² und soziologischer Forschung (»sociologist at work«). Seine disziplinäre Unterscheidung lässt interessanterweise offen, ob Methodologie selbst eine Art und Weise ist, Soziologie zu betreiben. Der dadurch angedeutete Zirkel, dass Methodologie selbst Soziologie ist und ein Methodologe somit sich selbst beim Forschen erforscht, wird in der Sozialforschung meist durch einen Bezug auf eine philosophisch begründete Wissenschaftstheorie unterbrochen. Lazarsfeld verzichtet jedoch auf diese Lösung. Der gesamte Text, dem das Zitat entstammt, kommt im Gegensatz zu heutigen Abhandlungen in diesem Bereich ohne große Bezüge auf Wissen-

11 Daran orientiert nennt er im Anschluss sechs Aufgabenfelder der Methodologie: die Einordnung von Forschungsthemen, die Klärung von Begriffen, die Implikationen von Forschungstechniken, die Wechselbeziehung dieser Techniken, die Systematisierung empirischer Ergebnisse und die Formalisierung des Gedankenganges (Lazarsfeld 1959: 40 ff.).

12 Das ist natürlich selbst wieder eine Unterscheidung zwischen Individuum und Gesellschaft. Man kann das unberücksichtigt lassen, weil es das Argument an dieser Stelle nicht weiter informiert – zumal die Unterscheidung von Individuum und Gesellschaft, so Simmel (1908) oder auch Luhmann (1997a), nichts anderes als die Form der Gesellschaft ist.

schaftstheorie aus. Das scheint kein bloßer Zufall zu sein. Lazarsfeld wählt einen anderen Weg, der die Offenheit seines Ausgangspunkts im Hinblick auf Selbstreferenz wahrt. Er versucht nämlich über die genaue Beobachtung empirischer Studien, eine sozialwissenschaftliche Methodologie als *soziologische* Theorie zu entwickeln. Genau dieser Punkt ist in der klassischen Methodologie kaum weiterverfolgt worden und kommt deshalb immer wieder zu kurz.¹³ Dabei steht doch außer Frage, und damit kommen wir zur zweiten Unterscheidung des Zitats, dass die Arbeit des Soziologen eine Arbeit ist, die in der Gesellschaft stattfindet, also selbst alle Beschränkungen, Mechanismen und Möglichkeiten in Rechnung stellen muss und reproduziert, die »man in society« kennzeichnen. Der Satz von Lazarsfeld wird dadurch autologisch, also selbstreferentiell, weil er als Methodologe Soziologen, also unweigerlich auch sich selbst, beobachtet und deren Arbeit sich auch noch auf »man in society« bezieht, wozu ein Soziologe unweigerlich selbst gehört.

Das erinnert selbstverständlich an Harold Garfinkels Ausgangspunkte für eine Ethnomethodologie (Garfinkel 1967). Eine selbstreferentielle Methodologie ist in letzter Konsequenz *Ethnomethodologie*. Das Potential und die Attraktivität der Ethnomethodologie wird aktuell wieder im Rahmen der Akteur-Netzwerk-Theorie diskutiert, die unter anderem mit Hilfe dieser Grundlage sogar nichts geringeres beansprucht, als eine »neue Soziologie« formulieren zu können (Latour 2007). Die Ethnomethodologie zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich für Fragen der Ursachen des Handelns explizit nicht interessiert, sondern beständig danach fragt: Wie wird eine Handlung zustande gebracht? (vgl. Weingarten/Sack 1976) Anhand dieser Fragestellung wird noch einmal deutlich, dass eine Frage danach, warum jemand so handelt, wie er handelt, das entscheidende soziologische Problem und die damit verbundene Verwunderung verschwinden lässt, nämlich wie es überhaupt dazu kommt, dass jemand »handeln« kann, und wie andere überhaupt auf die Idee kommen, sich selbst und anderen »handeln« zu unterstellen. Ein Zitat von Garfinkel, und zwar die allerersten Zeilen seines Buchs *Studies in Ethnomethodology*, fasst unseren Gedankengang in komprimierter Form zusammen:

13 Siehe für eine explizite Forderung nach einer soziologischen Wissenschaftstheorie Elias 1970: 43 ff.

»The following studies seek to treat practical activities, practical circumstances, and practical sociological reasoning as topics of empirical study, and by paying to the most commonplace activities of daily life the attention usually accorded extraordinary events, seek to learn about them as phenomena in their own right. Their central recommendation is that the activities whereby members produce and manage settings or organized everyday affairs are identical with members' procedures for making those settings ›account-able‹. The ›reflexive‹, or ›incarnate‹ character of accounting practices and accounts makes up the crux of that recommendation.« (Garfinkel 1967: 1)

Jedes *account*, also jede Bericht-Rechtfertigung, die wir anfertigen, dient dazu, den Tatbestand der Sozialität zu bewältigen, *und zwar in der sozialen genauso wie in der soziologischen Alltagspraxis*. Eine Methodologie kann nicht darauf verzichten, dies zur Kenntnis zu nehmen und ihre Überlegungen von dort aus zu organisieren. Der Satz von Lazarsfeld macht das deutlich, aber nur, wenn man ihn selbstreferentiell liest. Erst dann entfaltet er alle seine Facetten.

(b) Unterscheidung und Kognitionswissenschaft

Der oben zitierte Satz (2) ist Karl-Dieter Opps Einstieg in seine Abhandlung zur *Methodologie der Sozialwissenschaften* (Opp 2002). Diesem Satz ist eigentlich nichts hinzuzufügen, das heißt man kann schlecht sagen, dass das nicht stimmt. Diese Art des Anfangs, die selbstevident zu sein scheint, hat aber selbstverständlich Konsequenzen für die Möglichkeiten und Ansatzpunkte einer daraus entfalteten Methodologie. Es ist kaum zu bestreiten, dass die daraus (wenn auch nicht zwingend) folgende Hauptbeschäftigung mit Kausalität, Logik, Erklärung, Gesetzen, Theorien und Begriffen tatsächlich den momentan höchsten Ausarbeitungs- und Reifegrad aufweist, den eine Methodologie der Sozialwissenschaften erreicht hat. Vorwerfen kann man Opp¹⁴ nur, dass dieser Ausgangspunkt

14 Die Position von Karl-Dieter Opp steht hier stellvertretend für die Tradition des kritischen Rationalismus im weitesten Sinne, also unabhängig davon, dass es innerhalb dieses methodologischen Ansatzes selbstverständlich zahlreiche Modifikationen und Verzweigungen gibt. Einen prägnanten Überblick dieser Entwicklungen inklusive eines eigenen Vorschlags bietet Schmid (2006).

überholt ist, denn mittlerweile kann man wissen, dass er etwas voraussetzt, das man gerade methodologisch nicht ignorieren kann.

Zweifelsohne setzt jeder Anfang etwas voraus, das zugleich unerwähnt bleiben muss. Aber in diesem Fall lässt sich diese Voraussetzung ziemlich genau bestimmen – mit der Konsequenz, zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass sich damit auch der methodologische Zugang verändert. Legt man Ergebnisse der neueren Kognitionswissenschaft beziehungsweise einer Biologie der Erkenntnis zugrunde (vgl. Bateson 1972; von Foerster 1997; Maturana 1981; Maturana/Varela 1984; Varela 1979, 1990), ergibt sich ein anderer Ausgangspunkt – zwar nicht nur in Bezug auf die Entwicklung von Methodologien, aber für sie doch in besonderer Weise. Ein zentrales Ergebnis dieser Untersuchungen (und zugleich ihr Grundgedanke) ist, dass die basale kognitive Operation jedes Beobachters die *Operation der Unterscheidung* ist. Daraus folgt aber, dass das, was wir »Sozialwissenschaften« nennen, nicht in erster Linie eine Menge von Sätzen ist, sondern eine Menge lose gekoppelter Unterscheidungen, die Beobachtern als Grundlage der Formulierung von Sätzen dient.

Diese Ansicht ist soziologisch nicht so ungewöhnlich wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Bereits bei Simmel liest man immer wieder, dass der Mensch ein Unterschiedswesen sei (Simmel 1890: 137; 1903: 192) und bei Gabriel Tarde, ein weiterer Klassiker, den man gerade erst zu entdecken beginnt, heißt es sogar noch schärfer:

»Existieren heißt differieren; die Differenz ist in gewissem Sinn das Wesen der Dinge, was ihnen zugleich völlig eigen und gemeinsam ist. Dies muss der Ausgangspunkt sein, und entschieden sollte man verteidigen, dass man alles durch ihn erklärt, auch die Identität, welche bisher fälschlicherweise als Ausgangspunkt diente.« (Tarde 1893/2009: 71 f.)

Heute ist es neben Niklas Luhmann (1984a, 1997a, 1997b) und Dirk Baecker (1993a, 1999b, 2002a, 2005a, 2005b, 2006a, 2006b) unter anderem Andrew Abbott, der diese Praxis des Unterscheidens als Triebfeder der Dynamik und des Wandels in den Sozialwissenschaften betrachtet (Abbott 2001a, 2004). Diese Idee ist der Soziologie also überhaupt nicht fremd. Die Sozialforschung und mit ihr die klassische Methodologie werden sich damit freilich schwer tun,

denn Unterscheidungen lassen sich nur schwer erheben – am wenigsten wenn man jemanden fragt. Unterscheidungen liegen nicht als Daten vor, sondern sind Fakten, das heißt, sie sind nicht gegeben (*dare, datum*), sondern gemacht (*facere, factum*). Unterscheidungen werden gemacht beziehungsweise getroffen (oder nicht), und zwar durch einen Beobachter qua Beobachtung. Deshalb gewinnt unter diesen Umständen Beobachtung, inklusive ihres Angewiesenseins auf Unterscheidungen und den Beobachter (also: ein System), auch einen anderen, neuen Stellenwert.

Bevor Sozialwissenschaftler also einen Satz formulieren beziehungsweise die Sozialwissenschaften eine Ansammlung von Sätzen produzieren können, treffen sie Unterscheidungen. Das gilt auch für eine Anwendung der Logik. Für die Prädikatenlogik heißt das beispielsweise, dass sie mindestens eine Unterscheidung zwischen Objekten und Merkmalen (beziehungsweise Prädikaten) treffen muss – sonst ist sie schlicht und ergreifend nicht anwendbar. Ohne Unterscheidung kein Satz und ohne Sätze keine Möglichkeit einer Anwendung der Logik, auch wenn die empirische Zeitdifferenz zwischen dem Treffen einer Unterscheidung und der Formulierung eines Satzes nicht messbar ist und auch wenn die Angewiesenheit der Wissenschaft auf sprachliche Formulierungen es nicht gerade leicht macht, diese Annahme zu akzeptieren.

Genauso wie der Satz von Lazarsfeld stehen bleiben kann, insofern man ihn autologisch wendet, kann auch dieser Satz von Opp im Prinzip so stehen bleiben, insofern man ihn nicht als Ausgangspunkt nimmt, sondern eine Unterscheidungstheorie vorschaltet, die das operative, kleinteilige Geschehen sichtbar machen kann, das uns dazu befähigt, Sätze überhaupt zu bilden. Unglücklich bleibt dann höchstens noch die Bezeichnung der Sozialwissenschaften als eine »Ansammlung« von Sätzen. Nach unserer Modifikation erscheint sie vielmehr als eine Unterscheidung von Unterscheidungen, die fortlaufend selektiv miteinander gekoppelt und wieder entkoppelt werden: die Sozialwissenschaften sind ein Netzwerk von Unterscheidungen. Man beachte, dass dies keine Aussage über die *differentia specifica* der Sozialwissenschaften ist, denn das trifft auf alle Wissenschaften und letztlich sogar auf alle sozialen Formen zu. Aber eine Bestimmung der Form der Sozialwissenschaften ist hier auch nicht die Zielsetzung. Es geht vielmehr um ein Tieferlegen des Ausgangspunkts für die Entwicklung und Beobachtung von Me-

thodologien inklusive des Problems, sie von vornherein als Ethnomethodologien anzulegen.

2.3 BEOBACHTUNG I: ETHNO-METHODOLOGIE

Eine soziologische Methodologie, die ihre Grundlagen aus den Problemen der Selbstreferenz und Unterscheidung gewinnt, ist auf einen versierten Umgang mit *Beobachtung* angewiesen. In der Soziologie fristet Beobachtung ihr Dasein bislang vornehmlich als eine Technik der Sozialforschung unter anderen. Ihr Status für die Sozialwissenschaften wird meist heruntergespielt. Dabei verfügt sie, wie auf der anderen Seite Formalismen, über das Potential, die Unterscheidung von Theorie und Methode unbestimmt werden zu lassen (und verknüpft sie dadurch miteinander). Das wird insbesondere an kybernetischen Überlegungen zur Empirie der Beobachtung deutlich, die Beobachtung im Gegensatz zur Soziologie als Grundbegriff behandeln. Beobachtung, so die Kybernetik zweiter Ordnung, ist nur über das Prozessieren von Unterscheidungen möglich und muss überdies Selbstreferenz in Kauf nehmen (von Foerster 1993a; Glanville 1988a). Das entspricht nicht von ungefähr den zwei methodologischen Postulaten des vorangehenden Abschnitts. Dass Beobachtung nur unter diesen Umständen möglich ist, lässt erahnen, weshalb man sie in der Soziologie als bloße »Technik« in Zaum halten musste und eine Theorie der Beobachtung außer in ersten Ansätzen (vgl. König 1973b) nie ausgearbeitet worden ist. Denn auf diese Weise ließen sich unter anderem die Schwierigkeiten vermeiden, die auftreten, wenn man davon ausgehen muss, dass nicht nur die Forscher, sondern auch die Beobachteten Beobachter sind. Eine Theorie der Beobachtung muss das jedoch von Beginn an berücksichtigen. Erst zu einem viel späteren Zeitpunkt kann man dann beginnen, die jeweils spezifischen Kontrolloperationen zu benennen, die einen naiven von einem wissenschaftlichen Beobachter unterscheiden. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass beide Seiten, Wissenschaftler genauso wie ihre Subjekt-Objekte, Kontrolloperationen für ihre Beobachtungen benutzen, aber der Unterschied vor allem darin besteht, dass Wissenschaftler sie entsprechend notieren und darüber Berichte verfassen, um ganz andere Formen der Auflösung, der Selbstbeobachtung und des Gedächtnisses entstehen zu

lassen. Bei alldem ist noch nicht einmal eingerechnet, dass man in der Soziologie eigentlich daran gewöhnt ist, etwas Drittes in Betracht zu ziehen, nämlich die soziale Situation beziehungsweise, operativ ausgedrückt, Kommunikation, die sich womöglich mit eigenen Kontrolloperationen dazwischen schiebt und das Vorhaben einer Theorie der Beobachtung nicht unbedingt erleichtert.

Der Grund dafür, dass neben Formalismen auch Beobachtung die Unterscheidung von Theorie und Methode unscharf werden lässt, ist denkbar einfach gestrickt: Geht man nur vom Sachverhalt der Beobachtung aus, kann man Theorie und Methode nicht unterscheiden, denn bei beiden handelt es sich um Beobachtungsformen – ungeachtet dessen, dass sie unterschiedliche Unterscheidungen verwenden. Wenn man zu einer Methodologie der Form gelangen will, führt der Weg also auch über Beobachtung und ihren Zusammenhang mit formtheoretischen Überlegungen. Die zwei zuvor entwickelten methodologischen Postulate der Selbstreferenz und Unterscheidung sind dafür maßgebend. Schauen wir uns also die Implikationen eines so gebauten Beobachtungsbegriffs genauer an.

Beobachtung ist nur durch eine Verwendung von Unterscheidungen möglich. »Verwendung« heißt, dass man nicht umhin kommt, eine Asymmetrie zwischen den beiden Seiten einer Unterscheidung einzuführen. Beobachten heißt also eine Unterscheidung verwenden, um etwas bezeichnen zu können. Es ist keine Frage der Entscheidung, ob man eine Unterscheidung verwendet oder nicht. Wenn man etwas bezeichnet, hat man, ob man will oder nicht, eine Unterscheidung ins Spiel gebracht, der man jedoch erst im nächsten Augenblick auf die Spur kommen kann.

Diese Feststellung, dass man nichts bezeichnen kann, ohne eine Unterscheidung zu treffen ist freilich trivial – und sie würde es auch bleiben, hätte man im Anschluss als Beobachter keine Möglichkeit, sie methodologisch auszuarbeiten.¹⁵ An genau dieser Stelle setzt eine Formtheorie an. Sie ist der Versuch, die Konsequenzen aus dieser Trivialität methodologisch geltend zu machen¹⁶, und

15 Deshalb ist diese Einsicht von George Spencer-Brown für die Systemtheorie und die Kognitionswissenschaften auch so interessant geworden, obwohl Spencer-Brown selbst keine Systemtheorie betreibt.

16 Üblicherweise, wenn auch selten explizit, wird eine solche Unterscheidungstheorie eher epistemologisch eingeordnet und diskutiert. Die

zwar im direkten Zusammenhang mit soziologischen Überlegungen, das heißt eine Formtheorie kann in letzter Instanz nicht unabhängig von der Soziologie entwickelt werden, sofern man auf eine Ethnomethodologie im soeben bezeichneten Sinne abzielt. Löst man Methodologie in ihre konstitutive Unterscheidung zwischen Theorie und Methode auf, gerät ohnehin ins Blickfeld, das nicht nur jede Theorie, sondern auch jede Methode Unterscheidungen verwendet (vgl. Nassehi 1998), um die Einsichten zu produzieren, die sie jeweils produziert, so dass eine Formtheorie unausweichlich auf beide bezogen ist und sie umfasst.

Es ist festzuhalten, dass es sich immer dann und nur dann um eine Beobachtung handelt, wenn eine Bezeichnung in Abhängigkeit von einer Unterscheidung vorgenommen wird. Das ist die erste *ethnomethodologische* Unterscheidung. Sie ist ethnomethodologisch, weil diese eigentümliche Operation der Beobachtung sowohl die Methode des Laien ist, sich in die dadurch hervorgebrachte Welt hineinzuarbeiten als auch die grundlegende Methode der Soziologie, um sich Zugang zu ebendieser Welt zu verschaffen, die dann doch nur ihre eigene sein kann. Dieser Typ von Selbstreferenz kennzeichnet eine Ethnomethodologie. Man spricht von Reflexivität. Das drückt unter anderem aus, dass jede Untersuchung der Prozesse des Verstehens und Herstellens von Sinn selbst wiederum Gegenstand der Analyse sein kann, also letztlich selbst ein zu analysierender Vorgang eines solchen Prozesses ist (Weingarten/Sack 1976: 8). Die Soziologie hat somit ihrem Gegenstand gegenüber, was Beobachtung anbetrifft, keine privilegierte Position. Wohl aber kann sie Unterscheidungen beobachten, die andere nur verwenden. Sie kann also als Beobachter zweiter Ordnung auftreten (von Foerster 1993a, 1997). Aber auch das begründet keinerlei Privileg, denn man kann ihre Unterscheidungen ebenso auf diese Art und Weise beobachten. Die gegenwärtige Gesellschaft hat ihre Strukturen in allen Bereichen auf Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung stabilisiert (Luhmann 1992a). Dennoch hat die Soziologie eine Form, die sich

Möglichkeiten eines Aufgreifens des Formkalküls oder zumindest des Formbegriffs von Spencer-Brown für die Soziologie sind womöglich deshalb noch nicht deutlich geworden. Eine Einbettung in die Methodologie lässt diese Möglichkeiten markanter und fachbezogener hervortreten. Daher dieser Entwurf.

von anderen Formen unterscheidet. Nur im Hinblick auf ihre Form wird man Unterschiede zur Beobachtung von Laien feststellen und entsprechende Vergleiche anstellen können.

Schauen wir uns etwas langsamer und behutsamer an, wie diese ethnomethodologische Unterscheidung funktioniert. Um eine Unterscheidung überhaupt beobachten zu können, muss erst einmal, ganz einfach gesagt, etwas passieren. Es bedarf einer *Operation*. Sonst gibt es nichts zu sehen oder zu bemerken. Diese Operation ist *Bezeichnen* – und sei es das Bezeichnen einer Unterscheidung.¹⁷ Es muss also etwas getan, mitgeteilt, kommuniziert, gesprochen, benannt, behandelt, erlebt, wahrgenommen oder gedacht werden, um eine dabei verwendete Unterscheidung identifizieren zu können.¹⁸ All das ist letztlich ein »Bezeichnen«, das keineswegs auf

17 Vgl. Spencer-Brown 1969. Deshalb ist der von Spencer-Brown entwickelte Kalkül genau genommen, wie er selbst sagt, kein Form-, sondern ein Indikationenkalkül.

18 In diesem Moment könnte gleichsam automatisch die Vorstellung einrasten, dass nur Akteure etwas bezeichnen oder selegieren können. Natürlich können auch Akteure das. Warum auch nicht? Man muss nur wissen, dass man mit dieser starken Einschränkung die Schwäche der Voraussetzungen zunichte macht und überdies wichtige Fragen einfach überspringt. Man muss eben auch untersuchen können, wie Akteure unterschieden beziehungsweise »gemacht« werden. Wie werden eigentlich Akteure bezeichnet? Um eine Bezeichnung einem Akteur zuschreiben zu können, muss man auch den Akteur selbst bezeichnen, braucht also eine weitere Bezeichnung. Wie werden Akteure eigentlich zur Ursache oder zum Ausgangspunkt einer Bezeichnung gemacht? Selbst wenn ein Akteur etwas bezeichnet, heißt das noch lange nicht, dass er auch die Ursache der Bezeichnung sein muss. Auch dazu braucht man dann mindestens eine weitere Bezeichnung. Allein diese Punkte zeigen schon, wie viel Arbeit bereits geleistet ist, wenn man den Akteur allzu rasch als menschliche Ursache einführt. Es sind mindestens vier (selbst hoch voraussetzungsvolle) Operationen des Bezeichnens- und Unterscheidens notwendig, um das behaupten zu können. Woher kann man eigentlich wissen, dass nur (menschliche, intentionale) Akteure etwas bezeichnen (handeln, tun, kommunizieren etc.) können? Man sollte sich nicht allzu schnell auf die unmittelbare Evidenz des Alltags verlassen, denn es ist auch Tag für Tag offensichtlich, dass sich die

sprachliche Bezeichnungen beschränkt ist. Auch Handeln ist ein Bezeichnen. Gleichwohl muss man im Auge behalten, dass eine Operation nicht allein im Bezeichnen aufgeht, sondern zugleich eine Unterscheidung aufruft, ohne die die jeweilige Bezeichnung nicht möglich gewesen wäre.

Obwohl jedes Bezeichnen in Abhängigkeit von einer Unterscheidung geschieht, muss man die Unterscheidung, die ein Bezeichnen ermöglicht, nicht zwingend mit beobachten (was man im selben Augenblick ohnehin nicht kann). Vieles was tagtäglich passiert, erscheint bloß als eine Aufeinanderfolge von Bezeichnungen. Der Wecker klingelt, man drückt den »Aus«-Knopf, richtet sich auf, greift zur Kleidung, geht ins Bad und so weiter. Für Kommunikation gilt dasselbe. Grüßen, aneinander vorbeigehen, small talk, das Tagesgeschäft, Einkaufen, Zahlen, in Seminaren diskutieren – all das vollzieht sich einfach als Abfolge von Operationen (mitunter auch: als Prozess). Deswegen scheint Sozialität vereinfacht als Abfolge von Handlungen. Wenn das aber schon alles wäre, würde man nur Handlungen oder Erlebnisse zählen können und keinerlei Ordnung beobachten geschweige denn mit ihr rechnen können (vgl. Baecker 2005b: 98 ff.). Das ist aber der Fall, und zwar weil jede Operation als Selektion aus einem Bereich von Möglichkeiten beobachtet wird, der sich im selben Moment immer wieder neu realisiert (siehe Kapitel 6). Anders gesagt hat jede Operation eine *Form*, und ihr Sosein ist nur vor dem Hintergrund verständlich, dass es immer die Möglichkeit gibt, die Form ihrer Unterscheidung zu beobachten. Mit Georg Simmel gesprochen: das Sosein einer Operation ist immer mitbestimmt durch ihr Nicht-Sosein. Garfinkels berühmte Experimente, mit denen er seine Studierenden ins Feld (oft die eigene Familie oder Freunde und Bekannte) geschickt hat, bestehen letztlich auch nur in der Aufforderung, eine bestimmte Form laufender Operationen auch dort beobachtbar zu machen, wo es aufgrund bestimmter eingeschliffener Routinen nicht mehr nötig oder gar un-

Sonne um die Erde dreht und trotzdem kann man wissenschaftlich das Gegenteil behaupten. Dass nur Akteure selektieren können (vgl. exemplarisch Greshoff 2008, Esser 1994), ist soziologisch alles andere als selbstverständlich und im schlimmsten Fall eine rein metaphysische Vorstellung, die den Namen »Metaphysik« nach Heidegger und Günther noch nicht einmal verdient. Ich plädiere für eine andere Metaphysik.

üblich, mithin sogar unzumutbar ist und deshalb oftmals bei allen Beteiligten, also inklusive des Experimentators, für extreme Verwirrung sorgt (Garfinkel 1967: 35 ff.).

Trotz der Tatsache also, dass man oft nur eine Abfolge lose gekoppelter Operationen zu beobachten meint und sich ferner auch Unterscheidungen selbst bezeichnen lassen, geht es zunächst einmal darum nachzuvollziehen, dass sich soziale Ordnung nur deshalb einstellen kann, weil sich empirisch nichts bezeichnen lässt, ohne eine Unterscheidung zu treffen, die sich im Augenblick des Bezeichnens zwar nicht mitbezeichnen lässt, aber im nächsten Moment der eigenen/fremden Beobachtung ausgesetzt werden kann. Demnach setzt jedes Bezeichnen eine Unterscheidung in die Welt und gleichzeitig voraus. Dass man dies wissen kann, ist aber eine *ethnomethodologische* Kompetenz. Diese Hervorhebung ist wichtig, denn wie soeben erwähnt, muss man die Unterscheidung zwischen Bezeichnung und Unterscheidung nicht treffen, wenn man sich durch die Unwägbarkeiten oder Routinen des Alltags (auch: der Forschung) hindurchlaviert. Es reicht, durch Bezeichnungen Unterschiede zu machen. Und doch ist die Möglichkeit, ein *account* zu formulieren, das zur Bewältigung, Sinngebung und Beobachtung einer Situation notwendig benötigt wird, davon abhängig, dass man als Laie wie als Soziologe die Methode beherrscht, Bezeichnungen im Hinblick auf ihre Unterscheidung zu beobachten. Andernfalls würde es unüberwindbare Probleme der Verhaltensabstimmung geben, denn alles andere würde einer Blockierung der Erkundung von Kontexten gleichkommen, die Kommunikation unmöglich machen würde.

Die ethno-methodische Kompetenz, eine Operation auf die sie ermöglichende Unterscheidung zurückzubeziehen ist allerdings keine Kompetenz, die Akteure (sei es ontologisch oder anthropologisch) besitzen und dann einbringen, um den gerade beschriebenen Vorgang der Bezeichnung im Kontext einer Unterscheidung, der hier Kommunikation genannt wird, in Gang zu bringen. Die Beobachtung von Formen ist vielmehr Resultat-Bedingung von Kommunikation. Akteure *erwerben* diese Kompetenz, weil sie sich auf Kommunikation einlassen und dadurch zu Akteuren werden. Da sie immer schon aus kommunikativen Verhältnissen hervorgehen (respektive für menschliche Organismen: in sie hineingeboren werden), entsteht jedoch der Eindruck, dass Akteure und Individuen

im Speziellen diese Kompetenz bereits mitbringen. Doch außerhalb von kommunikativen/situativen Verhältnissen gibt es schlichtweg keine Akteure (vgl. Abbott 2001b: 296). »Not, then, men and their moments. Rather moments and their men.« (Goffman 1967: 3)

2.4 BEOBACHTUNG II: KOMMUNIKATION

Wann immer im Folgenden (und auch zuvor schon) von Form die Rede ist: es ist stets die Form einer Unterscheidung gemeint und Form ist ausnahmslos das Produkt einer Beobachtung. Da »Form« und »Beobachtung« jedoch kein wissenschaftliches Privileg genießen, ist eine Formtheorie in letzter Konsequenz Ethnomethodologie im hier verstandenen Sinne. Damit sind jedoch noch nicht alle Bestimmungen abgeschlossen, um zu einer Methodologie der Form zu gelangen. Ein letzter Punkt fehlt noch, für den allerdings ein wenig vorgegriffen werden muss.

Die Beobachtung einer Form ist eng mit Kommunikation verquickt. Allerdings ist Formbeobachtung nicht nur von Kommunikation abhängig, sondern nichts anderes als der Vollzug von Kommunikation selbst.¹⁹ Gestützt wird diese Annahme, die zur Folge hat, dass eine Formtheorie *ab ovo* als Kommunikationstheorie verstanden werden muss, durch zwei eng miteinander verwobene und gleichplausible Interpretationen unserer ersten ethnomethodologischen Unterscheidung. Die erste, oben bereits vorgestellte, Interpretation ist vor allem durch Niklas Luhmann bekannt geworden und begreift die Unterscheidung zwischen Bezeichnen und Unterscheiden als formale Bestimmung des Beobachtungsbegriffs (ausführlich Luhmann 1990a: 75 ff.; vgl. auch Simon 1993): *Beobachtung ist die Anwendung der Unterscheidung von Bezeichnung und Unterscheidung*. Diese Bestimmung der Beobachtung generalisiert den Begriff auf eine Art und Weise, die ihn von einer Beschränkung

19 Dass diese Position einen etwas anders gelagerten Kommunikationsbegriff voraussetzt als Luhmann ihn entwickelt hat (siehe zusammenfassend Luhmann 1987) versteht sich von selbst. Sie ist vielmehr an einer allgemeinen soziologischen Kommunikationstheorie orientiert, wie sie Luhmann nur angedeutet hat (Luhmann 1984a: 66, insb. Fn. 77) und die zuletzt von Dirk Baecker (2005a, 2005b) ausgearbeitet worden ist.

auf die Wahrnehmung menschlicher Individuen löst und auch auf soziale Systeme anwendbar macht. Sie findet ihre Absicherung im Kalkül der Form. Dort hält Spencer-Brown abschließend fest, dass der Beobachter und die Operation der Unterscheidung nicht nur austauschbar, sondern in der Form identisch seien (Spencer-Brown 1969: 76).

Dieser Interpretation hat Dirk Baecker nun kürzlich eine zweite dazugestellt. Er sieht in der Unterscheidung von Bezeichnung und Unterscheidung einen *Formalismus der Kommunikation*.²⁰ Immer wenn (und *nur* dann wenn) diese Unterscheidung als operative Grundlage dient, handelt es sich um Kommunikation. Diese Interpretation wird man freilich in den *Laws of Form* nicht finden, aber auch sie ist nicht einfach ohne theoretische Absicherung gesetzt, sondern holt sich ihre Plausibilität sowohl bei Claude E. Shannons mathematischer Theorie der Kommunikation, wie Baecker selbst ausführlich zeigt (Baecker 2005b: 15 ff.), als auch bei der Kybernetik zweiter Ordnung, die ausgehend vom Problem des Beobachtens und der Form immer wieder auf das Problem der Kommunikation beziehungsweise der Gesellschaft stößt (von Foerster 1973, 1979; Glanville 1979, 1982; Kauffman 2006).

Unsere vorangegangenen Überlegungen ziehen diese beiden Interpretationen zusammen, liefern aber mehr noch weitere soziologische und methodologische Argumente, die für Baeckers Kommunikationsbegriff sprechen. Die Verankerung des Formbegriffs in einer sozialwissenschaftlichen Methodologie gibt uns folglich die Möglichkeit, eine Position zu festigen, die davon ausgeht, dass Beobachtung sich nur im Rahmen von Kommunikation entwickeln kann und Kommunikation sich immer nur als Beobachtung abspielt. Der Beobachtungsbegriff verlässt damit den methodisch üblichen Rahmen, in dem Beobachtung ausschließlich als verfeinerte Wahrnehmungsleistung verstanden wird (König 1973b).

Obwohl die Notation von Spencer-Brown noch nicht eingeführt worden ist, wird hier bereits unvermittelt darauf zurückgegriffen, um den Gedankengang formal darzustellen, aber auch, wie nach einer Einführung in das Arbeiten mit dieser Notation im nächsten Kapitel deutlich werden wird, um ihn schärfer zu stellen. Man

20 Siehe Baecker 2005b: 60 ff. Dort findet sich auch die Form der Kommunikation, die hier bei uns sogleich als Gleichung (2.2) erscheint.

muss zu diesem Zeitpunkt nur wissen, dass es sich um eine Notation für Unterscheidungen handelt, was im Prinzip auf einen Blick deutlich wird:

Gleichung (2.1)

$$\text{Beobachtung} = \overline{\text{Bezeichnung}} \mid \text{Unterscheidung}$$

Gleichung (2.2)

$$\text{Kommunikation}_1 = \overline{\overline{\text{Bezeichnung}} \mid \text{Unterscheidung}}$$

Setzt man die obere (2.1) in die untere Gleichung (2.2) ein, so erhält man folgende Gleichung:

Gleichung (2.3)

$$\text{Kommunikation}_1 = \overline{\text{Beobachtung}}$$

Nimmt man Gleichung 2.3 als Grundlage, so bekommt man es kurz gesagt mit Kommunikation immer dann zu tun, wenn man beobachtet, wie sich Beobachtungen selbst konditionieren, wie eine Beobachtung also ihr eigenes Stattfinden vom Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein anderer Operationen desselben Typs abhängig macht. Mit anderen Worten ist Kommunikation immer dann der Fall, wenn sich Beobachtung als *Beobachtung* beobachtet (sich auf sich selbst zurückbezieht – deshalb der re-entry genannte, auf sich selbst zurückverweisende Haken), sich dabei zwangsläufig von anderen Beobachtungen unterscheidet und sich *dadurch* zu ihnen in Beziehung setzt. Der gleichzeitig mitlaufende Kontext von auf sich selbst verweisenden Beobachtungen, also die hier unmarkiert bleibende Seite rechts vom re-entry-Haken \square , bleibt in diesem Fall unbestimmt, kann aber, so die Konsequenz dieser Gleichung, durch Beobachtung (und *nur* durch Beobachtung, also nur durch

Bezeichnung und Unterscheidung) bestimmt werden. Kurzum: Die Selbstreferenz und Rekursivität der Beobachtung ist Kommunikation.

Wir lassen hierbei den sich aufdrängenden Einwand außer Acht, dass selbstreferentielle Beobachtung für gewöhnlich auch im Fall des Bewusstseins angenommen wird und somit kein spezifisch bestimmendes Merkmal der Kommunikation sein kann. Allerdings ist zu bedenken, dass die hier dargestellte Rekursivität der Beobachtung eine Form ist, die Bewusstsein vermutlich im Umgang mit Kommunikation übernommen hat.²¹ Woher sollte ein singuläres Bewusstsein (angenommen, dass es ein solches geben könne) sonst wissen, dass es *Beobachtungen* beobachtet, wenn es seine Operationen beobachtet? Doch selbst wenn man das nicht gelten lassen will: Bewusstsein ist unverkennbar nicht auf diese Selbstreferenz des Beobachtens reduzierbar, denn was wollte man dann mit seiner Externalisierung von Wahrnehmung, Aufmerksamkeitsverdichtungsleistung und Traum- und Tiefschlaffähigkeit anfangen? Im übrigen heißt es ja nicht, dass Bewusstsein (vielleicht besser: ein psychisches System) nicht beobachten oder Beobachtungen nicht verknüpfen kann, sondern nur, dass diese eigentümliche *Rekursivität der Beobachtung* keine genuine Bewusstseinsleistung ist. Die so bestimmte allgemeine Form der Kommunikation ist also weitaus distinkter als der erste Blick vermuten lässt.

Die Art und Weise des soziologischen Umgangs mit der hier verwendeten Notation für Unterscheidungen wird im Laufe der Arbeit noch ausführlich erläutert.²² Im Prinzip läuft es darauf hin-

21 Wir folgen hier im Prinzip der Überlegung von George Herbert Mead (1934), dass Bewusstsein (*mind*) als gesellschaftliches Produkt (*self*) begriffen werden muss. Siehe aber auch für eine wunderbare Illustration dieser Vorstellung und vieler anderer soziologischer Theoreme den Einakter »Geschlossene Gesellschaft« von Jean-Paul Sartre.

22 Dennoch sei hier schon einmal vorgemerkt: Keines der verwendeten Zeichen bleibt soziologisch uninterpretiert, höchstens unterinterpretiert, das heißt offen für weitere oder andere soziologische Bestimmung. In gewissem Sinne handelt es sich im Rahmen eines soziologischen Gebrauchs deshalb um ein *interpretiertes* axiomatisches System, das per definitionem auch deskriptive Begriffe enthalten kann (vgl. Cicourel 1964: 19 ff.). Uninterpretierte axiomatische Systeme enthalten dagegen

aus, mit Hilfe dieser Notation über das hinausgehen zu können, was sich sprachlich über die Operativität, Kontextualität und Sinnhaftigkeit des Sozialen sagen lässt. Bereits die soeben vorgestellten Gleichungen 2.1-2.3 machen das deutlich. Wenn man die Unterscheidung von Bezeichnen und Unterscheiden einfach nur sprachlich verwendet, wird der Unterschied zwischen Beobachtung und Kommunikation nicht deutlich, aber ein Vergleich der Gleichungen 2.1 und 2.2 zeigt auf einen Blick, worin der Unterschied besteht, obwohl beide mit Hilfe derselben Unterscheidung bestimmt werden. Kommunikation und Beobachtung werden über dieselbe Unterscheidung bestimmt, haben aber nicht dieselbe *Form*.

Im Prinzip lautet das notationstechnische Argument, dass sich jeder sprachlich formulierte Satz dieses Abschnitts (zu Kommunikation und Beobachtung) aus diesen Formalismen heraus konstruieren lässt. Natürlich geben diese notierten Formen nicht vor, in welcher Reihenfolge oder in welchem Wortlaut die Textproduktion erfolgen muss, und sie geben auch nicht vor, wie viel Sätze produziert werden und wo man mit dem Gedankengang beginnt oder wo man ihn abbricht. Das kann damit nicht gemeint sein. Aber sie formulieren das Problem, das der sprachlichen Ausformulierung zugrunde liegt und das die Suche nach dem nächsten Satz, also die mehr oder weniger konsistente Relationierung von Sätzen, anleitet. Formen sind Produkt von Operationen, generieren sie zugleich und verweisen dabei auf Kontexte, die aktuell nicht mit beobachtet werden, aber gleichzeitig vorhanden und potentiell aktualisiert werden können. Sie erzeugen mit anderen Worten *Sinn* und sind nur in Form von Sinn operationsfähig. Sie lassen unbestimmt, wie all das konkret angegangen werden muss, geben einem Beobachter (hier: dem Autor und den Lesern) allerdings Möglichkeiten der Bestim-

nur logische Begriffe wie »und«, »nicht«, »oder« und willkürlich gewählte Zeichen. Der wesentliche Unterschied, und zugleich der Grund warum man hier diese Typologie heranziehen kann, besteht indes darin, dass uninterpretierte im Gegensatz zu interpretierten axiomatischen Systemen keine notwendige Beziehung zur empirischen Welt haben. Mit diesen Formgleichungen werden jedoch ausnahmslos empirisch vollzogene Operationen notiert – und seien es auch »nur« wissenschaftliche, also begriffliche, theoretische oder methodische Abstraktionen, denn auch sie müssen »gemacht« werden.

mung an die Hand. Es handelt sich insofern um bestimmbare Unbestimmtheiten – *und deshalb sagt eine solche Formalisierung letztlich immer mehr als sich sprachlich und sequentiell ausdrücken lässt*. Ein anderer Beobachter wird eine Bestimmung dieser Formen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anders vornehmen, aber sicherlich nicht: beliebig.

Die drei obigen Gleichungen und insbesondere die letzte dieser drei (2.3) funktionieren, wie für Formalismen herausgearbeitet worden ist, als Problemformeln und, wie es in Bezug auf Beobachtungen angerissen worden ist, als Beobachtungsmuster. Doch die Probleme werden nicht gestellt, um sie schlicht zu lösen und Beobachtungen werden nicht vorgenommen, um sie gleichsam für sich zu behalten. Ein Problem wird so gestellt, dass seine Lösung stets als Ausgangspunkt für weitere Probleme fungieren kann und eine Beobachtung hat nur dann eine Chance, als eine erkennbar zu werden, wenn man das Risiko auf sich nimmt, sie mitzuteilen. Selbst wenn eine aufgestellte Formgleichung sich also als Ausgangs- oder Endpunkt einer Untersuchung im Nachhinein als falsch herausstellt, laufen theoretisch mögliche Anschlüsse methodisch kontrolliert ab, so dass man sich im Sinne von Charles Tilly (2004b) lehrreich irren kann – lehrreich deswegen, weil sich dann genau verfolgen lässt, an welcher Stelle der Formalismus modifiziert werden oder an welchem Punkt man ihn womöglich gänzlich verwerfen muss. Aber diese Zusammenhänge lassen sich nur in Erfahrung bringen, wenn weitere Beobachtungen dazukommen, wenn man sich also kurz gesagt in einen Prozess der (wissenschaftlichen) Kommunikation begibt.

Eine zugespitzte Formulierung fasst das Skandalon dieser Überlegungen zusammen: Beobachten kann man nur, wenn man sich auf Kommunikation einlässt.²³ Das ist leicht gesagt, denn da unbekannt ist (und bleibt), wie eine Welt ohne Kommunikation aussieht, ist diese Aussage nicht überprüfbar, also auch nicht falsifi-

23 Das wird besonders deutlich in der Psychoanalyse, denn gerade dort, wo es um die beobachtende Erkundung eines an und für sich rein psychischen Geschehens geht, geht nichts ohne die psychoanalytische Therapiesituation. Man lernt dort, etwas Unbeobachtbares zu beobachten – doch was man in erster Linie dafür tun muss ist: sich auf Kommunikation einlassen.

zierbar. Aber das ist auch nicht der Sinn einer solchen Konjektur. Sie dient als theoretischer Kontrapunkt der für selbstverständlich gehaltenen und ebenso wenig falsifizierbaren Annahme, dass Menschen als Beobachter geboren werden. Sie stimuliert dadurch womöglich ein andersartiges Nachsinnen über die uns interessierende *sozial erzeugte* Differenz und Identität von Beobachtung, Wahrnehmung, Kommunikation und Bewusstsein.

3. Methodologische Formen

3.1 VERGLEICH ZWEIER METHODOLOGIEN

Die im vorherigen Kapitel herausgearbeitete Nähe von Beobachtung und Kommunikation spielt in der Methodendiskussion verständlicherweise kaum eine Rolle. Zum einen ist ein entsprechender Kommunikationsbegriff bislang nur verstreut und auch nur in Ansätzen verfügbar gewesen und zum anderen hat man sich seit dem Versuch von René König (1973b) gar nicht mehr um eine Theorie der Beobachtung bemüht. Dabei ist diese eigentümliche Verbindung in jedem Entdeckungs-, Erhebungs- und Verwertungszusammenhang eines Forschungsprozesses von entscheidender Bedeutung. Immerzu leiten kommunikative Beobachtungen die Art und Weise der individuellen Aufmerksamkeit, die aufgrund der Erwartung anschließender Kommunikation und zum Zwecke der Motivation weiterer Kommunikation auf unterschiedliche Weise aufgezeichnet und sprachlich ausgedrückt wird (vgl. Abbott 2004: 241). Das alles funktionierte nicht ohne das permanente Treffen, Substituieren, Bestätigen, Verdichten, Streichen, Unterlaufen oder Transformieren von Unterscheidungen. Aus diesem Grund wird auf eine Formtheorie gesetzt, die Unterscheidung, Beobachtung und Kommunikation zu ihren Grundbegriffen macht. Eine Auseinandersetzung mit methodisch-technischen Vorstellungen von Beobachtung ist dennoch hilfreich und zeigt, dass und wie sie miteinander kompatibel sind. Im Rahmen der Ausführungen zu einer kybernetischen Theorie der Beobachtung in Kapitel 5 wird darauf noch ausführlicher eingegangen.

Die Tatsache, dass Beobachtung für eine Formtheorie Grundbegriff ist, liefert einen weiteren guten Grund, sie als Methodologie zu verstehen, denn jede Methodologie muss auch die Grundlagen,

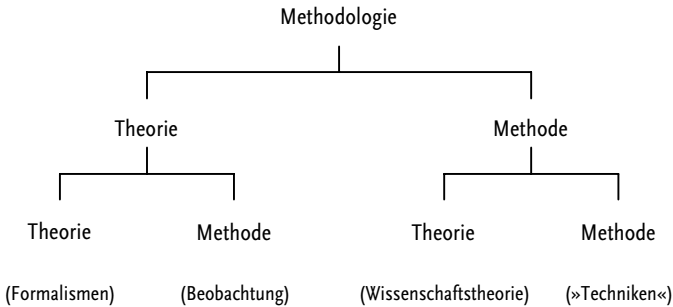
Implikationen und Wechselbeziehungen von Forschungstechniken, also Methoden im engeren Sinne,¹ reflektieren (Lazarsfeld 1959: 40 ff.). Mit der Frage der Beobachtung, die an ganz fundamentaler Stelle in die Formtheorie eingebaut ist, wird es möglich, diese Anforderung zu erfüllen und zugleich die eher stehengebliebene theoretische Entwicklung der Methoden (vgl. Flick 2007: 296) mit einer Theoriegrundlage zu versorgen, die sowohl Theorie als auch Methode umgreift. Diese Tür öffnen Methodentheoretiker selbst – freilich ohne hindurchzugehen. Denn ganz gleich, ob man über Befragung, Experiment, Inhaltsanalyse oder Beobachtung (im engeren Sinn, den man diesem Begriff methodisch bis heute beimisst) spricht, so ist man sich doch im Prinzip einig, dass man es immer mit Beobachtungsformen zu tun hat (Babbie 1992: 234 ff.; Diekmann 2004: 456; Schnell/Hill/Esser 1989: 355 f.; Weick 1968: 358 ff.). Eine Theorie der Beobachtung erweist sich somit als Basis jeglicher Forschungstechnik und deckt überdies ebenfalls unsere mitlaufende Forderung ab, zugleich Theorie und Methode beziehungsweise, denkt man an die Ethnomethodologie, Theorie und Empirie zu umfassen.

Beobachtung ist das methodische Pendant zu den eher theoretisch generierten Formalismen. Formalismen dienen als theoretisches, Beobachtungen als methodisches Scharnier zwischen Theorie und Methode. Der Zusammenhang der Unterscheidung von Formalismus und Beobachtung formuliert somit die von Beginn an mitlaufende Unschärfe von Theorie und Methode erneut, die sich damit als fraktale Unterscheidung erweist (vgl. Abbott 2001a): eine Wiedereinführung der Unterscheidung von Theorie und Methode auf Seiten der Theorie führt uns zu Formalismen und eine Wiedereinführung dieser Unterscheidung auf Seiten der Methode zu Beobachtung. Ihr fraktaler Charakter wird ferner dadurch bestätigt, dass die Unterscheidung von Formalismen und Beobachtung selbst fraktal ist. *Formalismen können selbst als Beobachtungsanweisungen verstanden werden genauso wie Beobachtungen sich stets als Formformalismen notieren lassen.* Formalismen sind demnach immer Formalismen eines Beobachters und deshalb fernab von jeglicher klassischen Objektivität. Der Beobachter (selbst ein nicht-teilnehmender,

1 Siehe zu dieser Art der Differenz von Methoden als Techniken der Datenerhebung und Methodologie auch van Meter 1994.

indirekter Beobachter) mischt sich in das Beobachtete ein und kann dies noch nicht einmal verbergen, was sich – gerade methodologisch – nicht von der Hand weisen lässt (vgl. von Foerster 1991). In der Darstellung, die Abbott für fraktale Unterscheidungen wählt, ließe sich der Gedankengang des methodologischen Teils dieser Arbeit nun zusammenfassend wie folgt darstellen:

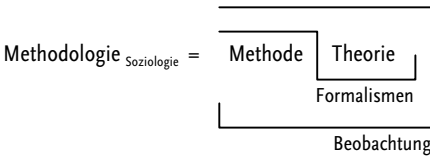
Abbildung 1: *Methodologisches Fraktal*



In Abbildung 1 wird recht anschaulich, welcher Linie dieser Text bisher gefolgt ist. Aber diese Darstellung weist auch gewisse Beschränkungen auf, die weniger zufriedenstellen, weil sich damit die komplexen Verschachtelungsverhältnisse nicht mit abbilden lassen, von denen hier die Rede ist. Es hat nämlich den Anschein, dass Theorie und Methode jeweils sauber getrennte Bereiche sind, die wiederum eine klare Wiederholung der Unterscheidung in sich enthalten. Damit lassen sich bekannte Gruppenbildungen und entsprechende Gebietsansprüche erklären (was Abbott in Bezug auf verschiedene Debatten in den Sozialwissenschaften mit Hilfe dieser Art der Darstellung auch zeigen wollte). Aber die Tatsache, dass jede dieser Positionen prinzipiell mit allen anderen verbunden ist, müsste noch durch zusätzliche Verbindungslinien eingezeichnet werden, denn die Wissenschaftstheorie arbeitet durchaus mit Formalismen und Beobachtung kann selbstverständlich als Technik verwendet werden. Schon die erste Unterscheidung zwischen Theorie und Methode in der obigen Abbildung verdeckt den wichtigen Punkt, dass Theorien methodisch vorgehen und Methoden theoretisch erarbeitet wer-

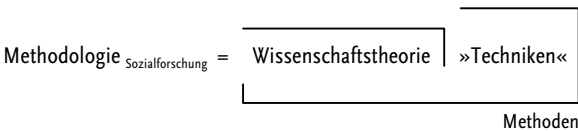
den – nicht immer, aber diese Möglichkeit wird durchaus in Anspruch genommen. Die Schwäche der baumförmigen Darstellung fraktaler Unterscheidungen wie in Abbildung 1 besteht in der Transformation von Unterscheidungen in Unterschiede, die zudem noch einen latenten Entweder/Oder-Charakter haben. Diese Schwäche lässt sich mit einer Theorie und Notation für Unterscheidungen umgehen. Mit einer solchen Notation lässt sich das methodologische Fraktal von Abbildung 1 folgendermaßen notieren:

Gleichung (3.1)



Diese Gleichung stellt die Form der Methodologie dar, wie sie hier für die Soziologie entwickelt wird. Der Titel »Abbildung« fehlt, weil es sich nicht um eine Abbildung handelt, sondern um eine Gleichung. Ferner muss daran erinnert werden, dass es sich um ein Kommunikations- und Beobachtermodell handelt, das heißt, dass mit ihm die Behauptung mitläuft, dass diese Form die Beobachtung der Kommunikation *und* die Kommunikation der Beobachtung eines bestimmten Typs von Methodologie wiedererkennbar kennzeichnet. Sie liefert außerdem eine konkretere Formalisierung des hier vorgestellten Gedankenganges als die Darstellung von Abbildung 1. Dafür muss man nun allerdings die rechte Seite der Abbildung 1 in eine eigene Gleichung transformieren. Eine Umsetzung könnte dann zum Beispiel wie folgt aussehen:

Gleichung (3.2)



Der Vergleich dieser beiden kommunikativen Formen sozialwissenschaftlicher Methodologie ermöglicht eine nicht-kausale Form von Erklärung (vgl. Abbott 2004). Erklärt wird damit nicht, warum die beiden Formen von Methodologie jeweils so sind, wie sie sind, und auch nicht, warum die eine womöglich besser oder schlechter funktioniert als die andere, sondern erklärt wird ihre *Differenz* beziehungsweise, wie sie jeweils auf unterschiedliche Art und Weise das tun, was sie tun. Das sind keine normativen Modelle in dem Sinne, dass sie angeben, wie gute Sozialwissenschaft aussehen sollte, sondern zwei Formen (und bei weitem nicht die einzig möglichen), wie sie empirisch betrieben wird, und zwar ungeachtet dessen, dass die erste Gleichung derjenigen Form entspricht, der dieser Text folgt und insofern natürlich normativ gewendet werden könnte – genauso wie die klassische Methodologie der Sozialforschung sich selbst normativ versteht. Aber es geht an dieser Stelle nicht darum, ein abschließendes Urteil zu fällen, sondern nur darum, die Differenz zu markieren, um das eigene Argument einzuordnen, zu schärfen und zu plausibilisieren.

Die erste Gleichung dient uns der Illustration dessen, wie eine Methodologie der Form, um die es hier schließlich geht, gebaut ist. Sie trifft jedoch keineswegs nur auf eine Formtheorie zu. Alle Untersuchungen, die sich einem *operational research* verpflichtet fühlen, wie ihn W. Ross Ashby (1958) für den forschungspraktischen Umgang mit Komplexität empfohlen hat, arbeiten mit dieser Art von Methodologie.² So arbeiten insbesondere die Systemtheorie und auch viele Arten der Komplexitätsforschung. Ferner arbeiten alle soziologischen Theorien, die auch als Methode funktionieren, auf diese Weise, zum Beispiel die Theorie des Handlungssystems von Talcott Parsons (1968), die Ethnomethodologie (Garfinkel 1967), die Rahmenanalyse (Goffman 1974) oder aktuell Bruno Latours Fassung der Akteur-Netzwerk-Theorie (Latour 2007). Eine Formtheorie unterscheidet sich mit Bezug auf diese Gleichung von den eben genannten Theorien nur dahingehend, dass sie ihre Autologie ex-

2 Operational Research wird von Ashby (1958: 97 f.) im Prinzip durch drei Injunktionen formuliert, die man nicht oft genug wiederholen kann: Be concerned with what happens, not with why it happens; do not collect more information than is necessary for the job; do not assume the system to be absolutely unchanging.

plizit mitkommuniziert. Das ist offensichtlich, denn Gleichung 3.1, die ihre Methodologie beschreibt, ist selbst eine formtheoretische Beobachtung.³ Das macht die Darstellung der Argumentation nicht gerade leicht, denn damit ist der Weg versperrt, einfach eine Ebenenunterscheidung einzuziehen, die Methode und Theorie auf unterschiedlichen Ebenen verortet beziehungsweise die eine Wissenschaftstheorie auf grundlegender Ebene ansetzt, um dann auf einer pragmatischen Ebene für entsprechende Disziplinen adäquate Forschungstechniken entwerfen zu können, ohne dass sich diese Ebenen berühren. Wir haben also bereits die Formtheorie genutzt, um zu einer formtheoretischen Methodologie zu gelangen, so dass gewisse Zirkularitäten und dadurch Vorgriffe nur schwer zu vermeiden sind.

Geht man nun in die Details, so sieht man, dass in Gleichung (3.1) Methodologie darin besteht, zunächst eine Methode in Differenz zu einer Theorie zu markieren. Das geschieht meist in Form einer Injunktion beziehungsweise einer Forschungsanweisung. Schauen wir der Einfachheit halber, welche Injunktionen die genannten Theoriebeispiele implizieren. Behandle Soziologen genauso wie Nicht-Soziologen! (Ethnomethodologie); Folge den Akteuren! Halte das Soziale flach! (Akteur-Netzwerk-Theorie); Schau Dir an, was hier gerade läuft! (Rahmenanalyse); Unterscheide System und Umwelt! (Systemtheorie); und die Formtheorie: Triff eine Unterscheidung! Oder auch: Beobachte Unterscheidungen!⁴ Solche

3 Theorien sind dann autologisch, wenn ihre Verwendung dazu zwingt, sich selbst als Gegenstand zu behandeln, wenn sie also mit anderen Worten das tun, was sie sagen. Vgl. insbesondere von Foerster 1984: 236 ff.

4 Das müssen selbstverständlich nicht die einzig möglichen Injunktionen sein, die diese Theorien implizit und explizit als methodische Anweisung formulieren. Interessant ist im Übrigen, dass sich auch in den Naturwissenschaften häufig derartige Anweisungen finden, freilich ohne sie als Methode zu deklarieren, zum Beispiel »Schau durch das Mikroskop!« (Spencer-Brown 1969: 78). Insofern sind Injunktionen die Voraussetzung des Anfertigens von Beschreibungen (ebenda), so dass sich die Unterscheidung von Methode und Theorie auch als Unterscheidung von Injunktion und Beschreibung reformulieren ließe. Viele sozialwissenschaftliche Theoriedispute haben ihren Ursprung letztlich in einer Weigerung, Injunktionen konkurrierender Theoriean-

methodischen Anweisungen ergeben nur im Zusammenhang mit einer Theorie Sinn, das heißt sie sind aus theoretischen Überlegungen heraus gewonnen, genauso wie sie zu verdichteten Beschreibungen, also zu Theorien, dessen führen, was man durch ihre Befolgung zu sehen bekommt.

Formalismen sind nun Formulierungen für die Wiedereinführung der Unterscheidung von Methode und Theorie auf Seiten der Theorie (um das zu verdeutlichen, ist der Haken in die andere Richtung geschlagen).⁵ Formalismen führen dazu, dass man methodologisch nicht mehr genau angeben kann, ob eine theoretische Beschreibung oder eine methodische Anweisung gemeint ist. Dagegen führt Beobachtung die Unterscheidung von Methode und Theorie auf Seiten der Methode wieder ein. So lassen sich dann nicht nur unterschiedliche Beobachtungstechniken gewinnen, sondern es wird ferner deutlich, dass beide Seiten letztlich nur über Beobachtung in Gang kommen. Doch nicht nur das. Beobachtung sitzt auch an der Differenz der Methodologie zu ihrem unmarkiert bleibenden Kontext (markiert durch die Leere rechts vom äußeren re-entry-Haken \square), das heißt Beobachtung ist dasjenige Instrument, dass sicherstellt, dass die Methodologie einen Außenbezug hat und sich immer wieder durch Wahrnehmung, Probleme oder andere Beobachtungen irritieren lässt. Und nicht zuletzt rahmt sie auch Formalismen, die eben, wie gesagt, selbst nur Beobachtungsformen sind.

Wendet man sich nun der Gleichung 3.2 zu, werden wesentliche Unterschiede zu der bisher diskutierten Methodologie deutlich. Die Methodologie der Sozialforschung⁶ setzt zunächst die (nomologisch-deduktive) Wissenschaftstheorie und unterscheidet sie von mög-

gebote zu befolgen. Bertolt Brechts *Leben des Galilei* illustriert das Problem. Die Vertreter der Kirche sind letztlich nicht bereit, einer Injunktion zu folgen: Schaut durch das Fernrohr!

- 5 Man kann diesen in die andere Richtung geschlagenen Haken soziologisch auch anders verwenden, nämlich als Notation für *breakdowns* im Sinne von Winograd/Flores (1986). Aber hier müsste noch Arbeit investiert werden.
- 6 Genauer gesagt ist hier insbesondere eine um die kausale Standardanalyse herum gebaute Methodologie der Sozialforschung gemeint, die insbesondere in Deutschland die methodologische (wenn mittlerweile auch nicht mehr unbedingt: die methodische) Diskussion beherrscht.

lichen Techniken (Interview, Inhaltsanalyse, Beobachtung oder statistischen Techniken wie Faktorenanalyse, Regressionsanalyse etc.), die dieser Wissenschaftstheorie gerecht werden können und auf ihr aufbauen. Das Feld, auf dem die Passung von Techniken erprobt, reflektiert und umgesetzt wird (das re-entry) sind *Methoden*, wie ein Blick in entsprechende Lehrbücher zu Methoden der empirischen Sozialforschung rasch verdeutlicht. Im Rahmen von Methoden wird letztlich ein Bezug einerseits von Techniken auf die Wissenschaftstheorie hergestellt und andererseits eine Darstellung der »technischen« Möglichkeiten bestimmter wissenschaftstheoretischer Annahmen vorgenommen und reflektiert. Das passiert zum Beispiel bei der Formulierung von Kausalhypothesen, der Ermittlung von Variablen, beim Versuch, einen möglichst hohen Informationsgehalt zu erzielen oder bei der Festlegung von Falsifikationserfordernissen. Hier ist auch der Ort, an dem sich Fragen der klassischen Test- und Messtheorie stellen. Die in diesem Zusammenhang entwickelten Gütekriterien der Messung – Objektivität, Reliabilität und Validität – erweisen sich so gesehen als Passungskriterien für eine gelungene Bezugnahme zwischen diesen Techniken und der Wissenschaftstheorie und könnten deshalb auch anstelle von »Methoden« das re-entry in Gleichung 3.2 bezeichnen. Sie verweisen auf die Sinnform, die ein solcher Bezug von Wissenschaftstheorie und Techniken kommunikativ annehmen muss, um sozialwissenschaftlich akzeptiert werden zu können: soziale Abhängigkeit (Objektivität), zeitliche Reproduzierbarkeit (Reliabilität) und sachliche Genauigkeit (Validität). Entwirft man eine Methodologie als *soziologische* Theorie, ist eine solche (hier nur für einen bestimmten Bereich angedeutete) Sinnanalyse mit Bezug auf die jeweils soziale, zeitliche und sachliche Sinndimension ein hilfreiches Instrument, um einerseits den Blick auf funktionale Äquivalente lenken und andererseits einen Vergleich zwischen methodologischen Ansätzen anleiten zu können. So könnte zum Beispiel im Rahmen qualitativer Methoden deutlich werden, dass es nicht darum gehen kann, in einem Reflex der Rechtfertigung des eigenen Vorgehens einfach die Probleme der Objektivität, Reliabilität und Validität zu diskutieren (was trotzdem möglich ist und nötig bleibt), sondern vielmehr darum geht, danach zu schauen, inwiefern man schon längst eigene Sinnformen der sozialen, zeitlichen und sachlichen Absicherung der Kommunikation

entwickelt hat und nutzt, auch wenn man noch keine begrifflichen Bezeichnungen dafür hat.

Ein Wiedereintritt der Unterscheidung von Wissenschaftstheorie und Techniken in ebendiese Unterscheidung erfolgt über Methoden. Das wird deswegen postuliert und notiert, weil empirisch gerade die weit entwickelten Techniken, beispielsweise die Entwicklung von Messinstrumenten für Interviews, selbst als wissenschaftstheoretisch informiert gelten und im Gegenzug der Apparat von Festlegungen und Begriffen der Wissenschaftstheorie unmittelbar technisch eingesetzt wird. Das unterläuft gleichsam die Unterscheidung und man lässt durch das in Folge dessen einsetzende Hin- und Herspringen zwischen den beiden Seiten offen, ob man nun Wissenschaftstheorie betreibt oder Techniken einsetzt. Es geht dann nur noch um technisch angewandte Wissenschaftstheorie. Darin besteht mitunter die Stärke der klassischen Methodologie, weil man sich umgekehrt, und zwar vor allem beim Einsatz entsprechender Techniken der Datenerhebung und -interpretation, immer auch gleichzeitig auf Seiten wissenschaftstheoretischer Überlegungen wähen kann, ohne sich immer wieder explizit darauf berufen oder die Passung jedes Mal erneut überprüfen zu müssen. Auch deshalb ist »Methoden« eine treffende Bezeichnung und Zusammenfassung für dieses durch ein re-entry induzierte Oszillieren zwischen den beiden Seiten der Unterscheidung. Wenn man »Methoden« nutzt, ist man mit anderen Worten auf der sicheren Seite, denn man kann unterstellen, dass man stets zwischen den beiden Seiten der Unterscheidung wechseln und sie aufeinander beziehen kann. Das erklärt auch die gängige, legitime Verwechslung und synonyme Verwendung von »Methode« und »Methodologie«; und es verweist überdies auf die unzähligen möglichen Schattierungen zwischen dem reinen Betreiben von Wissenschaftstheorie einerseits und dem bloßen Verwenden von Techniken andererseits. Ein re-entry ist insofern auch Voraussetzung für eine mögliche Gradualisierung einer Unterscheidung, auch wenn sich eine damit angezeigte Gradualisierung nur schwerlich empirisch quantifizieren lässt, aber durchaus durch die Tiefe eines Fraktals wie in Abbildung 1 darstellbar ist (und sich insofern durch eine Zuordnung von Zahlenwerten zu den einzelnen Ebenen durchaus, zumindest im Prinzip, quantifizieren lässt).

Eine Besonderheit der Gleichung 3.2 ist letztlich der nicht durchgezogene Haken, der die Techniken markiert. Wäre der Strich bis nach vorne zu »Wissenschaftstheorie« durchgezogen, würde das heißen, dass die Techniken die Wissenschaftstheorie mitbestimmen. Das ist empirisch aber nicht der Fall, denn die Wissenschaftstheorie wird gesetzt; sie ist im Rahmen der klassischen sozialwissenschaftlichen Methodologie nur durch sich selbst bestimmt. Gemeint ist damit ein recht trivialer (und bekannter) Umstand, wie zum Beispiel, dass es keine Studien gibt, die über Interviews, Inhaltsanalyse oder teilnehmende Beobachtung und anschließende multivariate Analyseverfahren das Prinzip der Falsifikation falsifizieren können, um die Wissenschaftstheorie anschließend entsprechend zu modifizieren – abgesehen davon, dass das wahrscheinlich gar nicht durchführbar wäre.⁷ Es ist natürlich kein Geheimnis, dass man gewisse Anforderungen der Wissenschaftstheorie missachten oder sogar im Arbeitszusammenhang tatsächlich modifizieren muss (sie also durch technische Anforderungen mitbestimmt), um forschungspraktisch vorankommen zu können. Das erkennen auch Methodologen an, wenn sie Wissenschaftstheorie/Methodologie als bloße Orientierung empfehlen, deren Kriterien man nur Schrittweise erreichen kann, das heißt Verständnis dafür aufbringen, dass sich die entsprechenden wissenschaftstheoretischen Anweisungen nicht von Anfang an realisieren lassen (vgl. Opp 2002: 16 f.). Und doch wird an dieser Frage, ob man im Zusammenhang mit der Gleichung der klassischen Methodologie (3.2) den Haken bis zu »Wissenschaftstheorie« durchzieht, eine entscheidende formalistische Implikation der Formtheorie und ihrer Notationstechnik deutlich: jeder weiß, dass

7 Die *Science and Technology Studies* und ihre Beobachtung der Konstruktion wissenschaftlicher Tatsachen im Labor (vgl. Knorr-Cetina 1984; Latour/Woolgar 1979) tun das in gewissem Sinne durchaus, *aber nicht innerhalb und auch nicht mit Hilfe dieser Methodologie*. Das ist für die Gleichung 3.2 und darüber hinaus für jede Formgleichung entscheidend, weil es dabei schließlich um die Notation empirisch vollzogener Operationen geht. Man kann eine solche kommunikativ generierte Form pflegen, dann bekommt man sie allerdings nicht unmittelbar zu Gesicht, oder sie beobachten, und zwar dann mit der Möglichkeit, sie zu modifizieren, zu verwerfen oder auf eine andere methodologische Form zu setzen.

man es mit der Wissenschaftstheorie manchmal forschungspraktisch nicht so streng halten kann und alle handhaben es so, *aber es kann wissenschaftlich letzten Endes nicht so kommuniziert werden* (es sei denn, wie bei Karl-Dieter Opp, im Rahmen einer Einleitung, die jedoch unter »Narration« verbucht wird und selbst nicht der Strenge dieser Kriterien genügen muss). Genau diese Engführung der Kommunikation ist gemeint, wenn gesagt wird, dass Gleichung 3.2 die *Form* der klassischen sozialwissenschaftlichen Methodologie ist; und nichts anderes ist gemeint, wenn es heißt, dass es eine *kommunikative* Form ist.

Diese Formdiskussion zweier unterschiedlicher methodologischer Ansätze zeigt, dass jedes einzelne Detail der Notation seine Bewandnis hat und sich damit ferner Vergleiche vornehmen lassen, die bestimmte Eigentümlichkeiten der jeweiligen Methodologie erklären können. Dabei sollte man beachten, dass damit jetzt nicht eine Opposition von zwei (und nur zwei) methodologischen Traditionen behauptet wird. Es handelt sich einfach um zwei Beispiele für Methodologien, an denen zum einen die Position einer Methodologie der Form deutlich werden soll und zum anderen versucht wird zugleich vorzuführen, wie eine Formanalyse in Ansätzen funktionieren kann. Würde man diese Analyse fortführen oder vertiefen wollen, ließe sich der Umfang des gesichteten Materials erhöhen. Selbstverständlich ist dann auch der Einsatz entsprechender qualitativer oder quantitativer Techniken denkbar, die hier vereinfachend nur in Verbindung mit der klassischen Methodologie angesprochen worden sind; und genauso selbstverständlich sollte sein, dass diese Formalismen anschließend womöglich anders aufgefasst und notiert werden müssen. Daran sieht man im Übrigen, dass die Unterscheidung von klassischer und gleichsam postklassischer Methodologie selbst eine wiedereintrittsaffine Unterscheidung ist: postklassische Elemente finden sich in klassischen Anwendungen und umgekehrt. Die Arbeit mit Unterscheidungen, ganz gleich ob in der Wissenschaft oder im (politischen, erzieherischen, organisationalen, intimen, alltäglichen etc.) Alltag, ist also keine saubere Angelegenheit und jede Bereinigung von Ambiguitäten zum Beispiel durch eindeutige Gruppenzuordnungen oder fixierte Statuszuschreibungen provoziert deshalb immer mindestens die soziologische Frage, welche Arbeit nötig ist oder welche Mechanis-

men verwendet werden, um Unterscheidungen empirisch sauber und eindeutig erscheinen zu lassen.

Dass in diesem Kapitel erneut bereits diese Art der notationsbasierten Darstellung gewählt wird, obwohl ihre Feinheiten erst später ausgearbeitet werden, hat einen einfachen Grund: Trotz all der eigentümlichen Implikationen, die diese Notation mittransportiert (Operativität, Unterscheidung, Form, Kommunikation, Beobachtung, Sinn), liefert sie auch ohne entsprechendes Vorwissen um diese Implikationen bereits eine simple Art und Weise der Visualisierung von Problemstellungen und Zusammenhängen. Im Grunde genommen muss man, um diese Gleichungen lesen zu können, zunächst nur wissen, dass es sich um eine Methode zur Aufzeichnung von Unterscheidungen handelt. Ein naiver und einfacher Umgang mit solchen Formen ist mithin sogar hilfreich, weil man sonst womöglich versucht, alle Implikationen immer mitlaufen zu lassen und sich so selbst blockiert – ebenso wie man nicht ein Wort einer Sprache würde aussprechen können, wenn man zunächst die Grammatik auswendig lernt und vor jedem Sprechen mitzudenken versucht.

Mit Einfachheit beziehungsweise Naivität ist dennoch keine laienhafte Einfachheit meint. Das betont auch René König in Bezug auf das »serendipity pattern« von Robert K. Merton: die zufällige Entdeckung eines unerwarteten Datums, das Anlass gibt für neue Theorienentwicklungen, ist nicht der naiven Beobachtung eines Laien, sondern der naiven Beobachtung eines geschulten Beobachters geschuldet (König 1973b: 25). Daraus folgt aber, so König weiter, dass die Soziologie zunächst Begriffe und Begriffszusammenhänge benötigt, um Beobachtungen ordnen zu können. Genau diese Anforderung erfüllen Formmodelle: Sie ordnen Beobachtungen eines Beobachters inklusive der Zumutung, dass diese Beobachtungen zwar soziologische Beobachtungen sind, aber zugleich den Anspruch haben und unterstellen, damit die Beobachtungen des Gegenstands wiederzugeben. Wenn dieser Gegenstand aber »Gesellschaft« heißt und als beobachtender (und nicht nur beobachteter) Gegenstand beschrieben wird, lässt sich Beobachtung nicht mehr, wie noch bei König, als Wahrnehmungsform begreifen. Vielmehr wird dann ein entsprechend generalisierter Beobachtungsbegriff benötigt, wie ihn Niklas Luhmann im Anschluss an die Ky-

bernetik zweiter Ordnung für die Anwendung auf soziale Systeme entwickelt hat. Darauf kommen wir später zurück.

3.2 AUTOLOGIE

Diese Überlegungen münden letztlich in eine Konsequenz, die je nach Präferenz als Stärke oder Geburtsfehler der Formtheorie ausgelegt werden kann. Formanalysen kommen nicht umhin, selbst Formen zu verwenden und dabei beobachtet zu werden. Man kann nur Unterscheidungen einsetzen, um Unterscheidungen aufspüren zu können. Wie zuvor bereits angedeutet, bekommt man es hier mit dem Problem der Autologie zu tun: die Formtheorie ist nicht nur über Umwege und ausnahmsweise auf sich selbst anwendbar, sondern ist unmittelbar auf die Anwendung von Formen angewiesen. Das führt nicht zuletzt dazu, dass die Kontingenz der Beobachtung, der Verweis auf den Beobachter und das Wissen um die Ambiguität jeder Kommunikation immerzu sichtbar ist. Man kann sich als Beobachter gleichsam nicht mehr hinter Gewissheiten oder Objektivität verstecken.⁸

Die Formtheorie erweist sich also als autologische Methodologie oder, was dem im Prinzip gleichkommt, als Ethnomethodologie. Gleichung (3.1) ist ein komprimierter Ausdruck dieses Umstands.⁹ Wie man mit einer solchen Formtheorie arbeiten kann, wird im nächsten Teil erläutert. Die Formtheorie nimmt dort gleichsam konkrete Gestalt an, indem der Formbegriff, die Arbeit mit der Notation, die Rolle des Beobachters und die Operation der Kommuni-

8 Man kann nur noch einmal betonen, dass dies nicht gleichzusetzen ist mit einem Plädoyer für Subjektivität oder gar einem Freilos für die Kommunikation willkürlicher Annahmen. Formanalysen nötigen zu Disziplin – und zwar ganz entschieden in beiden Bedeutungszusammenhängen, die dieses Wort aufruft.

9 Im weiteren Verlauf werden das Wissen um diese methodologische Einbettung und die damit aufgerufenen Zusammenhänge einfach vorausgesetzt. Das geschieht aus Gründen der Anschaulichkeit, aber auch weil die drei Teile der Arbeit im Prinzip drei unterschiedliche Perspektiven auf dasselbe Problem darstellen und deshalb bis zu einem gewissen Grade für sich stehen können.

kation vorgestellt und vor allem im Hinblick auf ihr soziologisches Potential untersucht werden. Der dritte Teil wird dann die Differenzierung von Unterscheidungen im Rahmen von Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie untersuchen. Dieser letzte Schritt ergibt sich fast wie von selbst, denn wenn wir hier die Möglichkeiten zu eruieren versuchen, die sich mit einer soziologischen Unterscheidungstheorie ergeben, dann wird man auch sehen müssen, was es bedeutet, Unterscheidungen zu unterscheiden. All das wird notwendigerweise mit Hilfe der Formtheorie selbst geschehen, das heißt die Vorstellung der Theorie ist selbst eine erste Anwendung der Theorie; sie wird sich nicht auf externe Bezugspunkte und Beobachter verlassen können.

Der Kern der Formtheorie ist Kommunikation. Kommunikation ist sowohl ihre paradigmatische und erkenntnistheoretische Stütze als auch ihr zentraler Gegenstand. Sie sichert die empirische Bindung der Theorie in jedem Augenblick. Ihre wichtigsten Derivate sind Form, der Beobachter und Sinn. Aber letztlich geht es bei jeder der nachfolgenden Betrachtungen stets um Kommunikationsformen. Natürlich ist das nicht absolut zu verstehen. Man könnte eine Formtheorie auch durch den Formbegriff oder den Sinnbegriff getragen sehen. Und welchen Sinn würde das Ganze haben, wenn es keinen Beobachter gäbe, der diese Unterscheidungen trifft? Doch die Formtheorie sucht ihre Bewährung zunächst in der Soziologie, und »Kommunikation« ist in diesem Kontext eben ein Begriff, der unmittelbar das damit verbundene empirische Interesse anzeigt.

Über Sinn ist bisher im Gegensatz zu Kommunikation, Form und Beobachtung kaum gesprochen worden, deshalb wird ihm abschließend für einen Moment die Führung überlassen. Sinn ist die Garantie dafür, dass überhaupt Unterscheidungen getroffen werden können – im Unterschied zum bloßen Registrieren von Unterschieden, das auch für organische Systeme angenommen werden kann. Unterscheidungen verweisen auf die Handhabung von mindestens zwei Seiten in *einer* Operation und sind insofern Garanten für Ambivalenz oder gar Ambiguität und somit Lieferanten für Anschlussmöglichkeiten. Unterscheidungen sorgen für permanente Überschussproduktion, und zwingen deshalb, wenn man sich als Beobachter auf sie einlässt, zur Selektion. Das ist Sinn: Selektion-und-Überschussproduktion(-und-Selektion-und-Überschussproduktion-und-Selekt...). Bei einer Unterscheidung geht also nicht nur um

einen Unterschied, sondern um eine Unterscheidung von mindestens zwei Unterschieden, das heißt um die Erarbeitung von *Information* im Sinne von Gregory Bateson (1972): Information entsteht, wenn ein Unterschied (zu einem späteren Zeitpunkt) einen Unterschied macht. Und nur ein Beobachter kann auf die Idee kommen, zwei oder mehr Unterschiede (Ereignisse, Individuen, Dinge, aber durchaus auch: Unterscheidungen) zu unterscheiden, um sich dadurch zu in-formieren (vgl. Varela 1979; Weiss 2006).

Formen sind also ausschließlich in sinnbasierten und sinnproduzierenden Systemen möglich. Jede Form, jede Kommunikation und jeder Sinn sind ausnahmslos Sinnformen, also Formen im Medium des Sinns. Das gilt für alle Gegenstände und Begriffe der Soziologie, für Handlung wie für Institution, Evolution, Person, Individuum, Akteur, Herrschaft, Organisation, Kultur, Rolle, Norm, Netzwerk oder Gesellschaft. Und das gilt auch dann, wenn dies nicht dazugesagt wird. Form, Kommunikation, Sinn, Beobachter und weitere unmittelbar damit verbundene Begriffe werden deshalb im Folgenden als Sinnformen behandelt und untersucht, um die Formtheorie und den dadurch möglich werdenden Analysen sozialer Zusammenhänge mit erstem Leben zu füllen. Sie sind die immer mitlaufenden *soziologischen* Implikationen des Arbeitens mit Formen und ihrer Notation, die nicht eigens mitnotiert werden müssen – was nicht heißt, dass man sie im Zusammenhang einer nicht-soziologischen Untersuchung einfach wegstreichen oder ersetzen kann.¹⁰ Ihre Darstellung im Rahmen einer Methodologie

10 Wir arbeiten hier parallel an einer soziologischen Interpretation des Formkalküls und einem soziologischen Beitrag zu einer allgemeinen Kognitionswissenschaft. Natürlich kann man Formtheorie auch in anderen disziplinären Zusammenhängen betreiben und entsprechend anreichern. Das anschließend nicht mehr zu ignorierende Argument lautet jedoch, dass man sich dann zwangsläufig als Unterscheidungen treffender, Sinn verwendender, an Kommunikation teilnehmender und in Netzwerke eingebundener Beobachter sichtbar macht, und zwar unabhängig davon, ob man Biologie, Psychologie, Ökonomie, Linguistik oder Computerwissenschaft betreibt. Und auch hier gilt es zu beachten, dass das erst einmal unabhängig von der Frage gilt, ob ein Computer oder ein Organismus selbst Sinn verwenden oder an Kommunikation teilnehmen.

der Form macht es allerdings erforderlich, diese Implikationen jeder Form erst einmal explizit zu notieren, um anschließend, wenn der Gegenstand nicht mehr die Theorie selbst ist, wissen zu können, was es heißt, damit zu arbeiten.

II. Kommunikation

4. Grundlagen einer Unterscheidungstheorie

4.1 SIMMELS FORMEN

Mit der Einführung der Unterscheidung von Form und Inhalt ging es Georg Simmel um nichts geringeres als die Bestimmung einer genuinen Aufgabe und Problemstellung der Soziologie (Simmel 1908: 13 ff.). In Max Webers Manier hätte Simmel wohl formuliert: Soziologie soll heißen eine Wissenschaft, die Gesellschaft einer Betrachtung mit Hilfe der Unterscheidung von Form und Inhalt unterzieht. Als Inhalt gelten ihm dabei die im Prinzip nicht-sozialen Triebe, Zwecke, Interessen und Motive der Individuen. Inhalte sind gleichsam die Materie der Gesellschaft. Formen dagegen sind die sozialen Verknüpfungsmuster, die eine wechselseitige Beeinflussung der Inhalte ermöglichen.¹ Form und Inhalt lassen sich nicht trennen. Sie bilden eine einheitliche Realität. Aber sie lassen sich sehr wohl *unterscheiden*. Die Soziologie muss, so Simmel, Formen von den Inhalten ablösen können, um einen ihr eigenen Gegenstand gewinnen

1 Also eine soziale Assoziation nicht-sozialer Elemente. Wer fühlt sich da nicht an Bruno Latour (2007) erinnert? Es scheint fast so, als wenn die um die vorletzte Jahrhundertwende in Frankreich konkurrierenden Konzeptionen der Soziologie von Gabriel Tarde und Emile Durkheim ihr deutsches Pendant in der Differenz zwischen Georg Simmel und Max Weber findet, wenn es zwischen letzteren auch keinen offen ausgetragenen Durchsetzungskampf gab. Dennoch kann man sich die Frage stellen, wie wohl eine Soziologie aussehen würde, die bei Simmel und nicht bei Weber ihren Ausgang nimmt. Sie würde jedenfalls mit einiger Sicherheit nicht handlungstheoretisch vorgehen. Deshalb hatte der frühe Parsons auch Probleme, sie in seine voluntaristische Handlungstheorie zu integrieren. Vgl. dazu Kron 2010: 189 ff.

zu können. Und ihr Gegenstand können nur die Formen der Vergesellschaftung sein, schon weil sich empirisch keine Letzteinheit bestimmen lasse, die eine soziologische Analyse gewissermaßen natürlich vorfinde – am wenigsten das Individuum (Simmel 1917: 8 f.). Dieser Vorschlag war dabei alles andere als rein theoretisch motiviert. Simmel hat immer wieder die empirische Brauchbarkeit dieses Vorgehens angedeutet und demonstriert. Form-Analysen müssen den Nachweis führen, dass *eine* Form mit verschiedenen inhaltlichen Interessen oder Zwecken verbunden sein kann und dass *ein* bestimmter Inhalt sich in verschiedenen Formen der Vergesellschaftung realisiert. Insofern dies gelingt, ist der Einsatz dieser Unterscheidung gerechtfertigt und empirisch abgesichert (Simmel 1908: 20 f.). Das ist die Grundlage, auf der die formale Soziologie mit theoretischen Mitteln ihren empirischen Zugang gewinnt.

Dieser Gedanke einer Fundierung der Soziologie im Begriff der sozialen Form war überdies begleitet von einer theoretischen Auffassung von Soziologie, die sie nicht nur als Wissenschaft mit einem eigenständigen Objekt »Gesellschaft«, sondern zugleich als Methode versteht, schärfer sogar noch: als *genetische Methode*, was einer Methode entspricht, die in der Lage ist, die soziale Produktion von Formen wie zum Beispiel Korporationen (etwa Staat, Kirche oder Geheimgesellschaft), Sprache, Konkurrenz, Eheformen, Hierarchie oder Sitte nachzuzeichnen und dementsprechend sichtbar zu machen (Simmel 1908; Simmel 1917: 17). Bei Simmel finden sich also im Keim alle Elemente wieder, die im ersten Teil mühsam offengelegt werden mussten: ein Argument für die Eigenständigkeit der Soziologie, die Unschärfe zwischen Theorie und Methode und nicht zuletzt der Vorschlag, die Soziologie auf den Begriff der Form zu gründen.

Doch Simmels Idee hat letztlich nur Einzug in die Geschichte, nicht aber in die Systematik der Soziologie erhalten, obwohl zunächst in Reaktion darauf immer öfter die Bezeichnung »formale Soziologie« die Runde machte. Vermutlich war es ein zu starkes Indienststellen als Abgrenzungsvokabel, das dem Unternehmen der formalen Soziologie seine Faszination nahm. Denn zu jener Zeit gab es viele gesellschaftspolitische, geschichtsphilosophische, nationalökonomische und essayistische Schriften, die alle für sich beanspruchten, Soziologie zu betreiben (vgl. Vierkandt 1923: 1 ff.). Da kam die Bezeichnung »formale Soziologie« gerade recht, um die Soziologie

als akademische Disziplin abgrenzen und konstituieren zu können. Doch in jenem Moment, als die akademische Soziologie sich in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg auch in Deutschland langsam als wissenschaftliche Disziplin etablieren konnte, verschwand interessanterweise auch die Idee einer formalen Soziologie ziemlich rasch. Sie schien nun offensichtlich obsolet, weil sich die Soziologie insgesamt als eine über die damals neu entwickelten Methoden der empirischen Sozialforschung prinzipiell der Formalisierung zugängliche empirische Disziplin darstellte und sich nun in gewisser Weise selbst gegenüber einer bloß literarisch verstandenen Soziologie abgrenzen konnte (vgl. auch Lepenies 1985). Doch mit dem Verzicht auf diese Bezeichnung ging zugleich auch die Idee Simmels verloren, sich zum einen auf Formen zu konzentrieren und zum anderen die Soziologie nicht nur als theoretisches Unterfangen, sondern zugleich auch als Methode zu begreifen.² Auch der mit Simmel trotz seiner Ablehnung der Unterscheidung von Form und Inhalt theoretisch durchaus verwandte Leopold von Wiese hat sich in keinsten Weise durchgesetzt. Die formale Soziologie fristet ihr Dasein seitdem nur noch in Geschichten der Soziologie.

Fast nahtlos an den deutschen Verzicht auf eine Weiterentwicklung der formalen Soziologie kam es vor allem in den Vereinigten Staaten zu Entwicklungen, in denen eine mögliche Mathematisierung der Sozialwissenschaften vorangetrieben wurde. Sie hatten ihren Ausgangspunkt in der Soziometrie, die ein wichtiger Schritt in Richtung der heute noch beliebten und immer beliebter werdenden Netzwerkanalyse markiert, waren aber mit Sicherheit auch durch den Eindruck geprägt, den die Theorie der Spiele von John von Neumann und Oskar Morgenstern (1944) hinterlassen hatte. In diesem Rahmen einer Mathematisierung der Sozialwissenschaften tauchte erneut eine »formale Soziologie« auf, und zwar durchaus auch mit Referenzen auf Simmel, aber letzten Endes mit ei-

2 Und zwar nicht ausschließlich als Methode für andere Disziplinen, mit der sie ihren jeweiligen Gegenstand auf seine spezifisch sozialen Zusammenhänge hin analysieren können (siehe für diese Interpretation von Wiese 1950: 33 ff.), sondern auch als Methode der Untersuchung von Gesellschaft selbst. Ersteres schließt Simmel natürlich ein, hat sich aber nicht darauf beschränkt.

nem anderen Forschungsinteresse (vgl. Fararo 1973, 2000). Während Simmel an einen Formbegriff dachte, der die Soziologie mit einer nur ihr eigenen Problemformulierung und theoretischen Orientierung versorgen konnte, versteht man in der angelsächsischen Soziologie seit den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts darunter vor allem die mathematische Modellierung sozialer Strukturen und Prozesse (vgl. Mayntz 1967). »Formal« bezieht sich dann in der Simmelschen Fassung auf den Einsatz der Unterscheidung zwischen Form und Inhalt und in der späteren Version formaler Soziologie auf Formalisierung, also auf den Einsatz einer formalen Sprache und die Entwicklung entsprechender Modelle.

Diese beiden formalen Soziologien schließen sich keinesfalls aus. Sie haben zudem gemeinsam, dass beide darauf verzichtet haben, den Begriff der Form selbst zu explizieren und als soziologischen Begriff auszuarbeiten. Seit Mitte der 1980er Jahre findet nun ein Formbegriff Einzug in die soziologische Theorie, der sowohl theoretisch als auch methodisch zu einer im besten Sinne formalen Soziologie führen kann, obwohl man diese Benennung aufgrund ihrer Vorbelastung und problematischer Konnotationen wohl besser vermeidet. Es ist natürlich die Rede vom Formbegriff, den George Spencer-Brown in seinem Buch *Laws of Form* entwickelt und der über Niklas Luhmann seinen Weg in die Soziologie gefunden hat (Luhmann 1997a; Spencer-Brown 1969; vgl. auch Baecker 1993a, 1993b). Dieser Formbegriff verweist nicht, wie traditionell und auch bei Simmel noch üblich, auf einen Inhalt oder eine Substanz als andere Seite seiner selbst, sondern fasst Form als *Form einer Unterscheidung*. Das entspricht einem Inbegriff von Form, wenn man mit Martin Heidegger unter Inbegriffen Begriffe versteht, die ausschließlich sich selbst zugrunde liegen und den Beobachter dadurch in die Pflicht nehmen, sie auch auf sich selbst anzuwenden (Heidegger 1930: 13). Inhalt als andere Seite der Form wird damit selbst zu einer Form. Auch Inhalte interessieren nun im Hinblick auf ihre Unterscheidung. Das hat Simmel intuitiv bereits vorweggenommen, weil er erstens durchaus den Anspruch hatte, die Gesellschaft auch in ihrer historisch-konkreten Erscheinung untersuchen zu können, also Beziehungen von Form *und* Inhalt in den Blick nehmen wollte, und weil er zweitens wusste, dass Inhalte nur dann empirisch erkennbar werden, wenn sie eine Form haben –

wenn also ein Inhalt sich eine Form »anbildet« oder eine Form einen Inhalt bindet (Simmel 1908: 19 f.; siehe auch oben Abschnitt 1.1). Man kann nun mit Hilfe der Idee, dass Form die Form einer Unterscheidung ist, problemlos formulieren: Inhalte interessieren nur als Form.³ Das heißt aber nicht, wie man vorschnell schließen könnte, dass von nun an nicht-soziale (individuelle) und soziale Formen getrennt bestimmt werden müssen. Die Zuordnung von Formen zur Gesellschaft und Inhalten zu Individuen macht mit einem Formbegriff, der unter »Form« die Form einer Unterscheidung begreift, keinen Sinn mehr. Vielmehr lässt sich durch den Formbegriff von Spencer-Brown sichtbar machen, dass *jede* soziale Form an der Unterscheidung von Individuum und Gesellschaft anknüpft und an ihr arbeitet. Wir halten also an Simmels Vorschlag fest, Formen stets als gesellschaftliche Formen beziehungsweise Vergesellschaftungsformen zu begreifen, denn auch Gesellschaft kann nur als Form begriffen werden: als Form der Unterscheidung von Gesellschaft und Individuum, sozial und psychisch oder: Kommunikation und Bewusstsein (vgl. Luhmann 1997a). Man kann individuelle Inhalte ohnehin nur kennen, wenn sie sozial eingebunden sind. Formen sind immer Formen der Gesellschaft (oder genauer: Formen der Form der Gesellschaft), das heißt sie verweisen immer gleichzeitig auf Individuen und auf Gesellschaft. Ihre Entstehung ist diesem Spannungsverhältnis geschuldet. Gesellschaft kann nicht Formen hervorbringen, die nichts mit Individuen und ihren psychischen und körperlichen Zuständen zu tun haben genauso wie Individuen nichts denken oder tun können, was nichts mit der Gesellschaft zu tun hat. Ohne Gesellschaft würden Individuen schließlich noch nicht einmal wissen können, dass sie Individuen sind.

Mit einem solchen Begriff der Form ist es also möglich, sowohl die Überlegungen Simmels als auch der formalistischen Soziologie aufzugreifen und ein wenig weiter zu führen. Es scheint ohnehin ein verstecktes Desiderat der Soziologie zu sein, endlich über einen Begriff der Form verfügen zu können, der die weit verbreitete Konstatierung und Untersuchung von sogenannten kulturellen und so-

3 Damit wird auch Simmels Problem obsolet, über keine sichere Methode der Scheidung von Form und Inhalt zu verfügen (Simmel 1908: 28 f.) – was im übrigen auch der Kritik von Wieses (1950: 48 ff.) an der Unterscheidung von Form und Inhalt den Boden entzieht.

zialen Formen, Verhandlungsformen, Organisationsformen, Formen der Konversation, Strukturformen oder Sprachformen auf dieser grundlegenden Ebene des verwendeten Begriffs selbst unterfüttert. Das erlaubt es von vornherein mehr auszusagen, als es der oft nur auf ein rudimentäres Alltagsverständnis setzende Gebrauch des Wortes »Form« in der Soziologie kann (vgl. Pólos/Hannan/Carroll 2002).⁴ Doch damit ist das mögliche soziologische Potential der Einführung eines auf Unterscheidungen abstellenden Formbegriffs noch nicht ausgeschöpft. Man muss sich nur vor Augen führen, dass die Soziologie seit längerer Zeit (von Anfang an?) offensichtlich nicht nur an Formen, sondern auch an Unterscheidungen und Unterschieden interessiert ist (Abbott 2001a; Baecker 1993b; Bourdieu 1979; Lamont/Fournier 1992; Zerubavel 1993). Dafür spricht nicht nur das kaum abbreißende Interesse an der Erforschung sozialer Ungleichheiten, sondern auch das vermehrte Interesse an der Untersuchung sozialer Grenzen und Grenzziehungspraktiken (Abbott 1995a; Eig Müller/Vobruha 2006; Lamont/Molnár 2002; Tilly 1998, 2005; Karafillidis 2009). Und man sollte nicht vergessen, dass ein Formbegriff die seit langem bekannten Schwierigkeiten jeder sozialwissenschaftlichen Forschung aufnehmen kann – Schwierigkeiten, die trotz verschiedener Bezeichnungen wie Reflexivität, doppelte Hermeneutik oder Autologie alle auf das Problem der *Selbstreferenz* verweisen. Dabei wird gerne übersehen, dass Selbstreferenz nicht nur typisch für sozialwissenschaftliches Forschen ist, sondern vielmehr auch typisch für seinen Forschungsgegenstand: keine Kultur, die sich

4 Dass das soziologische Interesse an Formen nie ganz verlorengegangen ist, zeigt Lars-Erik Cederman (2005). Er beschreibt eine lose an Simmel anknüpfende Tradition von Prozesstheorien, die er alle als durch ihr Interesse an sozialen Formen charakterisiert sieht und fasst darunter unter anderem die Arbeiten von Robert E. Park, George Herbert Mead, Norbert Elias, des Anthropologen Fredrik Barth und die aufkommende relationale Soziologie (vgl. Emirbayer 1997). Sein Hinweis auf erstaunliche Ähnlichkeiten der Ansatzpunkte von Computersimulationen und Prozesstheorien in Bezug auf die Genese sozialer Formen ist für eine soziologische Formtheorie hilfreich – auch wenn eine Informatik für Unterscheidungen, die auch ein Rechnen mit Unbestimmtheit und nicht nur mit markierten Zuständen erlaubt, wohl erst noch entwickelt werden muss.

nicht auf sich selbst bezieht, weil sie sich als Kultur von anderen Kulturen unterscheidet und sich dadurch selbst als Kultur entdeckt; keine Organisation und keine Gruppe, die sich nicht selbst von anderen Organisationen und Gruppen unterscheiden und dadurch abgrenzen können; keine Kommunikation, die sich nicht auf andere (vorherige oder spätere) Kommunikation bezieht; keine Machtansprüche, die sich nicht auf Machtansprüche (anderer) beziehen; keine Individualität, die sich nicht durch Selbstbezug herausbildet. Doch um diese eigentlich trivialen Sachverhalte theoretisch angemessen würdigen zu können (muss man sie »erklären«?), bedarf es Begriffe, die selbst entsprechende Kapazitäten vorweisen können. Wenn man also soziale Selbstreferenz beobachten möchte, wird man Begriffe verwenden müssen, die selbst so gebaut sind. Der Formbegriff von Spencer-Brown ist so ein selbstreferentieller Begriff. Theoretisch auf Selbstreferenz zu setzen erschwert natürlich das Vorgehen. Doch kommt man damit zu Ergebnissen, die dem Charakter und der Reichhaltigkeit des Sozialen näher sind, als wenn man auf die Formulierung von Kausalgesetzen setzt.

Niklas Luhmann war schon lange vom Problem und Phänomen der Selbstreferenz sozialer Systeme fasziniert, so dass ihm rückblickend fast gar nichts anderes übrig blieb, als dieses Verständnis von Form soziologisch aufzugreifen und innerhalb der Theorie sozialer Systeme im Laufe der Zeit immer mehr Raum zu geben. Das ging sogar so weit, dass in der Endfassung seiner Gesellschaftstheorie der Systembegriff nicht mehr unbedingt führend ist, weil er alle entscheidenden Ausgangspunkte und Begriffe als Formen einführt, bis hin zum Systembegriff selbst (vgl. Luhmann 1997a). Auch seine empirischen Analysen hat er immer öfter als Formanalysen angelegt, die auch Grundlage für möglicherweise anschließende funktionale Analysen waren. Trotzdem gab es von ihm nicht mehr als zaghafte Hinweise darauf, dass die Systemtheorie nur ein Anwendungsfall einer allgemeinen Formtheorie sein könnte. Diese Zurückhaltung und Vorsicht wird ihre guten Gründe gehabt haben. Doch mittlerweile kann man es zumindest wagen, dem Formbegriff nicht nur, wie Luhmann zuletzt, die Hauptrolle zu geben, sondern ihn auf den Regiestuhl zu setzen. Auch das kann allerdings nur mit der entsprechenden Vorsicht geschehen, das heißt nur mit dem Systembegriff in der Hauptrolle und ohne den Anspruch, eine

unified theory verfassen zu wollen oder allzu verfrüht eine allgemeine soziologische Formtheorie auszurufen.

Ganz gleich wie man die Theoriegeschichte der Soziologie letztendlich schreibt, sie wird als eine Wissenschaft erscheinen, die selbst Unterscheidungen trifft und kommuniziert, um in ihrem Gegenstand verwendete Unterscheidungen zu entdecken, zu sortieren, zu beschreiben, zu erklären und mithin zu kritisieren. Dennoch fehlt ihr noch immer eine Theorie der Unterscheidung. Wir wollen ohne Umschweife die radikalste und soziologisch unmittelbar anschlussfähige Form einer solchen Theorie erproben, die sich im Werk *Laws of Form* von George Spencer-Brown (1969) findet. Radikal ist sie deswegen, weil sie nur die Tatsache des Unterscheidens selbst braucht und von dort ausgehend zeigt, wie man aus diesem einfachsten Umstand heraus mathematisch, aber auch empirisch in der Lage ist, Komplexität zu erzeugen. Ganz wie Heinz von Foerster konstatiert, dass eine Kommunikationstheorie nicht mit Kommunikabilia beginnen kann (von Foerster 1972, 1980), baut Spencer-Brown einen Kalkül, der ganz ohne inhaltliche Bestimmung von Unterscheidungen startet, sondern nur mit Unterscheidungen als Unterscheidungen arbeitet. Unmittelbar anschlussfähig ist sie, aber das dürfte mittlerweile deutlich geworden sein, weil sie unter anderem das vergessene Theorieprogramm von Georg Simmel und ein damit verbundenes Interesse an sozialen Formen wieder aufgreifen und adäquat fortführen kann.

Die systemtheoretische Soziologie hat diese Unterscheidungstheorie seit ungefähr zwanzig Jahren für sich entdeckt (vgl. Baecker 1993a) – obwohl (oder vielleicht: weil) sie mathematisch motiviert ist und eher ungewollt Antworten auf systemtheoretische und soziologische Problemstellungen liefert. Niklas Luhmann hat sich in seinen späten Veröffentlichungen auf diesen Kalkül von Spencer-Brown bezogen und ihn erstmals für eine Theorie sozialer Systeme erprobt (Luhmann 1997a; Luhmann 1997b). Die Fortführung dieser Ansätze erscheint vielversprechend. Die Formtheorie bedient ein Zukunftsprogramm der Soziologie (Baecker 2003), das sich den Mut zur Einfachheit, den Umgang mit Unbestimmtheit und eine Vorliebe für generative Mechanismen als wesentliche Anforderungen auf die Fahnen schreibt (Smith-Lovin 2000; Hedström/Swedberg 1998; siehe auch Latour 2007) und das sich ferner auch wieder traut, begriffliche Imagination und große theoretische Ideen zu

fordern, die von Kausalität absehen und iterative Verfahren der Mustererkennung zur Verfügung stellen, die die verfügbaren Datenmengen und die empirisch-historische Kontingenz sozialer Zusammenhänge abbilden, sortieren und bewältigen können (Abbott 2000).

Eine Anmerkung ist vorher noch zwingend notwendig. In den folgenden Überlegungen wird an einer *soziologischen Interpretation* des Formkalküls von Spencer-Brown gearbeitet. Im Grunde genommen kommt der Kalkül selbst gar nicht zum Einsatz. Zumindest wird er nicht kalkulatorisch verwendet und auch nicht als eine Art feststehendes Instrument behandelt, das von außen zum Zwecke der Datenaufbereitung und -interpretation in die Soziologie eingeführt wird. Sein Kontakt mit der Soziologie lässt andere Probleme in den Fokus geraten und macht andere Theorieentscheidungen notwendig, so dass es nicht mehr möglich und auch nicht nötig ist, umstandslos der mathematisch motivierten Entfaltung des Kalküls aus den *Laws of Form* zu folgen. Der Formkalkül wird soziologisch lesbar gemacht, um zu einer *Formtheorie* zu gelangen, die mithin an genau den Stellen ansetzt, wo der mathematische Kalkül aus sich heraus keine Antworten mehr liefert. Aus diesem Grund wird der Kalkül im Folgenden auch nicht in seiner Gesamtheit, also inklusive all seiner mathematischen Problemstellungen und Konsequenzen, aufbereitet und vorgestellt.⁵ Trotz allem werden die grundlegenden Setzungen von Spencer-Brown nicht verändert. Die Mathematik wird also nicht unterlaufen, um es passend zu machen. Gepflegt wird aber von Beginn an eine eigene, soziologische, Problemstellung und es werden dementsprechend nur diejenigen Aspekte herausgearbeitet und vorgestellt, die diesbezüglich relevant sind. Nicht alles, was mathematisch bedeutsam ist, ist auch gleich soziologisch bedeutsam. Es geht eben nicht um Spencer-Brown-Exegese, sondern um eine soziologische Ausbeutung seines Kalküls. Das heißt nicht, dass diese Ausbeutung damit auch gleich abgeschlossen ist (ganz im Gegenteil). Und man kann auch nicht verhindern, dass der Kalkül im Anschluss möglicherweise eine andere Färbung bekommt.

Dieses Vorgehen ist legitim, wenn man Harrison Whites Vorschlag folgt, wie man in der Soziologie mit mathematischen Ideen

5 Siehe dazu in aller gebotenen Ausführlichkeit Schönwälder/Wille/Hölscher 2004.

umgehen sollte: Rosinen herauspicken (*cherry-picking*) und Randlösungen herausarbeiten (*corner solutions*) (White 1997). Letzteres heißt, den Blick auf Möglichkeiten einer mathematischen Idee zu lenken, denen der Autor aus welchen Gründen auch immer keine oder zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Zu diesen Randlösungen gehört insbesondere Kommunikation. Die Rosinen sind in unserem Fall der Formbegriff, basale Selbstreferenz, der Beobachter und das re-entry.⁶

4.2 DIE FORM EINER UNTERSCHEIDUNG UND IHRE NOTATION

Spencer-Brown arbeitet in seinem erstmals 1969 veröffentlichten Buch *Laws of Form* in erster Linie an einer mathematischen Problemstellung. Außer einem Interesse an der Einführung von komplexen Zahlen, Selbstreferenz und Paradoxien in die boolesche Algebra, geht es ihm unter anderem darum, mit Hilfe nur eines einzigen Operators sowohl die Algebra als auch ihre Arithmetik auf eine gemeinsame mathematische Basis zu stellen. Diesem Versuch geht die Überlegung voraus, dass die Durchführung eines jeden noch so primitiven Rechenvorgangs bereits auf zahlreiche mathematische Operationen zurückgreift, deren Bestehen bisher fraglos hingenommen wird. Ziffern, Dreiecke und Kombinationsregeln liegen aber nicht einfach vor. Die entscheidende Frage ist: wie entstehen sie mathematisch? Man rechnet praktisch nur noch mit den Ergebnissen vorangegangener Operationen, ohne sie als Ergebnisse von Operationen kenntlich zu machen und entsprechend wiederzuerkennen. Die Zahlen oder die Rechenzeichen, aber auch zum Beispiel das Blatt Papier oder der Stift, werden als selbstverständlich gegebene Identitäten oder Substanzen vorausgesetzt. Das lässt Spencer-Brown jedoch nicht gelten und entwickelt mit seinem Kalkül der Form diejenige Mathematik, die vor jeder Algebra und Arithmetik schon am Werk ist. Er versucht sich gleichsam von allen vor-mathematischen Annahmen unabhängig zu machen. Seine

6 Dass dies Rosinen und Randlösungen des Formkalküls sein können, haben auch andere bereits angedeutet und zum Teil untersucht. Siehe insbesondere Baecker 1993a, 2005a, 2005b; Glanville 1988a; Kauffman 1978, 1987, 2006; Luhmann 1997a, 1997b; und Varela 1975, 1979.

Prämissen sind nicht anders, sondern einfach schwächer als in der Mathematik üblich, was den Geltungsbereich seiner Überlegungen automatisch erweitert.⁷ Sein Versuch betrifft deshalb auch nicht nur die Mathematik, wie er in seiner dem Haupttext vorangestellten »Note on the Mathematical Approach« deutlich macht (Spencer-Brown 1969: xxix f.). Spencer-Brown rekonstruiert vielmehr Strukturen, die allen mathematischen, linguistischen, physikalischen und biologischen (und man darf hinzufügen: philosophischen und soziologischen) Formen zugrunde liegen.

Sein Ausgangspunkt ist, dass alles, was in Erscheinung tritt, aufgrund eines anfänglichen Akts der Spaltung oder Trennung entsteht. Solche Zäsuren treten nicht nur bei einem bestimmten Typ von Phänomenen auf, sondern kommen in vollkommen unterschiedlichen Bereichen vor – von der Haut eines Organismus bis zur Linie eines auf einem Blatt Papier gezeichneten Kreises. Derlei Grenzziehungen sind dementsprechend veränderlich und können, wie man an diesen von ihm gewählten Beispielen sieht, höchst unterschiedliche Welten hervorbringen. Die »Gesetze«, die derart entstandene Formen zueinander in Beziehung setzen, das heißt die Art und Weise, wie daraus Komplexität entsteht, sind dagegen stets dieselben. Deswegen spricht er von den »laws of form«. Andernfalls wäre das Betreiben von Mathematik, als ein Weg, wie Spencer-Brown sagt, immer weniger über immer mehr zu sagen, gar nicht möglich.

Spencer-Brown beginnt mit einer Bestimmung dieses Akts der Trennung. Die ersten beiden Sätze des ersten Kapitels der *Laws of Form* lauten:

»We take as given the idea of distinction and the idea of indication, and that we cannot make an indication without drawing a distinction. We take, therefore, the form of distinction for the form.« (Spencer-Brown 1969: 1)

Zu diesem Zeitpunkt kann der Leser noch nicht wissen, dass dieser Satz bereits den Kern des ganzen Problems enthält, an dem sich dieses Buch und der darin entwickelte Kalkül abarbeiten. Es wird

7 Siehe zu dieser Argumentation Mittelstaedt (2000: 66 f.) – dort allerdings in Bezug auf das Verhältnis von klassischer Physik und Quantenmechanik.

darin erst einmal schlicht behauptet, dass jedes Bezeichnen eine Unterscheidung voraussetzt. Bezeichnungen sind nicht an Sprache gebunden und auch nicht nur Menschen vorbehalten. Schon jedes Verhalten macht einen Unterschied. Es erfordert ein Bezeichnen von etwas im Unterschied zu etwas anderem: der Sprung an den Kratzbaum, der Griff zur Tasse, die Jagd nach Beute, die Entscheidung für die Einstellung eines Bewerbers oder gegen ein Projekt. Wenn man sich einmal auf diese Überlegung einlässt, sieht man rasch, dass ohne unterscheidendes Bezeichnen weder Kommunikation noch Handlung noch jegliches Verhalten möglich wären – denn man darf zumindest den eigenen Organismus nicht mit etwas anderem verwechseln, auch wenn man sich das nicht bewusst machen muss, um als sich verhaltender Organismus beobachtet werden zu können. Diese Tatsache, dass man immer schon unterschieden hat, wenn man etwas bezeichnet, wird deshalb zum Anlass genommen festzulegen, *dass die Form einer Unterscheidung Form schlechthin ist.*

Eine Unterscheidung markiert eine Grenze, durch die mindestens zwei Seiten entstehen, die jeweils bezeichnet werden können – mit der Konsequenz, dass der Übergang von der einen Seite zur anderen zwar immer möglich bleibt, aber nur noch durch ein Kreuzen der auf diese Weise konstituierten Grenze möglich ist. Das ist zum Beispiel bei einem auf ein Blatt Papier gezeichneten Kreis genauso gegeben, wie für materielle Grenzen (Zellen, Körper etc.), sinnliche Grenzen oder sinnhafte Grenzen sozialer und psychischer Systeme. Der Akt der Trennung oder Grenzsetzung lässt aber keinesfalls zwei Kategorien oder Klassen von Dingen entstehen. Das wäre schon viel zu weit gedacht. Die Definition von Unterscheidung, die dem oben zitierten Satz unmittelbar folgt, macht dies unmissverständlich deutlich, denn: »*Distinction is perfect continence.*« (Ebd.: 1; Hervorhebung im Original) Trennung meint folglich nicht Abtrennung, sondern ganz im Gegenteil: Zusammenhalt. Gerade weil man eine Trennung vornimmt, verdeutlicht man den perfekten Zusammenhang des so Unterschiedenen. Das ist vielleicht der einfachste, aber auch wichtigste Punkt für eine Soziologie, die beim Treffen von Unterscheidungen ihren Ausgang nimmt. Und es ist auch zugleich der Punkt, dem jede Soziologie, die Differenzierung gleich welcher Art untersucht (Ungleichheiten, Grenzen, kulturelle oder feine Unterschiede, Integration etc.), bisher zu wenig Beachtung

schenkt. Die Soziologie ist durchaus sensibel für Unterschiede, aber nicht für Unterscheidungen. Das Problem fängt aber trotzdem früher an, nämlich schon dort, wo zwar die Sensibilität für empirisch registrierte Unterschiede gegeben ist, aber keinerlei Theoriekonsequenzen daraus gezogen werden. Vielleicht fehlt aber auch nur eine Darstellungsmöglichkeit für Unterscheidungen, die ihre Subtilität auf *andere* Art und Weise sichtbar, erlebbar, behandelbar und mitteilbar macht, als dies die natürliche Sprache kann. Deshalb kann die von Spencer-Brown vorgeschlagene Notation für Unterscheidungen (und damit: für Formen) womöglich von großem Wert für die soziologische Forschung sein.

Bevor nun die Notation vorgestellt wird, ist ein Hinweis oder eine Erinnerung hilfreich und notwendig. Man muss sich darüber im Klaren sein, dass Notationen nicht unschuldig sind. Das heißt sie sind nicht bloß ein Instrument, das mit dem untersuchten Gegenstand nichts tut und sie sind auch nicht einfach eine andere Darstellungsform für das, was man auch so sagen kann. Notationen limitieren unsere Möglichkeiten, etwas über etwas aussagen zu können grundlegend und erweitern dadurch, im Bereich genau dieser Limitation, auch unsere Möglichkeiten der Erfassung und des Ausdrucks von Zusammenhängen (Long 1999b). Man kann beispielsweise schlecht behaupten, dass die Erfindung des Alphabets beziehungsweise der Schrift oder zum Beispiel musikalischer oder monetärer Notationsformen unserem Wissen nichts hinzufügt (vgl. Havelock 1963; Sombart 1916: 99 ff.). Mehr noch modifizieren und erweitern Notationen die Möglichkeiten eines Beobachters.⁸ Nicht nur in der Wissenschaft, aber dort ganz besonders, erweisen sie sich als unser »management of perception« (Long 1999a). Sie können etwas ans Licht bringen, was zuvor nicht fassbar war, ja noch nicht einmal existierte. Das ist in der Wissenschaft und gerade der Mathematik offensichtlich. Ziffern, Algebra, symbolische Logik oder Geometrie sind

8 Wir werden noch sehen, dass ein Beobachter (im Übrigen eine geschlechtsneutrale Bezeichnung, schon weil es ein formaler Terminus ist, der sich nicht auf Menschen beschränkt) keinesfalls nur jemand ist, der ein Geschehen mit einem gewissen Abstand betrachtet oder nur passiv wahrnimmt. Auch Akteure sind Beobachter (vgl. Leifer 1991) und auch die Nutzer einer Notation sind Beobachter. Ein Beobachter trifft aktiv Unterscheidungen. Andernfalls wäre es kein Beobachter.

alle nur durch Erfindung entsprechender Notationen möglich geworden. Neue Schreibweisen führen zu neuen Entwicklungen und umgekehrt – deshalb braucht die Mathematik auch eine eigene Sprache (an der Heiden 2002).

In den Sozialwissenschaften begegnet man durchaus einem Interesse an Notationsmöglichkeiten. Mathematische Notationsformen haben mit der Theorie der Spiele (von Neuman/Morgenstern 1944) und dann spätestens im Rahmen der weiteren Entdeckung der Möglichkeiten formaler Modellierung Einzug in die Soziologie gefunden (vgl. Fararo 1973, Mayntz 1967, Rapoport 1980). So gesehen haben sich in Bezug auf den Gebrauch von mathematischen Notationen algebraische Darstellungsformen durchgesetzt.⁹ Aber es gibt auch Versuche, eigenständige soziologische Notationen zu entwickeln, und zwar insbesondere von Harold Garfinkel und im Anschluss an die Rahmenanalyse von Erving Goffman. Garfinkel hat Ende der 1940er Jahre bereits eine sparsame algebraische Notationsmöglichkeit entwickelt, um Unterschiede von Problemstellungen und Begriffen anschaulich machen zu können, sie aber offensichtlich nie mehr aufgegriffen.¹⁰ Notationstechnisch weitaus einfacher und eleganter sind Vorschläge für eine rahmenanalytische Notation, die auf entsprechende Andeutungen von Erving Goffman zurückgehen. Goffman zeigt sich fasziniert von der mathematischen Möglichkeit Klammern zu setzen und zu kombinieren, weil er darin für die Rahmenanalyse eine elegante und über schriftsprachliche Ein-

9 In dieser Tradition steht auch der bisher einzige soziologische Versuch, eine Notation für soziale Formen zu entwickeln. Pólos, Hannan und Carroll (2002) entwerfen eine sehr aufwendige algebraische Notation, die aber schon mit sozialen Agenten, Negation, Identität und Codes startet und daher lange nicht so grundlegend wie der Formkalkül ansetzt. Ihre anfängliche Problemstellung zeigt allerdings, dass ein Zusammenhang von Form und Unterscheidung auch innerhalb der Soziologie nahezu liegen scheint.

10 Siehe Garfinkel (1948: 166 ff.). Dank der editorischen Arbeit von Anne Warfield Rawls stehen uns frühe Texte Garfinkels jetzt zur Verfügung. Und sie bergen einige Überraschungen, unter anderem ein Interesse am Kommunikationsbegriff, der Kybernetik und an einer sich daran abarbeitenden soziologischen Theorie der Information (Garfinkel 1952).

klammerungen hinausgehende Möglichkeit erblickte, empirisch beobachtbare temporale oder räumliche Markierungen von Episoden zu notieren (Goffman 1974: 251 ff.). Als Beispiele für solche Markierungen oder Klammern nennt er den Holzrahmen eines Bildes, die Betätigung eines Auktionshammers, die Nachricht »das ist ein Spiel« oder den Anstoß beim Football. Solche Klammern haben eine eigentümliche Eigenschaft, und zwar dass sie weder Inhalt einer Aktivität sind noch der Welt außerhalb der Aktivität angehören. Sie sind zugleich innen und außen, »a paradoxical condition already alluded to and not to be avoided just because it cannot easily be thought about clearly« (ebd.: 252).¹¹

Genau darauf zielt auch eine soziologische Interpretation von Spencer-Browns Notation ab: sie notiert Operationen, die auf Unterscheidungen beruhen, die weder »innerhalb« noch »außerhalb« einer Operation stecken, sie aber dennoch möglich machen. Spencer-Brown hat eine Schreibweise für Operationen-als-Unterscheidungen erfunden, die man in der Soziologie nutzen kann, um das Interesse an Unterscheidungen und sozialen Formen angemessen adressieren und behandeln zu können und um neue Beobachtungsmöglichkeiten zu gewinnen, die die Suche nach empirischen Konditionierungsmustern der Bestimmtheit und Unbestimmtheit von Unterscheidungen anleiten können. Da die folgende Notation für Unterscheidungsoperationen selbst nur operativ erfolgen (gelesen/geschrieben werden) kann und dabei zwangsläufig Unterscheidungen verwendet respektive sichtbar macht, muss man im folgenden unbedingt im Auge behalten, dass die Vorstellung dieser Notation unmöglich nur analytisch erfolgen kann, um dann in irgendeiner Form angewendet zu werden, sondern selbst schon eine Anwendung ist, und zwar eine Anwendung auf sich selbst. Deshalb gilt: *Wir notieren, was wir tun (sagen).*

11 Thomas J. Scheff greift diese Ideen auf und präsentiert eine mögliche Notation für Rahmungen in Goffmans Sinne. Sie arbeitet mit eckigen Klammern und erlaubt es, rekursive Rahmungen in fast beliebiger Tiefe zu notieren (Scheff 2005). Scheff arbeitet vor allem die Rekursivität und den fraktalen, selbstähnlichen Charakter von Goffmans Rahmungen heraus. Weiter unten wird noch deutlich, dass wir mit dem Formbegriff diese Punkte werden aufgreifen müssen.

Gestartet wird mit dem einfachsten Umstand einer nicht weiter qualifizierten Unterscheidung. Es geht also nicht darum, was unterschieden wird, sondern nur darum, *dass* unterschieden wird. Nur so kann eine Theorie der Unterscheidung und der Form gewonnen werden. Beginnt man mit einer bestimmten Unterscheidung, verliert man das Unterscheiden selbst rasch aus dem Blick und setzt es schlicht voraus. Man würde dann allenfalls noch an einer Theorie des Unterschiedenen arbeiten.

Zur Markierung von Unterscheidungen benutzt Spencer-Brown (1969: 4) den *mark of distinction*:

Ausdruck (4.1)



Dieser Haken bleibt im Prinzip das einzige in seinem Buch verwendete Zeichen. Es wird dazu verwendet, (1) um eine getroffene Unterscheidung zu markieren, denn in dem Moment, wo man sich anschickt, eine Unterscheidung derart zu notieren, ist sie schon getroffen und (2) um eine Unterscheidung als *Operation* zu markieren, das heißt es ist zugleich eine Instruktion, diese Unterscheidung zu treffen beziehungsweise nachzuvollziehen (vgl. Spencer-Brown 1969: 6). Im ersten Fall spricht Spencer-Brown von *mark* im zweiten von *cross*. Das sind aber nur zwei Namen für *ein* Zeichen, die allerdings deutlich machen, dass jede Beobachtung einer Unterscheidung (*mark*) immer auch eine Operation (*cross*) ist/erfordert. Das Zeichen steht also für Operator *und* Operand.

Das Markieren einer Unterscheidung durch diese Markierung wird *markierter Zustand* genannt. Der unmarkierte Zustand zeichnet sich durch das Fehlen einer Markierung aus:

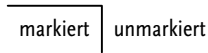
Ausdruck (4.2)

.

Der markierte Zustand hat, wie man rasch *beobachten* kann, eine Innenseite. Hier findet die Einführung der Unterscheidung zwischen *mark* und *cross* bereits ihre fundamentale Berechtigung. Die

Operation selbst kennt kein Innen oder Außen. Sie geschieht einfach. Sobald man sie notiert, ist es die Notation einer Operation, die sofort beobachtbar macht, dass sie etwas bezeichnet, man also einen Unterschied macht, der aufgrund der Tatsache, dass man die Notation auf einer zweidimensionalen Fläche (zum Beispiel einem Blatt Papier) vornimmt, leicht als »Innen« bezeichnet werden kann. Diese Beobachtung des markierten Zustands verweist nun aber auf eine Außenseite, die selbst nicht markiert ist (vgl. Kauffman 2005). Eine Operation führt also den unmarkierten Zustand stets mit. Die Markierung wird immer in einen unmarkierten Raum gesetzt. Man kann deshalb sagen, dass *jede Markierung durch ein Kreuzen vom unmarkierten Zustand auf die Innenseite des markierten Zustands erzeugt wird*. Der markierte und der unmarkierte Zustand entstehen also gleichzeitig, und zwar in dem Augenblick, wenn die Unterscheidung vollzogen wird, so dass die Innenseite markiert ist und die Außenseite unmarkiert bleibt. Das kann man mit Spencer-Browns Operator zum Zwecke der Illustration folgendermaßen notieren:

Ausdruck (4.1.1)

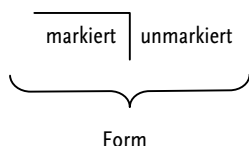


Dieser Ausdruck schreibt nur aus, was der Operator von Spencer-Brown auch ohne die hier verwendeten Worte »markiert« und »unmarkiert« impliziert. Sobald man die unmarkierte Seite jedoch als unmarkierte Seite beobachtet kommt es zur Beobachtung der *Form* dieser Unterscheidung. Form einer Unterscheidung wird der durch die Unterscheidung gespaltene (und dadurch erst eröffnete) Raum inklusive der dadurch entstehenden Seiten und der Unterscheidung selbst (hier: die Unterscheidungsmarkierung) genannt. Insofern man den Ausdruck (4.1.1) so beobachtet, beobachtet man ihn als Form.¹²

12 Genauer müsste man sagen: als Form einer Form. Denn im Grunde genommen sieht man nichts anderes als das, was man oben (4.1) bereits sieht, mit dem Unterschied, dass in (4.1.1) beide Seiten benannt werden, um damit zu verdeutlichen, dass man eben *beide* Seiten in dem von ihnen gespaltenen Raum zu sehen bekommt. Obwohl im Ausdruck (4.1.1)

Man kann das noch einmal deutlicher veranschaulichen, indem man schreibt¹³:

Ausdruck (4.1.2)



Die Form einer Unterscheidung kann ein Beobachter folglich erst sehen, wenn die erste Markierung durch ihn oder jemand anders bereits gesetzt ist. Noch einmal: *Das Setzen selbst geschieht einfach. Die Markierung kann nur im Nachtrag als Markierung einer Unterscheidung beobachtet werden.* Das ist auch der wesentliche Unterschied zwischen den Ausdrücken (4.1) und (4.1.1). *Eine Operation kann die Unterscheidung, die sie benutzt, also nicht zugleich bezeichnen, sondern nur verwenden.* Bezeichnen kann man die Unterscheidung selbst, wenn man will, erst anschließend.

An dieser Stelle lässt sich sehen, dass Formbeobachtung bereits einen grundlegend kommunikativen Prozess beschreibt. Ohne eine auch nur rudimentäre Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens (Ruesch/Bateson 1951) gäbe es auch keinerlei Anlass für die Beobachtung einer Form, und zwar für keinen der auf diese Weise sichtbar werdenden Teilnehmer. Weder würde man Freiräume entdecken können, auch anders zu erleben und zu handeln (man würde einfach tun, was man tut) noch gäbe es irgendwelche Festlegungen, die eine Orientierung möglich machen würden (man wäre ausschließlich auf trial-and-error angewiesen). Formbeobachtung ist

also auf der Außenseite »unmarkiert« steht, ist die Seite durch das Wort »unmarkiert« markiert.

- 13 Man beachte, dass die geschweifte Klammer *nicht* zur Notation gehört, sondern hier ausschließlich zu Illustrationszwecken eingesetzt wird. Genau genommen sind die Ausdrücke 4.1.2 und 4.1.3 (siehe unten) mit dem Ausdruck 4.1.1 identisch, so dass sie eigentlich als »Abbildung« gekennzeichnet sein müssten. Die Klammer verdeutlicht jeweils nur die verschiedenen, aber in jedem Ausdruck stets mitimplizierten, Perspektiven des Beobachters.

Korrelat-Bedingung von Kommunikation. Jede Kommunikation produziert Formen und bedarf für ihre Produktion einer Beobachtung als Form. Das wird im Fall ihrer Reproduktion besonders deutlich.

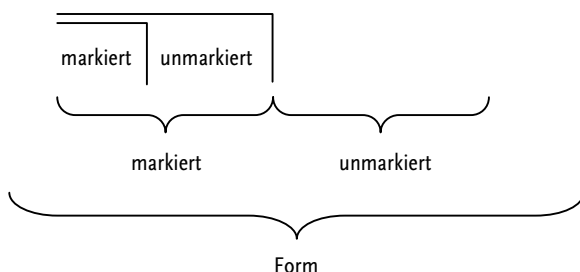
Der Formkalkül von Spencer-Brown trifft im Prinzip keine Vorentscheidung darüber, welche Operationen damit notiert werden. Aber es müssen Operationen sein – keine Kompaktausdrücke, die als komplexes Resultat von Operationen erscheinen, wie zum Beispiel Akteure (was es nicht ausschließt, sondern geradezu auffordert, die Form eines Akteurs zu notieren). In einem klassisch soziologischen Sinne wäre schließlich auch Handlung als Operation denkbar. Hat Handlung etwa keine Form? Mit Sicherheit. Die Frage ist aber eher, ob sie Form ermöglicht, hervorbringt. Das darf man bezweifeln. Denn ob eine Handlung sozial ist, lässt sich nur analytisch entscheiden. Empirisch wird man sehen müssen, ob sie als sozial beobachtet wird, das heißt inwiefern sie für Beobachter als Anknüpfungspunkt dient. Auch die Frage, ob bloßes Verhalten vorliegt oder nicht, obliegt nicht der Entscheidung eines Akteurs und es führt auch nicht weit, das analytisch zu definieren. Organisationen liefern ein gutes Beispiel dafür, weil dort typischerweise über Verhalten, Handeln und soziales Handeln *disponiert* wird, dies aber nur möglich ist, insofern Kommunikation stattfindet. Das ist zwar auch keine Frage der Entscheidung, aber man kann darüber kommunizieren, also damit beginnen, Formen zu eruieren. Man kann aber schlecht nur mit Hilfe einer weiteren Handlung und unter Verzicht auf jegliche Kommunikation (wobei fraglich ist, wie das wiederum funktionieren soll) feststellen, ob eine vorherige Handlung als soziale Handlung behandelt wird. Das gilt insbesondere dann, wenn diese Handlung eine sprachliche Mitteilung ist, denn um als sprachliche Mitteilung verstanden zu werden, ist sie erst recht auf gleichzeitige Beobachtung angewiesen beziehungsweise setzt sie voraus.

Handlungen sind sowohl empirisch als auch für die soziologische Theorie von immenser Bedeutung. Aber ein Unterscheidungsbegriff der Form zwingt aufgrund der gerade angedeuteten Schwierigkeiten dazu, ihn auf Kommunikation zu beziehen. Denn sofern sich Kommunikation ereignet, hat man es unumgänglich mit einer sozialen Operation zu tun. Die für diese Zusammenhänge notwendigen Beobachterverhältnisse fallen kaum noch als solche auf, weil die Beobachtung anderer Beobachter in der modernen Gesellschaft zum Normalfall geworden ist (Luhmann 1992a). Die moderne Ge-

sellschaft und ihre Kommunikation zeichnen sich gerade dadurch aus, dass die Beobachtung von Beobachtern im Hinblick auf ihre verwendeten Unterscheidungen institutionalisiert ist. Die Beobachtung von Beobachtern (Beobachtung zweiter Ordnung) wird uns im nächsten Kapitel detaillierter wieder begegnen.

Setzen wir die analytische Synthese der Form mit Hilfe der Notation fort, um das Verständnis zu vertiefen. Wenn man die Form einer Unterscheidung beobachtet, liegt im Grunde die Markierung der Unterscheidung selbst nahe. Das lässt sich folgendermaßen darstellen:

Ausdruck (4.1.3)



Hier wird deutlich, dass durch die Markierung der Außenseite der Unterscheidung wiederum eine neue Außenseite entsteht, die unmarkiert bleibt. Die Beobachtung von Formen ist deshalb nicht abschließbar und führt zu keinem natürlichen Ende, zu keiner abschließenden Gewissheit. Unausweichlich wird die unmarkierte Außenseite immerfort mitgeführt. Das gilt für jede Unterscheidung und jeden Beobachter. Jedes Treffen einer Unterscheidung erzeugt eine Form mit mindestens zwei Seiten und entfaltet dabei immer mindestens drei Werte, und zwar in einer einzigen Operation: die Innenseite (Bezeichnung), die unmarkierte Außenseite und die Unterscheidung selbst, also die Markierung als ihre Trennung und Verbindung. Man kann deshalb im Minimalfall auch von einer dreiwertigen Zweiseitenform sprechen.

Nehmen wir ein Beispiel. Wenn man die Form des Gesprächs notieren will, wie geht man dann vor? Man kann nicht mit einer Datenerhebung beginnen, um das herauszufinden. Man kann nur schlecht Interviews zu Gesprächen machen, abgesehen davon, dass in diesem Fall auf interessante Weise Selbstreferenz ins Spiel kommt.

Es geht zunächst um die Suche nach einem Formalismus, der im Anschluss, falls nötig, eine mögliche Datenerhebung (im allgemeinen Sinne des Wortes, also nicht auf Techniken der Sozialforschung beschränkt) anleiten könnte. Man kann zunächst nur beobachten, was empirisch als Gespräch bezeichnet wird und sich das so bezeichnete Geschehen dann im Hinblick auf eine mögliche Unterscheidung, die es aufruft und zugleich konstituiert, untersuchen. Ein solches Beobachten geschieht selbstverständlich nicht unschuldig, denn es ist bereits durch eine soziologische Problemstellung informiert. Dazu braucht es auch kein experimentelles Setting. Man braucht dazu die eigene Erfahrung (griechisch: *empeiria*), eventuell, also falls nötig, noch den Besuch entsprechender Orte, in denen man Gespräche am ehesten vermutet und ein Studium entsprechender massenmedialer Dokumente, in denen Gespräche womöglich thematisiert werden: Zeitungen, Web, (wissenschaftliche, philosophische, fiktionale) Literatur etc. Konzentrieren wir uns auf letzteres und dort auf denjenigen, an dem man in dieser Frage nicht vorbeikommt. Bei Erving Goffman (1981) stößt man immer wieder auf eine grundlegende, empirisch fundierte Differenz, nämlich von Sprecher und Zuhörer (speaker-listener): Ein Gespräch wird erzeugt, wenn die Unterscheidung zwischen Sprecher auf der einen und Zuhörer auf der anderen Seite getroffen wird. Man kann sie daher als Werte dieser Form notieren.

Gleichung (4.4.1)

$$\text{Gespräch} = \overline{\text{Sprecher}} \mid \text{Zuhörer}$$

Bei Goffman findet sich kein Satz wie »die Form des Gesprächs ist ...«. Aber das ist auch nicht unbedingt nötig, denn es wird von Anfang an klar, dass dies die Form ist, die er für ein Gespräch voraussetzt, um dann nach »forms of talk« im Plural zu suchen, was Formen entspricht, die dieser Form entspringen beziehungsweise die sich im Rahmen dieser Form entwickelt haben. Man beachte, dass in dieser Gleichung die Notation auf zweierlei Weise angereichert wird: Zum einen durch ein weiteres Zeichen und zum anderen durch Sprache. Was das Gleichheitszeichen angeht, so muss man dazu eigentlich nur wissen, dass es kein Identitätszeichen ist. Das,

was auf der linken Seite steht (das zu Bestimmende) *gleich* dem Ausdruck auf der rechten Seite, aber die beiden Seiten sind offensichtlich nicht identisch. Eine Gleichung bedeutet also, dass ein Beobachter dazu verführt wird, die beiden Seiten der Gleichung miteinander zu verwechseln.¹⁴ Und sie behauptet zugleich mit, dass das nicht nur für wissenschaftliche Beobachter gilt, sondern dass damit eine empirisch beobachtbare Verwechslung notiert wird.

Die soziologische Formtheorie ist letzten Endes abhängig von der Aufstellung solcher Gleichungen. Ohne Gleichung operiert man gleichsam zunächst in einem eher analytischen Modus, ohne damit eine empirische, und deshalb riskante, Aussage zu verbinden (so wie bei der Vorstellung der Notation in den Ausdrücken (4.1)-(4.1.3); auch wenn die geschweifte Klammer ein Vorzeichen für das Gleichheitszeichen gewesen ist).

Das zweite, was in dieser Gleichung auffällt, ist, dass die Werte nicht einfach willkürliche gewählte Zeichen, sondern Worte sind, und zwar inklusive aller damit verbundenen Probleme, wie zum Beispiel Semantik, Polysemie, Familienähnlichkeit oder auch Syntax und Grammatik (die Benennung eines Werts muss nicht auf ein Wort beschränkt sein). Aber diese Probleme sind bei allen damit verbundenen Schwierigkeiten, vor allem Unbestimmtheit, nicht ein für alle Mal zu tilgen. Das wäre noch nicht einmal wünschenswert. Es geht nicht anders, als *mit* dieser Unbestimmtheit zu arbeiten, weil womöglich nur dann eine Chance besteht herauszufinden, wie Kommunikation trotz sprachlicher Unbestimmtheit empirisch gelingt.¹⁵ Unter diesen Umständen ist man jedoch dazu angehalten,

14 Spencer-Brown (1969: 69) übersetzt das Gleichheitszeichen an einer Stelle mit »is confused with«.

15 Vielleicht wird man angesichts der starken gesellschaftlichen Abhängigkeit von Sprache und Schrift linguistische Analysen anschließen müssen, wie Harrison White es immerzu vorschlägt, aber erst in Ansätzen versucht hat (vgl. zum Beispiel White 2008, *passim*). Aber dennoch sei noch einmal daran erinnert: *soziale Formen finden nicht zwingend einen sprachlichen Ausdruck*, auch wenn ein wissenschaftlicher Text noch nicht anders kann. Und ebenso sei schon einmal daran erinnert: *dass die Unbestimmtheit*, von der hier immer wieder die Rede ist, *nicht bloß der Sprache entspringt*. Sprachliche Unbestimmtheiten multiplizieren das Pro-

Subtilitäten der Sprache und mithin auch der Schrift zu berücksichtigen.¹⁶

Schauen wir dazu noch einmal auf die Form des Gesprächs (4.4.1). Die Bezeichnung eines Werts als »Sprecher« macht sofort deutlich, dass Kommunikation nur dann als Gespräch erscheint, wenn Sprache verwendet wird. Ein Flirt wird eher nicht als Gespräch markiert (was es für Literaten und Soziologen vielleicht gerade spannend macht, es so zu beschreiben). An den Werten »Sprecher« und »Zuhörer« ist ferner interessant, dass sie offen halten, ob ein oder mehrere Sprecher beziehungsweise Zuhörer gemeint sind. Gehört zur Form des Gesprächs vielleicht doch nur ein Sprecher? Dann müsste man, um die Genauigkeit zu erhöhen, »Sprechender« notieren oder »Sprechende/r«, es sei denn man notiert eine historische Form des Gesprächs, in der beispielsweise nur Herren diese soziale Form pflegen durften. Ebenso könnte man mit dem Wert »Zuhörer« verfahren. Oder sollte man nur »Hörer« oder vielleicht »Schweigende« sagen (vgl. Benjamin 1977: 91)? Wie verändern solche Optionen die Form und arbeitet man dann schon an (historisch, kulturell) verschiedenen Formen? Was lehrt ihr Vergleich? Dieselbe sprachliche Sensitivität ist auch für das formal zu Bestimmende nötig. Es heißt hier »Gespräch«. Das ist nicht unerheblich. Denn was wäre dagegen die Form der »Geselligkeit«, der »Konversation«, des »Dialogs«, des »Quatschens«, der »Interaktion« oder der »Unterhaltung«? Vielleicht sind sie identisch, vielleicht auch nicht. Synonymie führt keinesfalls automatisch zu sozialer Gleichförmigkeit.

blem der Bestimmung von Unbestimmtheit, aber sie sind nicht ihr Ursprung.

- 16 Das ist durchaus ein Vorteil. Die soziologische Formtheorie wird damit, also sobald sie Werte sprachlich notiert, auch abhängig von kulturell variierenden Idiomen. Manchmal kann man verwendete Worte einfach übersetzen, manchmal nicht. Das kann durchaus ein Nachteil sein, macht aber auf der anderen Seite gerade die Sensibilität dieser Theorie-Methode für sogenannte Kulturphänomene wie Welt-, National-, Regional-, Organisations-, Bereichs- oder Subkulturen aus. Entsprechende Jargons gehören zur Form dazu. Man kann sie nicht glattbügeln. Man kann sie aber sehr wohl selbst als Form notieren und so die für sie typische Komplexität sichtbar machen.

Es ist nicht ausgeschlossen, die oben notierte Form des Gesprächs unter Umständen zu erweitern. Gehören Gestik, Mimik, Blicke, Körperhaltungen, ein bestimmtes Zeitintervall oder institutionelle Ordnungen zur Form dazu? Bestimmen sie Sprecher und Zuhörer mit? Folgende Notierung macht deutlich, dass die Form des Gesprächs diese Möglichkeit mit vorsieht:

Gleichung (4.4.2)

$$\text{Gespräch} = \overline{\text{Sprecher} \mid \text{Zuhörer}}$$

So wird sichtbar (denn es war auch schon vorher der Fall), dass zur Form eine unmarkierte Außenseite gehört. Wie diese Außenseite bestimmt werden kann, lässt sich zwar ohne Probleme analytisch entscheiden, aber formtheoretisch stellt sich eine andere Frage: Ist es empirisch der Fall, dass ein Gespräch nur inklusive Mimik, Körperhaltung und institutioneller Rahmung als solches beobachtet wird? Dass Institutionen, Körper und Gesichtsausdruck immer eine Rolle spielen, steht außer Frage, aber das gilt für jede Art von Kommunikation unter Anwesenden. Es fügt der vorgenommenen Bestimmung also nichts hinzu, denn jede Form ist (diskontinuierlich) entkoppelt von weiteren Formen inklusive der Gesellschaft und (kontinuierlich) eingebettet in die Gesellschaft und weitere ihrer Formen. Wenn es um ein »Kundengespräch«, ein »Einstellungsgespräch«, ein »Verhör« oder ein »Flurgespräch« geht, wird diese Form nicht ausreichen, aber *enthalten* (kontinent) sein. Das wäre hier der entscheidende Punkt.

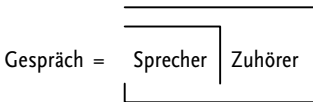
Beobachter rufen nie alle möglichen Bedingungen auf, die eine Situation bestimmen könnten. Man muss deshalb auch nur in Ausnahmefällen mitnotieren, dass Kommunikation und Sinn involviert sind, denn das ist immer der Fall. Erforderlich es zu notieren wird es zum Beispiel, wenn man entsprechende soziologische Formalismen beobachtet. Aber man muss dennoch wissen, dass jede Form

- die Form eines Beobachters,
- eine Kommunikationsform,
- eine Form im Medium Sinn

ist, so dass diese Formen, die im weiteren Verlauf noch eingehender untersucht werden, nicht eigens mitnotiert werden müssen.

Vollständig ist diese Form des Gesprächs dennoch nicht, aber in einer anderen Weise, als man zunächst vermuten könnte, das heißt nicht in Bezug auf irgendwelche möglicherweise fehlenden Werte, die noch hinzugefügt werden müssten. Es fehlt darin die Verwicklung, die Dynamik, das Potential, von dem jedes Gespräch zehrt. Es ist mit anderen Worten noch nicht berücksichtigt, dass ein Gespräch vom *turn-taking* lebt, das heißt Sprecher und Zuhörer rasch wechseln können (vgl. Goffman 1981; Gibson 2003, 2005). Die Kommunikation oszilliert zwischen Sprecher und Zuhörer und erinnert sich dabei auch noch fortlaufend, wo sie zuvor gerade war, selektiert also wer/was/wie lange/zu welchem Zeitpunkt jeweils Sprecher und Zuhörer war. Zuhörer können sprechen und Sprecher zuhören (oder jeweils im unmarkierten Raum verschwinden).¹⁷ Diese kommunikative Rekursivität, dass Sprecher in Zuhörer eingespeist und Zuhörer zum Sprechen gebracht werden, wird formtheoretisch *re-entry* genannt: Die Unterscheidung tritt in den Raum, den sie eröffnet, selbst ein. Die Implikationen werden sogleich deutlich. Die Notation des *re-entry* ist bereits im ersten Teil unvermittelt aufgetaucht:

Gleichung (4.4.3)



17 Auf Familienfeiern (insbesondere südländischen) sprechen sogar alle Teilnehmer auf einmal und hören sich dabei gleichzeitig zu. Was dort passiert, kann man, wie alles, zwar kausalanalytisch erklären, aber der Vorgang selbst ist nicht kausal. Wie ist das möglich und wie lässt sich dieses Vorgehen erfassen? Das bringt einen anderen Typ von Erklärung hervor. Was dort passiert, ist ein mikrologischer Vorgang des Umgangs mit Gleichzeitigkeit und Unbestimmtheit: ein »jumping at chances« (vgl. Leifer 2002) oder ein »seizing the moment« (Gibson 2000).

Gemeint ist mit re-entry keine besondere Leistung der Reflexion, die hin und wieder auch einmal vorkommen kann, zum Beispiel wenn über ein Gespräch gesprochen wird. Der Wiedereintritt ist vielmehr konstitutiv für die Form des Gesprächs. Ohne re-entry kein Gespräch. Das Gespräch wird dadurch in Bezug auf seine Form unbestimmt und erst das ergibt die reichhaltigen Möglichkeiten (unter anderem: Restriktionen und Opportunitäten), aus denen es schöpfen kann. Weder Sprecher noch Zuhörer können einseitig kontrollieren, wer jeweils zuhört und spricht. Sie lassen sich vielmehr durch das Gespräch kontrollieren, das sie kontrollieren. Selbst die Eindeutigkeit der Zurechnung auf einen bestimmten Sprecher oder Zuhörer geht verloren (Goffman 1981: 3). Überdies sind alle Gesprächsteilnehmer ohnehin zugleich beides: Sprecher *und* Zuhörer. Wenn man nicht hören würde, wie man was sagt und wenn man nicht sagen würde, was man wie hört, könnte man eigene und fremde Beiträge gar nicht sortieren und erst recht nicht feinabstimmen oder kontrollieren. Dass man dabei immer wieder Differenzen zwischen dem eigenen Sprechen und dem ausmacht, was man denkt oder intendiert, sagt bereits einiges darüber aus, wie das Sprechen selbst durch das Gespräch konditioniert ist. Dasselbe gilt für die auffälligen Differenzen zwischen dem eigenen Zuhören und dem, was dann gesagt wird. All diese Unbestimmtheiten lähmen ein Gespräch jedoch nicht einfach, denn sie erfahren unentwegt eine empirische Bestimmung, wie David Gibsons Untersuchungen von Management-Meetings zeigen (Gibson 2003). In diesen Untersuchungen wird deutlich, dass es gerade nicht willkürlich ist, wie die in einem Gespräch kommunikativ (Gibson würde sagen: interaktiv) erzeugten Freiheitsgrade der Bestimmung von Zuhörern, Sprechern und ihrer Relationen (turn-taking) letztlich konditioniert werden, wenn ein solches Meeting als Meeting erkennbar sein und reproduziert werden soll.

Die Frage nach der Form ist also keine Was-Frage, sondern immer eine Wie-Frage. Man kann niemals wissen, was ein Gespräch ist, sondern nur versuchen zu ermitteln, wie Kommunikation sich als Gespräch einrichtet, sich als solches aus dem Kommunikationsfluss herausstellt und etwas als Gespräch beobachtbar werden lässt. Die letztlich gewonnene Form des Gesprächs scheint trivial und selbstverständlich. Das ist nicht weiter schlimm, denn es geht hier schließlich um ein Phänomen, das nur allzu bekannt ist. Die Ein-

fachheit ist sogar begrüßenswert, solange nicht ausgeblendet wird, dass es sich um eine *Form* handelt, man es also mindestens mit Kommunikation, Sinn, Beobachtung, Nicht-Markiertem und demnach mit Unbestimmtheiten und Unerwartetem zu tun hat.

Dieses Beispiel sollte unter anderem zeigen, wie diese einfache Form einerseits als Formalismus einer Soziologie des Gesprächs zugrunde liegt und andererseits als Form praktisch im Gespräch steckt. Der Formalismus stellt die Forschung, wie man nicht nur an Goffman sieht, vor eine Fülle von Problemen, gibt ihr aber auch eine Beobachtungsmethode an die Hand, mit der sie Empirie produzieren kann. Und man kann damit behaupten und im Anschluss zeigen, dass Gespräche sich empirisch selbst so ordnen und Kommunikation andernfalls nicht als Gespräch, sondern vielleicht als etwas anderes (oder gar nicht) zustande kommt. Vor diesem Hintergrund lohnt im Übrigen noch einmal ein Blick auf Simmels Untersuchung über Formen der Vergesellschaftung, denn er arbeitet für all seine Formen, von der Koketterie bis hin zum Geheimnis, von der Hierarchie bis zur Grenze ebenfalls konstituierende Unterscheidungen heraus und gewinnt daraus das Auflösungsvermögen und den Beschreibungsreichtum, für die er bekannt ist.

4.3 MÖGLICHKEITEN DES UMGANGS MIT UNTERSCHIEDUNGEN

Wir haben nun einen Begriff der Form zur Hand, der sich grundlegend von allen bisherigen Vorstellungen von Form unterscheidet. Form wird nicht im Unterschied zu etwas anderem begriffen, wie in der philosophischen Tradition seit der Antike in Unterscheidung zu Materie oder Substanz oder wie in der ästhetischen Theorie seit dem 18. Jahrhundert und Simmels formaler Soziologie Anfang des 20. Jahrhunderts in Unterscheidung zum Inhalt, sondern wird zu einer Bezeichnung für die Beobachtung einer Unterscheidung selbst. Man kann nun sehen, dass die Unterscheidungen zwischen Form und Inhalt oder Form und Materie selbst Formen sind, die ein Beobachter verwendet und beobachten kann und die auf die sie hervorbringende Operation, auf ihre Innen- und Außenseiten, auf die Beziehung ihrer Seiten und auf ihren unmarkierten Kontext hin befragt werden können.

Die einzelnen Elemente einer Form lassen sich gleichsam technisch auch auf andere Weise spezifizieren. Sollte sich anhand empirischer Beobachtungen untermauern lassen, dass jedes Gespräch, um bei diesem Beispiel zu bleiben, unabhängig vom Thema, den Teilnehmern, der Örtlichkeit und vom Zeitpunkt immer diese Form hat, so ist der Wert der Unterscheidung eines Gesprächs, also Zuhörer/Sprecher, eine *Konstante*. Konstanten sind keine naturgesetzlichen, sondern soziale Konstanten und dementsprechend immer (historisch) kontingent. Es sind diejenigen Unterscheidungen, die bis auf weiteres als konstant vorausgesetzt werden. Konstanten können also recht kurzlebig sein. Das ist nicht nur eine soziologisch notwendige Einschränkung, sondern ist auch Bestandteil früher kybernetischer Einsichten zu den Bedingungen der Möglichkeit des Umgangs mit und der Erforschung von Komplexität.¹⁸

Man kann ferner für ganz bestimmte Gespräche, die man untersucht, dazu übergehen, Zuhörer und Sprecher genauer zu benennen, sie also variabel besetzen. Diese Werte werden also zu *Variablen* (vielleicht wäre es sogar passend, von *Observablen* zu sprechen). Man beachte, dass Variablen in zweierlei Hinsicht variabel sind: in Bezug auf unterschiedliche Werte, die sie annehmen können (»Sprecher« kann zum Beispiel die Werte Rolle X, Organisation Y oder Person Z annehmen) und in Bezug auf ihre Form, das heißt die *Form* der Sprecher beziehungsweise Zuhörer kann variabel sein (vgl. Schönwälder/Wille/Hölscher 2004: 131 f.). Man kann die Konsequenz, auf die dieser Punkt hinweist, nicht deutlich genug machen: *Jeder Wert ist selbst eine Form* – auch wenn unter dem Haken erst einmal nur ein Wert steht, steckt prinzipiell eine Unterscheidung dahinter. Die Stoppregel der Auflösung von Werten in weitere Unterscheidungen ist wieder einmal auf empirische Beobachtung verwiesen. Stellt man zum Beispiel fest, dass ein Gespräch so geführt wird, dass die Form der Sprecher selbst variabel behandelt und erlebt wird, so wird man die entsprechende Form mitnotieren und in die Form des Gesprächs einbauen müssen.¹⁹

18 Die Arbeit mit Formen entspricht, wie bereits mehrfach angedeutet, einem *operational research* im Sinne von W. Ross Ashby (1958).

19 Die Form eines Verhörs in einer *good cop/bad cop*-Routine könnte das zum Beispiel erforderlich machen.

Generell kann man festhalten: die Unterscheidung ist eine Konstante, die Bezeichnungen einzelner Seiten oder Zustände von Unterscheidungen sind Variablen. Diese arithmetisch und algebraisch noch sicheren Unterschiede zwischen Konstanten (Operatoren) und Variablen (Operanden) werden aber, das lässt sich nicht ersparen, unbestimmt, sobald im Rahmen von Gleichungen höheren Grades re-entries ins Spiel kommen. Spencer-Brown (1969: 62) spricht in diesem Fall von *Subversion* und meint damit die teilweise Zerstörung der distinkten Eigenschaften von Konstanten. Man erhält dann so gesehen zwei Paradoxien, nämlich variable Konstanten und konstante Variablen. Eine soziale Form wie das Gespräch wäre ohne die Variabilität der konstanten Unterscheidung von Sprecher und Zuhörer und ohne die Möglichkeit, die Variablen Sprecher und Zuhörer auch konstant zu halten viel zu limitiert, um die Komplexität, die dabei erlebt und behandelt wird, zugleich erzeugen und zähmen zu können.

Der entscheidende Kniff ist mit dieser Erkundung der Form einer Unterscheidung bereits gewonnen. Was ist aber mit den »Gesetzen« der Form, von denen Spencer-Brown spricht? Bei diesen Gesetzen handelt es sich genauer gesagt um zwei Axiome, die er im ersten Kapitel einführt und die einen Ausgangspunkt liefern, um den Kalkül aufzubauen.²⁰ Die Axiome beschreiben zwei Möglichkeiten der Beziehung zwischen verschiedenen Markierungen. Mit ihnen beginnt der Kalkül. Markierungen lassen sich damit Stück für Stück zusammenbauen und auch wieder vereinfachen. Auf diese Weise können entweder immer komplexere Formen generiert oder komplexe Formen in ihrer Komplexität reduziert werden. Die beiden Axiome werden in folgende Gleichungen gebracht (ebd.: 11):

Gleichung (4.5.1)

$$\begin{array}{|} \hline \\ \hline \end{array} \begin{array}{|} \hline \\ \hline \end{array} = \begin{array}{|} \hline \hline \\ \hline \end{array}$$

20 Das Kalkül (engl.: *calculation*) ist eine Prozedur von Schritten, um die Form (einer Gleichung zum Beispiel) zu verändern, wohingegen der Kalkül (engl.: *calculus*) ein Zusammenhang von Regeln und Konstruktionen ist, die eine Kalkulation ermöglichen. Vgl. Spencer-Brown 1969: 11.

Das ist die erste von nur zwei einfachen Gleichungen, die auf das *law of calling* zurückgeht: Der Wert einer nochmaligen Nennung ist der Wert der Nennung.

Gleichung (4.5.2)



Das ist die zweite von nur zwei einfachen Gleichungen, die auf das *law of crossing* zurückgeht: Der Wert eines nochmaligen Kreuzens ist nicht der Wert des Kreuzens.²¹

Das *law of calling* besagt: Wenn man etwas bezeichnet und damit eine Grenze erzeugt und es erneut bezeichnet, dann ist der Wert dessen, was man bezeichnet, derselbe. Auch die Grenze bleibt dieselbe. Die in der Gleichung vorgenommene Vereinfachung wird *Kondensierung* (*condensation*) genannt. Es ist wichtig, sich noch einmal daran zu erinnern, dass jede Markierung einer Unterscheidung im Prinzip durch ein Kreuzen vom unmarkierten Zustand auf die Innenseite des markierten Zustands erzeugt wird. Das *law of calling* besagt dann, dass es auf dasselbe hinausläuft, wenn man dieses Kreuzen wiederholt. Man kann die Gleichung auch von rechts nach links lesen. Dann hat man es mit einer Expansion der Referenz (im Gegensatz zu einer Kontraktion der Referenz beziehungsweise: Simplifikation) zu tun, die sich soziologisch so interpretieren lässt, dass dieselbe Unterscheidung in unterschiedlichen situativen Kontexten getroffen und dadurch bestätigt wird. Spencer-Brown spricht dann von *Konfirmierung* (*confirmation*). Eine soziologische Adaption dieser *condensation-confirmation* Figur findet sich in jeglicher Form von Kontextanalysen und der Frage nach der rekursiven Verdichtung und wechselseitigen Kontrolle von Identitäten (White 1992; Luhmann 1990b; siehe auch von Foerster 1980).

Das *law of crossing* besagt: Wenn man etwas (durch ein Kreuzen vom unmarkierten Zustand auf die Innenseite des markierten Zustands) bezeichnet und damit eine Grenze erzeugt und man eben-

21 Diese beiden Gesetze werden gleich zu Beginn seiner Abhandlung zunächst ohne die Notation eingeführt. Siehe Spencer-Brown 1969: 1 f.

diese Grenze von der Innenseite der so entstandenen Form wieder auf ihre Außenseite zurückkreuzt, landet man erneut beim unmarkierten Zustand. Man erhält einen anderen Wert – der Wert des Kreuzens entspricht dann nicht dem Wert eines nochmaligen Kreuzens. Die in der Gleichung vorgenommene Vereinfachung wird *Aufhebung* (*cancellation*) genannt.²² Auch hier ist es selbstverständlich möglich, die Gleichung von rechts nach links zu lesen, um eine Ausweitung des Bezugspunkts zu erreichen. In diesem Fall handelt es sich um *Kompensierung* (*compensation*), was einem Treffen einer sich selbst aufhebenden Unterscheidung aus einem unmarkierten Zustand heraus entspricht. Das korrespondiert mit der soziologischen Beobachtung problematischer Situationen, die durch hohe Einsätze und Infragestellung eingeschliffener Erwartungen, Routinen und Bindungen gekennzeichnet sind (vgl. Mische/White 1998). Solche Situationen sind momenthaft unbestimmt (unmarkiert) und eröffnen dadurch einen Raum von Bestimmungsmöglichkeiten, die zwar markiert werden, aber auf ihre eigene Arbitrarität und Kontingenz verweisen, mit anderen Worten also: Markierungen sind, die ihre eigene Aufhebung mitkommunizieren. Diese *breakdowns* sind der Stoff, von dem Ritualisierungen, Routinen, Verhandlungen und Konflikte genauso zehren wie Konversation oder Humor (vgl. Collins 1981: 992 f.). In solchen Situationen geht es weniger darum, die richtige Entscheidungsalternative zu wählen als vielmehr neue Möglichkeiten zu generieren, die das Problem nicht lösen, sondern auflösen (Winograd/Flores 1986: 147 ff.). Eine solche Genese und auch die anderen angedeuteten Phänomene lassen sich allesamt als Kompensationsformen im Sinne und im Rahmen einer Formtheorie untersuchen.

Diese beiden Möglichkeiten mit Unterscheidungen umzugehen, also kondensieren-konfirmieren (zählen) oder aufheben-kompensieren (ordnen), sind die beiden Grundgleichungen des Indikationenkalküls (Spencer-Brown 1969: 10 f.). Sie könnten den Eindruck erwecken, dass man nun auch soziologisch einfach in den Kalkül ein-

22 Diese Schreibweise des *law of crossing* in Form zweier ineinander verschachtelter Haken ist eine notationelle Konvention. Deshalb kann der Versuch nicht gelingen, von der Art und Weise der Notation auf die Operationen des Kreuzens und Zurückkreuzens über dieselbe Grenze zu schließen.

steigen kann, um damit etwas auszurechnen und auf diese Weise zu Ergebnissen zu kommen, wie sie auch der bewährte Einsatz anderer mathematischer Methoden in den Sozialwissenschaften produziert. Das ist nicht unbedingt ausgeschlossen, aber hier liegt noch viel Arbeit vor uns, um genau abschätzen zu können, welche Möglichkeiten sich hier bieten. Das dürfte deshalb auch eine der wichtigen, kommenden Aufgaben einer soziologischen Formtheorie sein. Allerdings ist »Ausrechnen« in einer ethnomethodologischen Theorie ohnehin weniger interessant, denn rechnen tun wir und die Gesellschaft in dieser Form schon längst, weil fortwährend gezählt und geordnet wird. Zählen bezieht sich auf das *law of calling* und meint einfach, dass ein Beobachter (Forscher genauso wie der Untersuchungsgegenstand selbst) Ereignisse unterscheiden und aufeinander beziehen kann. Ordnen bezieht sich auf das *law of crossing* und bedeutet, dass man nicht mehr nur mit Ereignissen rechnet, sondern mit Unterscheidungen, das heißt man beginnt auch mit den von jeder Unterscheidung mitproduzierten unmarkierten Zuständen zu rechnen und ist dementsprechend nicht einfach mit der Relation von Ereignissen beschäftigt, sondern mit der Frage der Möglichkeiten ihrer Ordnung; und all das ist ein Rechnen, weil Rechnen in einem allgemeinen Sinne nichts anderes als eine (in den seltensten Fällen rein numerische) Operation ist, die andere Operationen und auch dadurch generierte Identitäten/Objekte zählt, transformiert, modifiziert oder ordnet (vgl. Baecker 2004b, 2005b: 98 ff.; von Foerster 1973: 32 f.). Man rechnet also, wenn man den Indikationenkalkül verwendet, aber die Soziologie rechnet nicht allein, sondern ihre Gesellschaft rechnet mit. In einer Ethnomethodologie rechnet man daher nicht nur mit einem selbst rechnenden Gegenstand, was schon vertrackt genug ist, sondern auch damit, dass dieser Gegenstand zu allem Überfluss auch noch mit *derselben* Methode rechnet. Das ist die Zumutung der Ethnomethodologie, auf die man sich wohl oder übel einlassen muss, wenn man Formtheorie betreiben möchte.

Trotz allem kann man nach den dezidiert soziologischen Möglichkeiten des Indikationenkalküls fragen. Die vielleicht größte Hürde auf diesem Weg stellt die dritte Möglichkeit des Umgangs mit Unterscheidungen auf: das re-entry. Denn ein re-entry verhindert diese nette Kalkulationsmöglichkeit, durch die man in der Lage wäre, mit Unterscheidungen analytisch anders zu rechnen als dies empi-

risch geschieht. Sobald eine Unterscheidung qua re-entry selbstreferentiell wird, ist es auch mathematisch nicht mehr möglich, einen Ausdruck über Konfirmierung oder Kompensation so auszuweiten beziehungsweise über Kondensierung oder Aufhebung so zu simplifizieren, dass man zu einem eindeutigen Ergebnis kommt. Das gilt erst recht für die Soziologie. Formen kann man nicht ausrechnen. Wohl aber man kann sie benutzen, um zu zählen, zu ordnen und zu rechnen – schließlich lautet das Argument, dass Kommunikation genau das vollzieht: sich Form geben und Formen generieren, die sie möglich machen.²³ Der Indikationenkalkül wird genau an dieser Stelle zu einem Formkalkül.

Das alles wäre für sich genommen noch keine Hürde, könnte man die Unannehmlichkeiten eines re-entry vermeiden. Das ist analytisch durchaus möglich. Insofern man aber systemtheoretisch argumentiert, was hier geschieht, und davon ausgeht, dass der Gegenstand der Soziologie mindestens ein selbstreferentielles System, nämlich Gesellschaft, ist, das als Form immer schon im Modus des Wiedereintritts operiert und nur so möglich ist, führt eine Vermeidung von re-entries nicht viel weiter. Es wäre aber voreilig daraus zu schließen, dass es im Sozialen nur wiedereintretende Formen gibt.

23 Das ist das Einfallstor für Gesellschaftstheorie. Indem und weil die Kommunikation dies nämlich vollzieht, ist sie (in) Gesellschaft und Gesellschaft bestimmt wiederum, wie Kommunikation rechnen (zählen, ordnen) kann. »Die Gesellschaft ist Zahl, Ordnung und Wiedereintritt der Kommunikation. Sie wiederholt, bestätigt und verdichtet sich (Zahl); sie streicht und setzt sich als alternative Möglichkeit ihrer selbst (Ordnung); und sie erkundet den durch sie selbst geschaffenen Raum ihrer eigenen Möglichkeit (Wiedereintritt). ›Gesellschaft‹ ist ein Titel für diese drei Formen des Umgangs mit Kommunikation. Und jede dieser drei Formen ist eingebettet in die Beobachtung der Freiheitsgrade und ihrer Konditionierung. Immer wieder geht es um die Eröffnung eines Raums der Unterscheidung und die darin möglichen Bezeichnungen. Dementsprechend anspruchsvoll ist die Konstruktion einer Gesellschaftstheorie. Die Gesellschaft kann nicht mehr als Kosmos oder Chaos ihrer kommunikativen Möglichkeiten vorausgesetzt werden, sondern muss aus der Form der Unterscheidung von Kommunikation durch Beschreibung der Kommunikation als Operation entwickelt werden.« (Baecker 2005b: 104 f.)

Wichtig ist nur, dass man damit rechnen muss: dass alle Formen *wiedereintrittsfähig* sind. Die Gesellschaft ist ein System, das so beschaffen ist, wie es beschaffen ist, weil seine Strukturen genau auf diesen Umstand abgestimmt sind. Man muss re-entries also als kontingent begreifen und dementsprechend davon ausgehen, dass sie disponibel sind. Empirisch stößt man zum Beispiel durchaus auf Unterscheidungen, die gegen Wiedereintritte immunisiert werden. In vielen Kulturen (durchaus auch in der sogenannten »westlichen«) wird beispielsweise der Wiedereintritt von allem, was den Körper einmal verlassen hat, mit Verunreinigung in Verbindung gebracht und mithin tabuisiert. Das gilt nicht nur für Exkremente, sondern auch für Nahrung, Ejakulat, Blut, Nägel, Haare, Schweiß oder Speichel (Douglas 1966). Aber das heißt wiederum nicht, und die moderne Gesellschaft ist das beste Beispiel dafür, dass dadurch die Entstehung bestimmter Milieus oder Subkulturen verhindert wird, in denen dann genau das getan und zelebriert wird.

Das ist freilich ein Extrembeispiel.²⁴ Oft ist kein Verbot auszu-machen, das den Wiedereintritt einer Unterscheidung verhindert, sondern er bleibt aufgrund weitaus subtilerer Formen der Konditionierung aus, weil beispielsweise praktische oder pragmatische Gesichtspunkte wie Gewohnheit, Zeitknappheit oder Unangemessenheit dagegen sprechen. Man lässt Kommunikation dann einfach so laufen. Dennoch: Formen müssen zwar nicht zwingend wiedereintretende Formen sein, *aber sie sind immer Formen eines Beobachters und damit eines Systems, das sich über ein re-entry konstituiert*. Sie basieren also immer auf einem re-entry, dass die Reproduktion eines Systems ermöglicht. Selbst wenn man also empirisch auf Unterscheidungen stößt, deren Wiedereintritt nicht beobachtbar ist,²⁵

24 Aber vielleicht auch eins, das ein anderes Licht auf die wissenschaftstheoretischen Probleme mit einer durch Wiedereintritt induzierten Selbstreferenz wirft: Verunreinigung durch Tautologien und Paradoxien ist nicht oder nur in Ausnahmen zugelassen und möglichst analytisch zu bereinigen.

25 Für mehr als zahlreiche Beispiele dafür, siehe Zerubavel (1991) unter der Überschrift »The Rigid Mind«. Weil beispielsweise Sexualität, Kunst, Humor oder Drogen soziale Unterscheidungen und ihre Grenzen immer schon »fuzzy« gemacht haben, wurden (und werden) sie von einem rigiden Denken, so Zerubavel, gefürchtet und verabscheut.

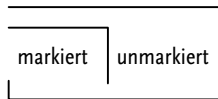
liegt ihnen ein re-entry zugrunde, was durch die Tatsache noch verschärft wird, dass man es stets mit Formen im Medium des Sinns zu tun hat. Und Sinn ist der gesellschaftliche re-entry-Effekt schlechthin (vgl. Luhmann 1997a: 44 ff.).

Das alles sind Probleme, die eine soziologische *Kalkulation* der Form sehr stark einschränken. Kommunikation bewegt sich immer schon inmitten von Attraktoren oder Eigenwerten ihrer selbst, ohne dass man irgendeinen Ursprung festmachen könnte, von dem aus sich eine Form eindeutig kalkulieren ließe. Aber Gleichungen höheren Grades haben durchaus mindestens eine Lösung: Sie generieren Zeit, um sich aus der Paradoxie, die sie auf diese Art und Weise erzeugen, herauszuwinden.

4.4 VERZEITLICHUNG

Das re-entry, also der Wiedereintritt einer Unterscheidung in das durch sie Unterschiedene (Spencer-Brown 1969: 54 ff.), ist das für die Soziologie und Systemtheorie wahrscheinlich fruchtbarste Instrument, das Spencer-Brown uns an die Hand gibt. Deshalb müssen seine Implikationen nun etwas genauer betrachtet werden. Die Notation des re-entry ist bereits bekannt. Der Vollständigkeit halber wird es hier unter Rückgriff auf die Ausdrücke notiert, die zur Einführung in die Notation benutzt worden sind (4.1.1-4.1.3):

Ausdruck (4.1.4)

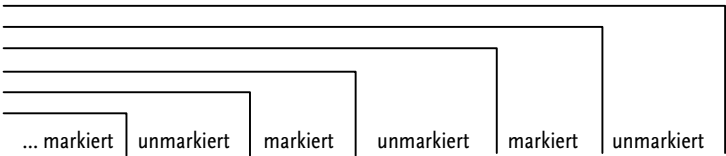


Ein »Fuzzy Mind« (das er mit einem moralischen Unterton propagiert) ist für ihn typisch für die moderne, westliche Zivilisation, die es mehr und mehr erlaubt und ermöglicht, Unterscheidungen unscharf, ambig und undeutlich werden zu lassen, sie also in unserem Sinne wiedereintrittsfähig macht.

Damit wird nun die Unterscheidung der beiden Seiten »markiert« und »unmarkiert« nicht nur als Unterscheidung markiert, so dass die Form selbst bezeichnet und wiederum von einer unmarkierten Seite unterschieden wird (4.1.2 und 4.1.3), sondern sie wird außerdem in sich selbst wieder eingeführt. Sie kommt in sich selbst wieder vor. Die Unterscheidung zwischen markierter und unmarkierter Seite wird in die Unterscheidung markiert/unmarkiert wieder eingeführt. Markierte und unmarkierte Seite: *beide* sind nun markiert *und* unmarkiert! Man kann unmöglich mit Gewissheit sagen, welche Seite nun markiert beziehungsweise unmarkiert ist und welche nicht. Die Eigenschaft der Konstante \sqcap , zwei Zustände oder Variablen eindeutig zu trennen, wird durch das re-entry partiell zerstört. Das ist weiter oben bereits als Subversion bezeichnet worden (ebd.: 62).

Der Ausdruck (4.1.4) ist lediglich eine verkürzte und elegantere Darstellung für folgenden Ausdruck:

Ausdruck (4.1.5)



Die Punkte im Inneren dieser Form zeigen an, dass die Form nach innen unendlich ist. Sie deuten ein Und-so-weiter an. Eine endliche Form, also ein Ausdruck mit einer abzählbaren Anzahl von Haken, wird durch ein re-entry in eine unendliche (im Sinne von: nicht abzählbare) Form transformiert.

Man stößt also auf eine Paradoxie – das Markierte ist das Unmarkierte – und eine dadurch erzeugte Unbestimmtheit der Form.²⁶ Das

26 Das ist keine Unbestimmtheit, die durch Unkenntnis der eine Form bestimmenden Faktoren erzeugt wird. Es ist mit anderen Worten kein Problem der Bestimmung unabhängiger Variablen, die die Form verursachen. Die Unbestimmtheit ist eine durch die Form selbst erzeugte Unbestimmtheit, die man nicht von außen tilgen kann, außer man hebt die Form, falls möglich, auf, mit dem Effekt, eine andere Unter-

hat bestimmte theoretische und methodische Konsequenzen. Es hat aber gleichsam keine praktischen oder empirischen Konsequenzen, denn was sich als Empirie und Praxis beobachten lässt *sind* die Konsequenzen solcher Paradoxien. Die soziale Welt ist anders gesagt voll von Paradoxien, die nicht mehr unmittelbar als solche erkennbar sind. Die strukturellen Phänomene, die soziologisch beobachtet werden, sind stets Formen der Entfaltung, des Umgangs, der

scheidung verwenden und *ihre* Unbestimmtheit in Kauf nehmen zu müssen. Indefinite Rekursionen, wie sie durch ein re-entry entstehen, zeichnen sich dadurch aus, dass das »primäre Argument«, die erste Beobachtung oder Kommunikation, die eine Form in die Welt gebracht hat, verschwindet (von Foerster 1976). Das gilt besonders für die Rekursivität sozialer Phänomene (vgl. Platt 1989), die sich zum Teil über längere Zeiträume verwirklicht und es erst recht unwahrscheinlich macht, eindeutige Zurechnungen von abhängigen und unabhängigen Variablen vornehmen zu können. Bei wiedereintretenden Formen kann man deshalb auch nicht herausfinden, wie sie begonnen haben, wo ihr Ursprung liegt, was ihre Ursache ist. Das gilt auch dann, wenn man in einem kausaltheoretischen Schema verweilt. Sobald zirkulär-kausale Prozesse im Spiel sind, ist eine Rückrechnung auf Gründe oder Ursachen eines gegenwärtigen Zustands nicht mehr möglich (Maruyama 1963; McCulloch/Pitts 1943). Fragen nach Faktoren, die zu Formen (Ereignissen, Identitäten, Phänomenen, Systemen etc.) führen und sie erklären, lassen sich nun nicht mehr mit der Selbstverständlichkeit stellen, in der man sie im Rahmen kausalistischer Forschung gestellt hat (vgl. Dupuy/Varela 1991). Diese Formulierung ist wichtig, denn man kann solche Fragen trotzdem stellen und je nach Forschungsinteresse kann es sogar sinnvoll sein, sie zu stellen, aber man weiß nun, dass dies nur unter der Voraussetzung des Treffens einer weiteren Unterscheidung (Ursache/Wirkung, Ursprung/Prozess/Jetztzustand) möglich ist, die genauso wenig vor Paradoxie, Unbestimmtheit, Zirkularität und Fraktalität gefeit ist. Unser aktuelles Problem einer durch ein re-entry induzierten Unbestimmtheit würde dadurch nur verschoben und man wäre wieder darauf verwiesen, das Treffen von Unterscheidungen selbst zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Das heißt Kausalität lässt sich zwar als Form und im Hinblick auf ihre verschiedenen Formen untersuchen, Formen sind selbst aber nicht kausal bestimmt.

Invisibilisierung ihnen zugrunde liegender Paradoxien. Ein einfaches Beispiel dafür ist Organisation als Produkt und Produzent von Entscheidungen (Luhmann 1988b, 2000b). Die Operation der Entscheidung offenbart bei genauerer Betrachtung gewisse Eigenarten. Es fällt zum Beispiel rasch auf, dass Entscheidungen nicht nur Entscheidungen über etwas sind, sondern sich ferner *als* Entscheidungen markieren. Entscheidungen kommunizieren also ihre eigene Kontingenz stets mit und machen sich somit unmittelbar als Kommunikation sichtbar, die auch anders hätte ausfallen können. Das führt zur Paradoxie, dass die Möglichkeit der Kommunikation von Entscheidungen zugleich ihre Unmöglichkeit vorführt. Denn was sollte jemanden veranlassen, sich einer Entscheidung anzuschließen oder ihr zu folgen, wenn es nur eine Entscheidung ist? Wie wird die permanente Rückfrage verhindert, dass man es auch anders machen könnte? Wie kann man sich derart explizit kommunizierter Kontingenz (oder gar Willkür) anschließen, damit arbeiten, sich damit motivieren? Eine (moderne) Antwort lautet: durch Organisation. Organisation ist so, wie sie ist, also mitsamt ihrer Hierarchie, Formalität, Stellendifferenzierung, Arbeitsteilung, Rationalität, ihrer Autorität und ihren Sachzwängen ein Ergebnis des permanenten Umgangs mit dieser Paradoxie. Die Paradoxie selbst verschwindet dadurch jedoch nicht. Sie wird vielmehr entfaltet und diese Entfaltung erzeugt ziemlich genau das, was Andrew Abbott (2001a) ein Fraktal nennt.

Damit gerät man mitten in die theoretisch-methodischen Konsequenzen des Wiedereintritts von Unterscheidungen. Soziale Fraktale sind ein Ergebnis der Entfaltung von Paradoxien. Aber die entscheidende Bedingung für jegliche Entfaltung der grundlegenden Paradoxie des Unterscheidens (das Markierte ist das Unmarkierte) ist die *Verzeitlichung*, die Genese von Zeit. Das ist der vielleicht eindrucksvollste Aspekt eines re-entry. Die Paradoxie eines Wiedereintritts würde Kommunikation nur dann blockieren, wenn man keine Zeit zur Verfügung hat. Der Witz des Indikationenkalküls ist nun, dass er bis zur Einführung des re-entry mathematisch tatsächlich zeitlos konzipiert ist – eine Möglichkeit, über die man soziologisch eigentlich nicht, oder nur analytisch, verfügt und überdies ein weiteres Indiz dafür, dass die Soziologie es immer mit mindestens einer wiedereintretenden Unterscheidung zu tun haben muss, weil die Prozesse und Strukturen, die sie beobachtet, Zeit bereits voraus-

setzen und nur in der Zeit möglich sind. Zeit fällt jedoch nicht vom Himmel. Sie wird nicht vom Mathematiker plötzlich als lebensweltliche, physikalische Wirklichkeit in Rechnung gestellt, sondern *Zeit ist eine Konsequenz des re-entry*. Durch Wiedereinführung einer Unterscheidung in sich selbst, beginnt sie zwischen ihren Werten hin- und herzuspringen. Man erhält ein alternierendes Muster:

... markiert-unmarkiert-markiert-unmarkiert-markiert-unmarkiert-markiert ...

Die Unterscheidung fängt an zu oszillieren (und zu memorieren). Das führt aus der Paradoxie hinaus und in einen imaginären Wert hinein, der jedoch als ein in der Zeit jeweils ereignishaft realisierter Wert durchaus real ist (Spencer-Brown 1969: 60 f.). Die auf diese Weise generierte Zeit ist eine vollkommen rudimentäre Form von Zeit, die noch nicht durch Unterscheidungen wie vorher/nachher oder Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft informiert wird, sondern einfach entsteht, indem die Bezeichnung eines der beiden Werte (wenn man der Einfachheit halber von einer zweiseitigen Unterscheidung ausgeht) automatisch dazu zwingt, zum anderen Wert zu springen (vgl. Spencer-Brown 1993). Die durch die Paradoxie entstehende Oszillation einer Unterscheidung könnte sich dementsprechend auch folgendermaßen veranschaulichen lassen:

... markiert [aber das Markierte ist das Unmarkierte] ALSO unmarkiert [aber das Unmarkierte ist das Markierte] ALSO markiert [aber das Markierte ist das Unmarkierte] ALSO unmarkiert [aber das Unmarkierte ist das Markierte] ALSO markiert [aber ...

Man kann erneut das Beispiel der Form des Gesprächs aufgreifen, um das empirisch weiter zu verdeutlichen. Das re-entry der Unterscheidung von Sprecher und Zuhörer erzeugt die Paradoxie, dass der Sprecher der Zuhörer ist und der Zuhörer der Sprecher.²⁷ Das ist empirisch nicht weiter problematisch, denn insofern ein Gespräch läuft, das heißt mit seiner Zeit arbeitet, fällt das nicht auf. Ein Gespräch ist sogar nur in und mit der Zeit möglich, das heißt indem es sich als Abfolge von Sprecher und Zuhörer realisiert, wenn man auch (wie bei jeder Unterscheidung) beachten muss, dass

27 Im Anhang findet sich eine Herleitung dieses Umstands mit Hilfe des Kalküls.

Sprecher und Zuhörer immer gleichzeitig aufgerufen werden und sich wechselseitig bestimmen. Kommunikation muss nun im Rahmen einer Gesprächssequenz immer wieder neu markieren, wer oder was gerade als Sprecher und wer oder was gerade als Zuhörer fungiert. Allerdings greift sie dabei nicht auf eine vorhandene, physikalisch gegebene Ressource »Zeit« zurück, sondern generiert durch bestimmte Muster der Abfolge von Sprecher und Zuhörer eine Eigenzeit.²⁸ An einem Gespräch kann man letztlich auch sehen, dass Zeitgenese nicht nur Oszillation, sondern eben auch Gedächtnis nach sich zieht. Das Gespräch erinnert, wer oder was unmittelbar vorher als Sprecher beziehungsweise Zuhörer markiert worden ist, sonst wäre keine Sequenzierung und demnach auch kein Gespräch möglich.²⁹ Wenn man nun meint, es beruhe doch

28 Das ist die soziologische Version der physikalischen Relativität, die uns gelehrt hat, Raum und Zeit von einem Beobachter abhängig zu machen. Vgl. dazu Latour 1988.

29 Die Genese von Zeit verweist mitunter auf Systembildung. Ein System ist schließlich nichts anderes als die (temporale) Reproduktion einer Unterscheidung im Kontext permanenter Störung. Dieser Zusammenhang wird an dieser Stelle nicht ausführlich diskutiert, aber das Zusammenspiel von Formkalkül und Systemtheorie ist hier verstreut ohnehin immer wieder ein Thema und wird auch bei Niklas Luhmann mehrmals deutlich herausgearbeitet (Luhmann 1990b, 1990c, 1993a, 1997a, 1997b). Nur zum Gedächtnis sind einige wenige Anmerkungen wichtig: a) Gedächtnis ist entgegen gängiger Vorstellungen kein Speicher. Wo sollte sich ein solcher Speicher der Kommunikation auch befinden? Kommunikation kennt nur die Realität ihrer aktuellen Operationen. Sie operiert nur in der Gegenwart. Gedächtnis kann deshalb nur eine Instanz sein, die sich an diesen Operationen selbst zeigt, durch sie aktualisiert wird und sie begleitet. b) Gedächtnis ist außerdem keine Sondereinrichtung, die nur aufgerufen wird, wenn man sie braucht. Ein re-entry erzeugt zwangsläufig Gedächtnis. *Jede* Operation eines Systems ist auf Gedächtnis angewiesen (Luhmann 1995c, 1997a: 576 ff.; Baecker 2004a). c) Ein Gedächtnis diskriminiert zwischen Vergessen und Erinnern (vgl. Esposito 2002). Das ist seine Form. Seine Hauptfunktion liegt im Vergessen, das heißt im Freimachen von Kapazitäten für weitere Operationen. Das mag auf den ersten Blick merkwürdig erscheinen. Doch man stelle sich einmal vor, ein Zweierge-

auf der Entscheidung eines Akteurs zu sprechen und sich damit unweigerlich als Sprecher zu markieren, der ignoriert schlichtweg zentrale Ergebnisse der Interaktionsforschung, die sich mitunter darüber den Kopf zerbricht, wie das überhaupt möglich ist, sich als Sprecher sichtbar zu machen (= *agency*) und sich darüber wundert und entsprechend untersucht, wie man beispielsweise von einem passiven Rezipienten zu einem aktiven Zuhörer gemacht wird (vgl. exemplarisch Goffman 1981; Gibson 2000). Es gibt keine *a priori* Eindeutigkeit dessen, wer oder was aktuell jeweils als Zuhörer/Sprecher fungiert. Wohl aber entwickeln sich bestimmte Strukturen der Interaktion, die als Erwartungen die Oszillation und das Gedächtnis der Kommunikation in einer Interaktion konditionieren, um zu einer solchen temporär bestimmbaren Eindeutigkeit zu kommen. Es sind diese Strukturen und die Gewöhnung, mit ihnen konfrontiert zu sein, die uns glauben machen, dass es immer eindeutig ist, wer zuhört und wer spricht. Die soziologisch vielleicht bekanntesten sind zum Beispiel: dass in jedem Moment nur einer spricht (*one-speaker constraint*); dass jemand nur in Ausnahmen vom Status eines nichtadressierten Rezipienten unmittelbar zum Status des direkt Angesprochenen wechselt (*participation shift*); dass Beiträge im Prinzip vorangegangene Beiträge aufgreifen, aber zugleich auch etwas neues hinzufügen müssen (*relevance*); dass man das eigene Gesicht wahrt und zugleich das des/der anderen schützt (*ritual*); und dass man zunächst eher leichte Themen erprobt, um das Risiko zu vermeiden, eine Frage oder Aufforderung zu formulieren, die nicht aufgegriffen oder schlicht ignoriert wird (*uptake vulnerability*) (Gibson 2000: 369 ff.). Außer der von klein auf vermittelten Erwartung, dass immer nur einer sprechen soll, inklusive ihres Derivats, diese Sprecher nicht zu unterbrechen, sind das selten explizit formulierte, normative Regeln der Interaktion. Niemand hat einem

sprach müsste immer *alles* Erinnern, was beide zuvor gesagt haben; dann käme man vor lauter Versuchen, das einigermaßen zu bewältigen, überhaupt nicht dazu, sich zu unterhalten. d) Gedächtnis braucht keine bewusste oder kommunizierte Entscheidung, dies oder das zu erinnern oder jenes zu vergessen. Das kommt schließlich, wie man aus eigener Erfahrung wissen kann, höchst selten vor. Auch ohne eine solche Entscheidung begleitet Gedächtnis aus Gründen der operativen Entlastung eines Systems jede seiner Operationen.

zum Beispiel jemals gesagt, dass man passive Teilnehmer in einem Gruppengespräch nicht unmittelbar adressieren darf und dennoch zeigt sich empirisch, dass dies nur äußerst selten der Fall ist (Gibson 2003).³⁰

Alle diese strukturierenden Erwartungen erlauben eine Orientierung im Gespräch, und zwar auch und gerade dann, wenn sie nicht erfüllt werden. Sie kondensieren an der Anforderung, die Unbestimmtheit jedes Gesprächs bestimmbar zu machen, ohne deswegen zugleich den Rest des Gesprächs oder andere Gespräche und Gesprächsverläufe mitzubestimmen. Sie ermöglichen die Entfaltung der Paradoxie des Gesprächs in jedem Moment, und zwar durch Konditionierung von Oszillation und Gedächtnis der Form. Und nicht zuletzt haben diese Konditionierungsmuster beziehungsweise Strukturen selbst eine Form, das heißt man hat es nicht mit Formen »hier« und ihren Strukturen »dort« zu tun, sondern mit Formen, die durch weitere Formen konditioniert werden. Der Zusammenhang solcher Formen ist selbst unbestimmt, aber zum Beispiel als Netzwerkform bestimmbar. Formen stehen also, so kann man sagen, in einem ökologischen Zusammenhang. Es ist folglich sinnlos, nach einem alle Formen koordinierenden Superzusammenhang zu suchen.³¹

30 Es könnte irritieren, dass hier unvermittelt Ergebnisse der Interaktionssoziologie aufgegriffen werden, um Strukturen der Form des Gesprächs zu benennen. Schließlich haben Interaktionen eine andere Form als Gespräche (vgl. zu Interaktion Baecker 2005b: 104 ff.; Luhmann 1997a: 813 ff.). Der Zusammenhang zwischen den beiden ist aber recht simpel: Das Gespräch ist eine der möglichen Formen (neben zum Beispiel Flirt, Besprechung, Seminar etc.) der Form der Interaktion. Ein Gespräch ist also immer eine Interaktion, aber nicht jede Interaktion verläuft in Form eines Gesprächs, sonst wären schon alle nichtsprachlichen Interaktionen keine Interaktion. Dieser Aspekt ist auch systemtheoretisch bedeutsam. Ein Gespräch ist eine Struktur der Interaktion und nicht unbedingt schon das Interaktionssystem selbst. Die soziologische Systemtheorie von Luhmann geht eben nicht analytisch vor, das heißt sie untersucht nicht einfach jeden Gegenstand, zum Beispiel ein Gespräch, als System. Mit Hilfe der Formtheorie tritt dieser Umstand nun prägnanter hervor.

31 Dieser Ökologiebegriff findet sich in seinen Grundzügen bereits in der Chicagoer Stadtsoziologie. Vgl. Park/Burgess/McKenzie 1925.

Man kann nur empirisch feststellen, dass und wie bestimmte Beobachter, zu bestimmten Zeiten und im Rahmen bestimmter Sachverhalte das möglicherweise so handhaben und erleben.

4.5 SELBSTÄHNLICHKEIT UND VERTEILTHEIT

Auch wenn man das Problem der Verzeitlichung immer nur als schon gelöstes Problem beobachten kann, weil sich sonst einfach nichts beobachten ließe, rückt dadurch eine Sensibilität für Ereignisse, Sequenzen und Prozesse ins Zentrum der soziologischen Analyse. Formen sind deshalb auch keine starren Gussformen oder generierte Zwei-bis-Vier-Feldertafeln (obwohl die Notationsweise einige dazu einladen mag, es so zu sehen), sondern stets dynamische Formen: es sind Strukturformen der Dynamik von Kommunikation. Mit dieser formbedingten Zeitlichkeit beziehungsweise Verzeitlichung von Unterscheidungen sind unmittelbar weitere Konsequenzen verbunden, denn re-entries generieren nicht nur Zeit, sondern darüber hinaus muss man beachten, dass Unterscheidungen und insbesondere re-entries von Unterscheidungen, also rekursive, sich wiederholende Prozesse, *nicht lokalisierbar und dennoch situiert* sind. Eine solche situierte Dislokalität ist im Wesentlichen ein Resultat der Selbstähnlichkeit und Verteiltheit von Unterscheidungen.

Das Interesse der Sozialwissenschaften für die aus der fraktalen Geometrie stammende Figur der Selbstähnlichkeit ist noch recht neu, hat aber das Potential, unsere Sicht auf soziale Phänomene grundlegend zu verändern (vgl. Turner 1997). Selbstähnlichkeit heißt zunächst einmal, dass Kommunikation – ihre Form und Formen – prinzipiell unabhängig von irgendeiner Größenordnung ist. Die Kommunikation von Unterscheidungen ist skaleninvariant. Geht man von Selbstähnlichkeit aus, gibt es anders gesagt keinen Grund, mit einer Unterscheidung von Mikro- und Makrokommunikation zu beginnen.³² Sie wird zu einer empirisch verwendeten (oder nicht verwendeten) Unterscheidung neben anderen. Das ist für die Soziologie, die sich mittlerweile voll und ganz auf diese Unterscheidung verlässt und mithin ihre Theoriebildung, Lehrstuhlbesetzung, Prü-

32 »The social is of one piece« heißt es dazu bezeichnend bei Stephan Fuchs (2001b: 31).

fungsordnungen und Modulhandbücher daran orientiert, verständlicherweise nicht unbedingt leicht nachzuvollziehen. Zunächst einmal scheint die Verwendung dieser Unterscheidung, die im Prinzip auf der Einführung einer Raum/Zeit-Achse basiert, empirisch evident zu sein. Kurzzeitige, flüchtige und sich auf wenigen Quadratmetern abspielende Phänomene haben dann eher einen Mikrocharakter, während die Beobachtung von großen Raumflächen (inklusive der sie bevölkernden Massen, Gemeinschaften oder Territorialgesellschaften) und langen Zeiträumen die Annahme nahelegt, dass man es mit einem Makrophänomen zu tun hat (vgl. Collins 1988: 385 ff.). Dennoch würde niemand bestreiten (auch Randall Collins weist darauf hin), dass es auf dem so entstehenden Mikro-Makro-Kontinuum letztlich auf den relativen Standpunkt eines Beobachters ankommt, ob etwas mikro oder makro ist. Ein Nationalstaat ist makro, aber aus Sicht des Weltsystems eher mikro. Modernisierung ist makro, aber genauso auch mikro, wenn man zum Beispiel Soziologen dabei beobachtet, wie sie Modernisierung konstruieren oder wenn man im Blick hat, wie Modernisierung empirisch in Familien betrieben wird (und nicht nur Auswirkungen auf Familien hat). Ein romantisches Abendessen ist mikro, aber im Hinblick auf die Reproduktion der Idee einer romantischen Liebe eher makro. Obwohl die Soziologie die Beobachterabhängigkeit dieser Unterscheidung durchaus sieht, zumindest wenn man derart darauf aufmerksam macht, scheint man nicht bereit zu sein, die entsprechenden theoretischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Vielmehr ist diese Unterscheidung im soziologischen Alltagsgeschäft voll objektiviert. Schließlich lebt ein Großteil der Soziologie mittlerweile mit (und von) der Frage, wie man das, was man jeweils »mikro« und »makro« nennt, konzeptionell miteinander verbinden kann.³³ Aber wenn sich mikro und makro nicht einfach vorweg fest-

33 Siehe beispielsweise den Band von Alexander et al. 1987. Aber diese Frage stellt sich eben nur, wenn man diese Unterscheidung trifft; und man darf skeptisch sein, ob die Soziologie dadurch wirklich etwas gewonnen hat. Es geht deshalb nicht darum, die nächste Idee der Verbindung von Mikro und Makro zu produzieren, sondern die Unterscheidung einfach fallen beziehungsweise überflüssig werden zu lassen (vgl. Abbott 2007c, Hilbert 1990, Latour 1996, Tilly 1997). Die soziologische Systemtheorie lehnt diese Unterscheidung im Übrigen ebenfalls

legen lassen, ist die Suche nach einer Verbindung sinnlos. Die empirische Frage müsste dann eher lauten, in welchen kommunikativen Zusammenhängen und aus welchen Anlässen Beobachter diese Unterscheidung verwenden. Denn wie jede andere Unterscheidung ist auch diese Unterscheidung ein Resultat und keine Bedingung von Kommunikation (vgl. Abbott 2001a; Fuchs 2001a; Latour 2007: 316 ff.).

Schaltet man auf Unterscheidung, Kommunikation und Relationalität um, wird die Unterscheidung zwischen mikro und makro theoretisch irrelevant – und gerade deswegen gewinnt man die Möglichkeit, empirisch zu untersuchen, wie Beobachter entsprechend Maßnahmen und bestimmte Mikro/Makro-Verhältnisse in Stellung bringen. Im Übrigen trifft man auch hier auf eine selbstähnliche, in sich selbst wiedereintretende Unterscheidung. Das Weltsystem ist makro, ein Nationalstaat darin mikro. Der Nationalstaat wiederum ist makro in Bezug auf Organisationen. In einer Organisation wiederholt sich dasselbe Spiel: der Makrobereich strategischer Entscheidungen und der Mikrobereich des operativen Alltagsgeschäfts oder des Flurfunks. Man kann das noch sehr weit führen und landet letztendlich wieder: beim System der Weltgesellschaft! Denn »Welt« ist kein Begriff, der räumliche Ausdehnung bezeichnet, sondern ist auf das fortwährende Mitführen und Anzeigen eines Welthorizonts in jeder sozialen Operation bezogen (Luhmann 1971b). Das »world system« ist also zugleich mikro und makro. Es ist nicht eindeutig lokalisierbar. Es wird lokal reproduziert, verweist aber zugleich immer auf einen nicht-lokalen Zusammenhang. Es ist so gesehen unmöglich, in einem dieser beiden Bereiche des Mikro oder Makro zu verweilen (Latour 2007: 316 ff.). Man springt immer von einem zum anderen.

Unser Gesprächsbeispiel verdeutlicht in einer etwas anderen Weise, nämlich weniger linear als das vorangegangene Kästchen-in-

ab. Deshalb hat es auch keinen Sinn, sie in dieses Schema zu pressen, um dann zu behaupten, dass sie eine reine Makrotheorie ist und keine Vorschläge formuliert, wie sich mikro und makro verbinden lassen. Wenn man sich auf die Herangehensweise der soziologischen Systemtheorie einlässt, erkennt man rasch, dass sowohl diese Sichtweise (»Makrotheorie«) als auch die damit verbundene Kritik das Problem verfehlen.

Kästchen-Spiel (Weltsystem-Nationalstaat-Organisation-Arbeit), wie Selbstähnlichkeit zum Phänomen der dislokalen Lokalität führt. Folgt man der üblichen Intuition, müsste man Gespräche im Mikrobereich verorten, denn insofern man eine euklidische Raum/Zeit-Metrik benutzt, sind sie offensichtlich zeitlich und räumlich stark begrenzt. Sobald man jedoch etwas genauer hinschaut, zeigt sich, dass es sich bei einem Gespräch offenbar um eine weltgesellschaftlich verankerte Form der Kommunikation handelt. Es finden nicht nur unzählige Gespräche gleichzeitig statt, die alle dieselbe Form der Unterscheidung von Sprecher und Zuhörer pflegen, sondern die minimale Form des Gesprächs ändert sich ferner auch dann nicht, wenn man einerseits ein diplomatisches Treffen von Spitzenpolitikern und andererseits familiäre Tischgespräche beobachtet. Und auch in Bezug auf die Form und Formen des Tischgesprächs selbst lässt sich letztendlich feststellen, dass diese Form des Gesprächs sich durch Familienformen und Schichtzugehörigkeiten der Teilnehmer hinweg trotz (und wegen) aller Variation selbstähnlich reproduziert (vgl. Keppler 2000).

Diese Beispiele zeigen, dass re-entries von Unterscheidungen jede Vorstellung von Ebenen unterlaufen. Das Soziale ist nicht in Ebenen unterteilt, wenn es auch zahlreiche Beobachter gibt, die mit Ebenenunterscheidungen arbeiten (wie ein Blick in jede Organisation rasch verdeutlicht). Mit sozialen Formen sind stets selbstähnliche Formen gemeint. Obwohl der Begriff der Selbstähnlichkeit bei Spencer-Brown selbst nicht auftaucht, ist doch ihr Grundgedanke auch im Formkalkül zu finden, und zwar an der Stelle, wo der Kalkül von endlichen auf unendliche Gleichungen (Rekursivität, re-entry) umgestellt wird. In diesem Fall versagen die (arithmetischen) Möglichkeiten der Beweisführung, mit denen es zuvor immer noch möglich war, eindeutig zu bestimmen, an welcher Stelle der Form man sich aktuell befindet, ob die Form also insgesamt auf den markierten oder den unmarkierten Zustand hinausläuft (Spencer-Brown 1969: 57 f.). Bei unendlichen Gleichungen ist eine Anwendung der beiden Axiome (dem *law of calling* und dem *law of crossing*) im Prinzip ausgeschlossen, weil ein re-entry eine unendliche Staffelung von Unterscheidungen erzeugt (siehe Gleichung 4.1.5). Die Bestimmung, in welcher Tiefe der Form man sich befindet (also zum Beispiel: ob die betreffende Unterscheidung auf Ebene des »Weltsystems« oder des Blickkontakts getroffen wird) und auch welche Seite man aktu-

ell bezeichnet, ist nunmehr unmöglich.³⁴ Das ist auch typisch für fraktale Unterscheidungen. Wenn ein Fraktal erst einmal operativ im Einsatz ist, verliert man rasch eine Vorstellung davon, wo man angefangen hat und wo man sich exakt befindet (vgl. Abbott 2001a: 28 ff.).³⁵ Das hat einschneidende Konsequenzen für die soziologische Theoriebildung, die sich nun darauf konzentrieren muss, solche wiedereintretenden Unterscheidungen zu bestimmen. Dadurch ge-

34 Das heißt, man kann noch nicht einmal eindeutig bestimmen, auf welcher Seite der wiedereingetretenen Unterscheidung man sich aktuell befindet, welchen Wert man also aktuell benennt. Das hängt damit zusammen, dass die Bezeichnung der einen Seite immer unmittelbar auf ihre andere Seite oder ihre unmarkierte Außenseite verweist, also zum Beispiel auf andere Sprecher, Zuhörer, Gespräche oder auf ganz anders geformte Kommunikation. Deshalb spricht Luhmann auch davon, dass ein re-entry *Sinn* als Form der Überschussproduktion erzeugt (vgl. Luhmann 1997a: 44 ff.). Diese Unbestimmtheit von Formen ist allerdings keine substantielle, absolute Unbestimmtheit, sondern eine relative, das heißt *Formen sind unbestimmt, aber durch einen Beobachter bestimmbar* (vgl. Baecker 2005b). Die Unmöglichkeit der eindeutigen Bestimmung ist aber nur eine *theoretische* Unmöglichkeit und *genau das macht diese Theorie so empfindlich für Empirie*. Denn auf diese Weise wird der Blick geschärft für die Formen der Konditionierung von durch Unterscheidungen eingeführten Freiheitsgraden, die spezifische Bestimmtheiten nahe legen und andere nicht. Sozialität erscheint auf diese Weise als Lösung des (selbstgenerierten) Problems der Unbestimmtheit.

35 Um im wahrsten Sinne des Wortes zu sehen, was gemeint ist, kann man sich Animationen von Mandelbrotmengen anschauen, von denen man viele im Netz findet. Siehe zum Beispiel http://www.fractalus.ch/animations/anima_btn_d.html. Lässt man diese Animationen einmal laufen, kann man nach kürzester Zeit schon nicht mehr sagen, auf welcher Ebene man sich befindet. Das Ebenenkonzept hat bei Fraktalen keinen Distinktionswert mehr. Es wird gleichsam entropisch. Was dagegen in den Vordergrund rückt, ist Zählen – denn wenn man zählen kann, so kann man auch sagen, wo man sich befindet. Aber das verweist wiederum nur auf einen Beobachter, der irgendwo anfängt zu zählen, und nicht auf irgendwelche Ebenen, weil es gerade bei sozialen Fraktalen keine letzte, oberste Ebene gibt, die sich objektiv für alle Beobachter festlegen ließe.

winnt man die Möglichkeit, auch scheinbar vollkommen unterschiedliche Bereiche miteinander zu vergleichen, weil man sie womöglich auf *eine* konstitutive, fraktale Unterscheidung zurückführen kann.³⁶ Daraufhin lassen sich dann wiederum verschiedene Formen des Umgangs mit den so identifizierten Unterscheidungen, sprich: verschiedene Formen ihrer Konditionierung, nachzeichnen und untersuchen – und so weiter. Eine formtheoretische Untersuchung ist also selbst fraktal. Das alte kybernetische Problem der »requisite variety« (Ashby 1956, 1958) wird damit gleichsam zu einem Problem der »requisite redundancy«: Theorie und Methode müssen nicht genauso komplex sein wie die Empirie beziehungsweise der Gegenstand, aber einander entsprechende Formen haben.

Trotz aller Brauchbarkeit des Begriffs der Selbstähnlichkeit, bleibt es letztlich ein Begriff, der Skalen oder Ebenen gleichsam unter der Hand mitliefert, um funktionieren zu können. Schließlich ist er für die Soziologie gerade deshalb attraktiv geworden, weil er die empirische Entdeckung auf den Begriff bringt, dass man auf verschiedenen Ebenen immer wieder auf dieselben Unterscheidungen stößt. Aufgrund dieser Restaffinität für Ebenen und Skalierung wird ihm der Begriff der *Verteiltheit* zur Seite gestellt, der die latent vorhandene Kästchen-in-Kästchen-Hierarchie der Selbstähnlichkeit heterarchisiert.³⁷ Fraktale Unterscheidungen sind nicht hierarchisch organisiert, sondern nachbarschaftlich, das heißt es kommt bei selbstähnlichen Unterscheidungen (also: Formen) zu einer gegenseitigen Bestimmung des durch sie Unterschiedenen, ohne das sich ein Kausalzusammenhang finden ließe, der ihre wechselseitige Bestimmtheit eindeutig festlegt.³⁸

36 Vgl. zum Beispiel das entsprechende Vorgehen bei Abbott (2001a, insbesondere S. 197 ff.).

37 Vermutlich ist Verteiltheit sogar nichts weiter als eine Fortführung von Warren S. McCullochs Idee der Heterarchie. Vgl. McCulloch 1945.

38 Vielleicht hilft es zur Veranschaulichung dieses Punkts ein wenig, an die unterschiedlichen Darstellungsformen unserer beiden methodologischen Formen im ersten Teil dieser Arbeit und an die Diskussion der Schwierigkeiten zurückzudenken, die mit der von Andrew Abbott gewählten hierarchischen Darstellung fraktaler Unterscheidungen einher gehen. Siehe oben Kapitel 3.1.

Bei der soziologischen Spezifikation des Begriffs der Selbstähnlichkeit ist zu beachten, dass man es bei sozialen Fraktalen nicht mit exakter, geometrischer Selbstähnlichkeit zu tun hat. Die Fraktalität einer sozialen Form ist vielmehr gerade dann gegeben, wenn sie immer wieder erkannt werden kann, obwohl sie permanent variiert wird.³⁹ Sie gewinnt ihre Robustheit gerade daraus, dass sie »Abweichungen, Ausnahmen, Ausrutscher, Fehler und Rauschen nicht nur zulässt und immer wieder einfängt, sondern sie zum Material ihrer Reproduktion macht« (Baecker 2005b: 263). Das geht jedoch nur, wenn Unterscheidungen sich verteilt reproduzieren, weil vermutlich nur so dieselbe Unterscheidung jedes Mal als eine andere erscheinen kann.

Verteiltheit heißt unter anderem, dass Kommunikation mehrere unterschiedliche Perspektiven verschiedener Alter Egos und Egos einrechnet. Sprecher und Zuhörer eines Gesprächs werden als solche identifizierbar, obwohl in Bezug auf ihr Verhalten und das Verhalten anderer vieles andere gleichzeitig geschieht, was sich dieser Form des Gesprächs nicht unmittelbar fügt und überdies permanent Sprecher und Zuhörer im Gespräch auftauchen, die sich von den physisch anwesenden Gesprächsteilnehmern (und physisch abwesenden Anwesenden) unterscheiden.⁴⁰ Dasselbe Problem der abweichenden Reproduktion von Formen, das hier unter dem Stichwort »Verteiltheit« behandelt wird, formuliert übrigens bereits Georg Simmel als Methodenproblem der formalen Soziologie. Auch er merkt an, dass es nicht auf die absolute Gleichheit der Formen bei verschiedenen Inhalten ankomme, sondern dass es immer nur eine annähernde Gleichheit sein könne und das dies auch ausreiche, um eine Form erst einmal für möglich zu halten (Simmel 1908: 27).⁴¹

39 Das erinnert nicht nur zufällig an das konstitutive Problem der Topologie, nach invarianten Strukturen kontinuierlicher Transformation zu suchen (Basieux 2000).

40 Diese Fragen werden in der Soziologie seit geraumer Zeit, wenn auch in anderer Stoßrichtung, unter dem Problem des *agency* oder auch der Zurechnung diskutiert (Meyer/Jepperson 2000; Schulz-Schaeffer 2007; siehe auch schon Weber 1921: 25 zu Vertretungsbeziehungen).

41 Aber im Gegensatz zu Simmel, der das Problem an dieser Stelle letztlich nur methodisch behandelt und deshalb Formen als Ergebnis der

Momentan fehlt es noch an einer stringenten theoretischen Ausarbeitung der Idee der Verteiltheit, und zwar obwohl es in der Soziologie letztendlich immer schon um diese Dimension der Verteiltheit des Sozialen geht.⁴² Das zeigen solche Begriffe wie »soziale Beziehung«, »Solidarität«, »Gesellschaft«, »Imitation«, »Intersubjektivität«, »System« oder »Interaktion« unmissverständlich an. Ein Formbegriff der Kommunikation ist nun in diesem Zusammenhang vor allem auch deshalb interessant, weil er den Blick auf selbstähnliche Verteiltheit womöglich feiner aufschlüsseln kann, als es mit bisherigen Begriffen möglich war. Um eine einfache, plastische Vorstellung der Verteiltheit von Kommunikationsformen zu bekommen, reicht es zunächst aus, mit der Vorstellung zu beginnen, dass an vielen unterschiedlichen Orten *gleichzeitig* dieselbe Unterscheidung verwendet wird. Luhmanns These, dass alles was geschieht, gleichzeitig geschieht, liefert also gleichsam die Ausgangsbedingung

Bildung eines Querschnitts oder der Betonung des Gleichmäßigen bei aller Unterschiedlichkeit der Erscheinungen versteht, folgen wir eher einer Anregung von Harrison White (1992: 13 und passim), der nicht nur methodisch, sondern auch empirisch argumentiert, und zwar dahingehend, dass verteilte soziale Formationen das Produkt einer permanenten Praxis des *Vergleichs* sind. Verteiltheit ist für ihn geradezu der Gegenbegriff von irgendeinem forschungsmethodisch zu bildendem Durchschnitt oder einer Schnittmenge verschiedener Phänomene.

- 42 Was man augenblicklich vor allem in der Techniksoziologie diskutiert. Dort wird beobachtet, dass eine Handlung immer auf verschiedene Aktivitäten und (menschliche wie auch nicht-menschliche) Instanzen verteilt ist. Demnach ist eine Handlung keine singuläre Einheit eines singulären Akteurs. Siehe Rammert/Schulz-Schaeffer 2002 und Rammert 2007, insb. S. 79 ff. und 167 ff. Dieser Punkt wird auch in Bezug auf Probleme der Feldforschung reflektiert (Czarniawska 1998: 19 ff., insb. S. 28). Die statistische Verteilung scheint im Übrigen eine Sonderform dieser Verteiltheit zu sein und Standardabweichung und Varianz wären dann die entsprechenden Maße, die im Rahmen einer möglichen Kombination von Stochastik und Formtheorie besondere Beachtung verdienen müssten. Für Harrison White entstehen über das *matching* beziehungsweise das Aneinander-abarbeiten unterschiedlicher Varianzen selbstreproduzierende soziale Strukturen, die er *interface* nennt (vgl. White 1982).

von Verteiltheit, aber zugleich auch die Erklärung für ihre Notwendigkeit (Luhmann 1990e). Doch damit wird Verteiltheit eher als Problem der Zeitdimension und nicht der dreidimensionalen Veräumlichung sichtbar.

Man kann sich zum Beispiel einen Prozess des Organisierens der Einfachheit halber als in einem Gebäude oder an mehreren Standorten ablaufend vorstellen. Der Unterschied, den die Organisation macht, wird dann nicht nur auf Leitungsebene produziert und aufrechterhalten. Ebenso wird in allen Büros und Werkhallen parallel, also gleichzeitig, mit und an der Unterscheidung der Organisation gearbeitet, ohne dass dieser Vorgang, aufgrund von Gleichzeitigkeit, zentral koordiniert oder gar kausal gesteuert werden könnte. Verteiltheit meint also weitaus mehr als eine rein euklidische Veräumlichung von Unterscheidungen (auch wenn das durchaus dazugehört). Jede Entscheidung, die eine Organisation trifft, rechnet gleichzeitig den Rest der Organisation mit in die aktuelle Entscheidung ein. Das muss nicht bewusst geschehen und setzt auch keine besondere Reflexionsfähigkeit voraus, denn man kann gleichzeitig an anderer Stelle getroffene Unterscheidungen ohnehin nicht kennen und sie auch nicht beeinflussen. Man stößt hier unter anderem auf Probleme der Kollektivität, die Ökonomen an Formen des Marktes schon immer fasziniert haben und die dazu auffordern zu fragen, wie ein Zusammenhang von stark verteilter, unterschiedlicher Information möglich ist, wie also ein Wissen über die Umstände verfügbar sein kann, obwohl ein solches Wissen nie an einem Ort in seiner Totalität vorhanden ist (Hayek 1945; Arrow 1974). Und man stößt auch auf das Problem der Kognition, das entgegen der landläufigen Vorstellung keinesfalls einen rein individuellen Vorgang beschreibt, sondern ein verteiltes Geschehen ist, das sich kaum auf Vorgänge innerhalb einzelner Individuen reduzieren lässt, sondern am ehesten als ein Rechenvorgang beschrieben werden kann, der sich in der verteilten Interaktion materieller, symbolischer und sensomotorischer Elemente realisiert, das heißt ohne Hinzunahme einer sozialen Systemreferenz unverständlich bleibt (Hutchins 1995).

Das gegenwärtig vielleicht stärkste Argument zur Verteiltheit des Sozialen formuliert Bruno Latour (2007: 299 ff.). Die Akteur-Netzwerk-Theorie stellt in Frage, dass das Soziale in mikro und makro unterteilt werden kann, aber bezweifelt wiederum in keinsten

Weise, dass empirisch zahlreiche Formen zirkulieren, die genau eine solche Bestimmung von »großen« und »kleinen« Ereignissen und Akteuren ermöglichen und vornehmen. Angesichts dieser Umstände schlägt Latour vor, zunächst konkrete Orte (zum Beispiel Büros, Gebäude, Tagungen, Meetings, Parlamente) auszumachen und aufzusuchen, in denen das scheinbare Makrophänomen produziert wird. Schaut man sich dort aber genauer um, so stellt man unumwunden fest, dass diese Orte auch nicht konkreter sind als das, was man als »strukturellen Kontext« oder als »makro« zuvor dort lokalisiert zu haben glaubte. Vielmehr ist das Lokale genauso Resultat sozialer Verknüpfungen wie das Globale. Das interessierende Phänomen (ob nun Gespräche, eine wissenschaftliche Theorie, eine technologische Entwicklung, Arbeitsabläufe in einer Organisation, die Verabschiedung eines Gesetzes etc.) ist stets auf mehrere nebeneinander liegende und gleichzeitige Orte verteilt. Jeder Ort gewinnt seine Bestimmtheit oder Konkretheit also nur durch einen Verweis auf andere Orte. Deshalb, so Latour, hat es keinen Sinn, sich auf einen bestimmten Ort zu konzentrieren, sondern man muss vielmehr auf die Verknüpfungen zwischen den Orten achten. Diese Verknüpfungen werden vor allem durch nicht-soziale, materielle Handlungsträger geleistet, zum Beispiel durch Kabel, Papier, Formulare oder Schilder. Deshalb ist die Intersubjektivität lokaler Interaktionen unzureichend, um ein Akteur-Netzwerk sichtbar zu machen. Hinzukommen muss Interobjektivität, die es möglich macht nachzuverfolgen, wie andere Orte, aber auch andere Zeiten, den aktuellen Ort mitbestimmen, also gleichsam lokalisieren (ebd.: 332 ff.). Sie macht also sichtbar, dass Orte delokalisiert und trotzdem lokalisierbar sind.

Was Latour beschreibt, entspricht ziemlich genau dem benannten Problem der lokalen Dislokalität von Formen. Das Soziale ist immer situiert und deshalb lokalisierbar (Abbott 1997). Es findet immer irgendwo, mit irgendwelchen Teilnehmern und zu irgendwelchen Zeiten statt, die ein Beobachter mehr oder weniger genau bestimmen kann. Aber ein Beobachter kann das nur, wenn dieses Soziale eine Form hat beziehungsweise Formen aufweist, die nicht so singular und einzigartig sind, dass man nicht mehr in der Lage wäre, sie in irgendeiner Form (und in ihnen irgendeine Form) wiederzuerkennen. Sie müssen mit anderen Worten verteilt operieren. Aus Sicht von Bruno Latour ist es dann nur konsequent, der Sozio-

logie zu raten, ausschließlich auf Verknüpfungen zu achten, die dann Akteure, Subjekte, Organisationen, Technologien, Handlungen, mikro oder makro hervorbringen.

Wir schließen uns diesem Vorschlag von Latour vollends, aber nicht kommentarlos an. Denn auch wenn von dem einfachen Fall ausgegangen worden ist, dass Sozialität sich räumlich verteilt reproduziert, sieht man mit Hilfe der unterscheidungstheoretischen Orientierung, dass die Möglichkeit Verknüpfungen zwischen Orten zu beobachten davon abhängt, *dass man Orte voneinander unterscheidet*. Ferner ist es möglich, Verknüpfungsoperationen etwas genauer zu bestimmen, nämlich als *Kommunikation*. Hier schließt sich im gewissen Sinne der Kreis, denn die Kommunikation von Unterscheidungen ist ja nichts anderes als dass, was hier die ganze Zeit bereits *Form* genannt wird. Mit der Akteur-Netzwerk-Theorie lässt sich nun aber zusätzlich betonen, dass Form, und mit ihr: Kommunikation, nicht bloß eine theoretische Idee oder ein Formalismus ist, die im Gegensatz zur harten Realität materieller Verhältnisse steht, sondern ein empirischer Begriff, der lebende wie auch tote Materialität einschließen kann. Es mag nur ein glücklicher Umstand sein, dass der einzige strikt operativ gefasste Begriff in Latours gesamter Darstellung der Infrsprache seiner Akteur-Netzwerk-Theorie der Begriff der Form ist. Bei aller Differenz, die sich zu dem hier vertretenen Standpunkt auch konstruieren lässt: Im Lichte einer Formtheorie wird seine Idee von Form, die er zudem noch mit einem, wenn auch sparsamen, Informationsbegriff verknüpft, zu einem mehr als interessanten, schwergewichtigen Argument:

»Sobald wir uns darauf konzentrieren, was von Ort zu Ort zirkuliert, ist der erste Typ von Entitäten, der in den Fokus gerät: *Formen*. [im Englischen interessanterweise auch im Sinne von Formular; siehe die dortige Fußnote des Übersetzers, AK] Nur wenige Wörter sind mehrdeutiger, und doch ist dies die Art von Gegenstand, den uns der Wechsel in der Sozialtheorie in neuem Licht zu sehen erlaubt. Gewöhnlich wird Form nicht in einem materialen, sondern formalen Sinn verstanden. [...] Eine Form ist einfach etwas, das es erlaubt, etwas anderes von einem Ort an einen anderen zu transportieren. Form wird damit zu einem der wichtigsten Typen von Übersetzungen. Eine solche Verlagerung vom Ideellen zum Materiellen lässt sich auf den heutzutage so wichtig gewordenen Begriff der *Information*

erweitern. Eine Information zu liefern ist eine Handlung, die darin besteht, etwas in eine Form zu bringen. Doch jetzt gewinnt das Wort eine sehr banale, praktische Bedeutung: es kann ein Papierschnipsel sein, ein Dokument, ein Bericht, ein Konto, eine Karte, was auch immer erfolgreich die unglaubliche Großtat vollbringt, eine Stätte ohne Deformation, aber mit massiven Transformationen an eine andere zu transportieren.« (Latour 2007: 386 f.; Hervorhebungen im Original)

Form und Information, das wird hier immer deutlicher, lassen sich unmöglich lokalisieren. Sie zirkulieren permanent. Wenn man sie zu greifen glaubt, sind sie schon wieder woanders. Der kybernetischen Systemtheorie ist dieses Phänomen nur zu bekannt. Für Gregory Bateson ist die Nichtlokalisierbarkeit von Information immer schon eines der hartnäckigsten Probleme der Kommunikationstheorie und Neurophysiologie gewesen – das aber seiner Meinung nach bearbeitbar wird, wenn man von Begriffen der Form, des Musters oder der Redundanz ausgeht (Bateson 1972: 414).⁴³ Form und Information, oder, wie er später ausführt, Differenz (ebd.: 454 ff.), sind nicht lokalisierbar, weil es Variablen sind, die keine physikalischen Dimensionen aufweisen, also zum Beispiel nicht im Hinblick auf Masse, Länge, Zeit, Kraft oder Energie bestimmt und beschrieben werden können. Sie haben »zero dimensions« und können deshalb, genauso wie Kontrast, Konformität, Häufigkeit oder Symmetrie, nicht lokalisiert werden:

»The contrast between this white paper and that black coffee is not somewhere between the paper and the coffee and, even if we bring the paper and coffee into close juxtaposition, the contrast between them is not thereby located or pinched between them. Nor is that contrast located between the two objects and my eye. It is not even in my head; or, if it be, then it also must be in your head. But you, the reader, have not seen the paper and the coffee to which I was referring. I have in my head an image or transform or name of

43 Er führt den Formbegriff an dieser Stelle als Unterscheidung von Nachricht und Referenz ein und verwendet ihn in gewissem Sinne äquivalent zu Begriffen wie Redundanz, Muster oder Information. Insofern verwundert es nicht, dass auch er sich später für Spencer-Browns Formkalkül interessiert hat. Auf den Zusammenhang von Redundanz, Information und Form komme ich im sechsten Kapitel zurück.

the contrast between them; and you have in your head a transform of what I have in mine. But the conformity between us is not localizable. In fact, information and form are not items which can be localized.« (Ebd.: 414 f.)

Angesichts der Beobachtung, dass Formen und Information nicht lokalisierbar sind, sich empirisch aber niemand davon abhalten lässt, sie dennoch immer wieder zu lokalisieren, verweist das Problem der Lokalisierung von verteilten, selbstähnlichen Formen zugleich auf das damit verbundene Forschungsprogramm: die Selbstbestimmung der Kommunikation. Wie kommt es empirisch jeweils zu einer Bestimmbarkeit dieser prinzipiellen Unbestimmtheit von Kommunikation, also zur Bestimmbarkeit ihrer Orte, Zeiten, Akteure, Handlungen, Kontexte, Themen oder Tatbestände? Die Antwort auf diese und ähnliche Fragen ist nur ein weiterer Versuch, einer sozialen Ordnung auf die Spur zu kommen, die alles andere als selbstverständlich ist.

4.6 KYBERNETISCHE ERKLÄRUNG

Das Theorem der situierten und selbstähnlichen Verteiltheit ist für eine soziologische Formtheorie von zentraler Bedeutung. Deshalb haben wir ihm diesen Raum geben müssen. Insofern Sozialität sich empirisch verteilt reproduziert, hat man mit dem Formbegriff eine theoretisch-methodische Vorrichtung zur Hand, um sie erfassen zu können. Umgekehrt gilt natürlich dasselbe: Wenn man mit einem Formbegriff arbeitet, kann man Sozialität nur so erfassen. Jedoch verfallen wir hier nicht einfach einer »fallacy of misplaced concreteness« (Whitehead 1925: 50 ff.), das heißt es handelt sich nicht einfach um einen Schluss vom Begriff der Form auf seine empirische Existenz. »Form« eignet sich für diese Art des Fehlschlusses schon deshalb nicht, weil es kein bloß für analytische Zwecke gebildeter Begriff, sondern unmittelbar an konkreten Unterscheidungsgebrauch geknüpft ist. In diese Falle kann man nämlich nur dann tapen, wenn man davon ausgeht, dass Wissenschaft konkrete Phänomene außerhalb ihrer selbst erklärt und unbeachtet lässt, dass es sich immer um die Beschreibung eines Beobachters handelt, der ein Phänomen auf bestimmte Art und Weise unterscheidet und entsprechend beschreibt. »Concreteness« also ja, aber eben nicht: »misplaced«.

Dem Beobachter wird unmittelbar im Anschluss noch ein ganzes Kapitel gewidmet. Aber vorher stellt sich noch die Frage, inwiefern die Bestimmung und Untersuchung von Formen der Kommunikation Erklärungen liefern können. Zugegeben, diese Frage stellt sich eigentlich nur deshalb, weil die Sozialwissenschaften zumeist energisch einem bestimmten Erklärungsprogramm folgen, das letztendlich nur Kausalerklärungen gelten lässt (vgl. Esser 1993, Opp 2002; Stinchcombe 1968). Folgt man diesem klassischen Programm, erklären soziale Formen natürlich gar nichts. Aber das ist gerade ihre Stärke, wenn es um Möglichkeiten der Erfassung von Komplexität geht. Insofern man auf eine Form- beziehungsweise Kommunikationstheorie setzt, wird man also entweder auf Erklärungen verzichten oder anderen Formen der Erklärung den Vorrang geben müssen. Bruno Latour steht für ersteres, Gregory Bateson für letzteres. Beide Vorschläge verdienen Beachtung, es geht also nicht um eine Abwägung der jeweiligen Vor- und Nachteile oder gar um eine Präferenz. Der Punkt, auf den es hier ankommt, ist die Oszillation zwischen den beiden, der imaginäre Wert des Sowohl-als-auch und des Weder-noch. Interessant ist wie immer die Unterscheidung, nicht die Verschiedenheit.

Schaut man bei Latour genauer hin, so steht außer Frage, dass sein Verzicht auf Erklärungen interessanterweise nicht auf Erklärungen verzichtet, sondern gegen das darin waltende Prinzip der Kausalität gerichtet ist (Latour 2007). Er liefert eine Erklärung für den Verzicht auf Erklärungen, aber offensichtlich hat diese Erklärung nicht die Form, wie man sie im Anschluss an Hempel und Oppenheim lehrt und normativ erwartet. Latour sagt nicht positiv, worin seine Erklärung besteht, sondern argumentiert negativ, indem er versucht, die Form der kausalistischen Erklärung *ad absurdum* zu führen.⁴⁴ Das bringt ihn schließlich zu der Behauptung, dass Erklärungen nur Markierungen für unvollständige Beschreibungen sind, das heißt, an der Stelle, wo eine Erklärung eingefügt wird, wird man daran erinnert, dass die Beschreibung noch nicht abgeschlossen ist. Eine Erklärung wird demnach überflüssig, wenn eine vollständige Beschreibung eines Phänomens gelingt. Aber

44 Die logische Beweisführung eines *reductio ad absurdum* ist für Gregory Bateson (1972: 406 f.) vergleichbar mit der Form der kybernetischen Erklärung. Offenbar verwendet Latour kybernetische Erklärungen.

wann ist eine Beschreibung eigentlich vollständig? Latours diesbezügliche Haltung lässt sich in zwei Punkten zusammenfassen: Ein Bericht ist vollständig, wenn der Abgabetermin oder die maximale Seitenzahl erreicht ist; und, was entscheidend für die Qualität eines Berichts ist, wenn man ein Phänomen als Netzwerk sichtbar und damit nachvollziehbar gemacht hat, das heißt genauer, wenn »das Ereignis des Sozialen sich bis zum Ereignis des Lesens verbreiten kann, durch das Medium des Textes« (ebd.: 231; Hervorhebungen im Original). Auch wenn sich klassischen Methodologen hier die Haare sträuben, darf man nicht vergessen, dass dies keinesfalls bloß die idiosynkratische Position eines verrückten Franzosen ist. Beim Organisationsforscher Karl Weick finden sich beispielsweise ähnliche Überlegungen. Theoretisieren entspricht einer Praxis des *sensemaking*, bei der es nicht darum geht, etwas zu erklären, sondern unter anderem darum, Plausibilität zu erzeugen (Weick 2005). Auch in der Ökonomie ist dieser Gedanke alles andere als unbekannt (McCloskey 1983; Black 1986), wenn auch mit Sicherheit nicht unbedingt weit verbreitet oder gar beliebt. In der Soziologie ist es nicht zuletzt erneut Andrew Abbott, der in dieser Hinsicht mit der Empfehlung überrascht, Lyrik als Textgattung in das sozialwissenschaftliche Repertoire aufzunehmen. Eine lyrische Soziologie arbeitet daran, bei ihren Lesern die Erfahrung einer sozialen Entdeckung wiederherzustellen (Abbott 2007). Eine Beschreibung kann also eine Erklärung im klassischen Sinne entbehren, wenn sie es schafft, den Beobachter (Leser) dazu zu bringen, das Beschriebene nachzuerleben. Dadurch wird der Bericht, in der vielleicht etwas unglücklichen Wortwahl von Latour, vollständig. Vielleicht sollte man besser sagen: selbständig, denn nun braucht er keine (kausale) Erklärung mehr, um etwas erklären zu können. Es genügen dichte Beschreibungen (Geertz 1973).

Dieser eher dekonstruktiven Formulierung, die Erklärungen verabschiedet, um zu einer anderen Form der Erklärung zu gelangen, die man üblicherweise nicht als Erklärung gelten lässt, kann man mit der Form der kybernetischen Erklärung eine konstruktive Formulierung hinzufügen (Bateson 1972: 405 ff.). Eine kybernetische Erklärung ist im Gegensatz zu einer Kausalerklärung negativ. Man fragt also nicht nach Gründen für, sondern nach *Einschränkungen* von Ereignissen und Sequenzen. Damit sind jedoch anders gelagerte Einschränkungen gemeint, als die damit durchaus verwandten

und sofort in den Sinn kommenden Restriktionen und Opportunitäten, von denen in einem handlungstheoretischen Rahmen die Rede ist (vgl. Esser 2000). Die Einschränkungen liegen nicht im Akteur und auch nicht in der Situation, sondern sind der *Interaktion* zwischen Akteur und Situation geschuldet. Keine Situation ist, wie sie ist, unabhängig von den Akteuren, die sie schaffen, und kein Akteur ist ein Akteur, ohne dass die Situation einen Akteur aus ihm macht. Das würde vermutlich auch keine Handlungstheorie wirklich bestreiten. Der Unterschied liegt jedoch darin, wie man mit dieser Einsicht weiter verfährt und welche Konsequenzen man für die Soziologie daraus zieht. Offensichtlich hat man es mit Einschränkungen zu tun, die derart beschaffen sind, dass sie dafür sorgen, dass (subjektive) Akteure und (objektive) Situationen aus ihnen hervorgehen. Wenn die Einschränkungen für beides verantwortlich sind, für die Akteure und die Situation, für Handeln und Erleben, dann wird man hier auch nach den Rätseln der Sozialität forschen müssen. Deshalb spricht vieles dafür, sich auf diese Einschränkungen zu konzentrieren, die überdies nicht einfach einen vorhandenen Möglichkeitsraum verkleinern, sondern ihn überhaupt erst erzeugen. Dieser Typ von ermöglichenden Einschränkungen ist nichts anderes als Kommunikation (vgl. Baecker 2005b). Es sind also nicht vorhandene Restriktionen, die die Handlungsmöglichkeiten eines Akteurs einschränken, sondern Kommunikation ist die Art von Restriktion, die Akteure überhaupt erst hervorbringt. Man kann auch weiter gehen und fragen, welche Restriktion dafür sorgt, dass eigentlich nur Menschen als vollwertige Akteure berücksichtigt werden. Wie konditioniert sich Kommunikation eigentlich selbst in einer Form, die es pathologisch erscheinen lässt (außer in speziellen Kreisen, Zeiten, Situationen), wenn man versucht, Bäume, Autos, Steine, Computer, Geister oder »die« Natur als Gesprächspartner anzuerkennen?

Untersucht man die Form und die Formen der Kommunikation, ist es nach alledem allerdings nicht zusätzlich erforderlich, eine kybernetische Erklärung hinzuzufügen, um die Untersuchung zu komplettieren. Formen der Kommunikation *sind* kybernetische Erklärungen. Das deckt sich auch mit den beiden Kategorien von Einschränkungen, die Bateson ausführlich behandelt, nämlich Feedback und Redundanz (Bateson 1972: 409 ff.). Feedback erinnert an den systemtheoretischen Rahmen, der den Beobachter in die Überlegungen mit hinein Holt (Kapitel 5) und Redundanz ist ein Begriff, der

sowohl für Kommunikation als auch für Sinn und Information (Kapitel 6) eine wesentliche Rolle spielt.

Die Bestimmung von Formen, die *immer* beobachtete und kommunizierte Formen sind, ist letztendlich Bedingung der Möglichkeit einer Anfertigung selbständiger beziehungsweise dichter Beschreibungen. Formen liefern solche Beschreibungen nicht von selbst, aber sie sind eine Beobachtungsmethode, die die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die Beschreibung eines Beobachters dem Beobachter einer Beschreibung ermöglicht, das Ereignis oder Phänomen für sich neu zusammenzusetzen, so dass der jeweils erzeugte Eindruck nach-erlebbar wird oder zumindest vergleichbar ist. Man kann dazu mit Abbott auf lyrische Beschreibungen setzen oder man bedient sich mit Spencer-Brown der Injunktion, die für ihn noch vor der Beschreibung die primäre Form der mathematischen Kommunikation bildet (Spencer-Brown 1969: 77 f.): Der Geschmack eines Kuchens oder der Klang eines Musikstücks entzieht sich der Beschreibung, das heißt, trotz der prinzipiellen Möglichkeit, viel darüber zu erzählen, wird man dadurch nicht in die Lage versetzt, den Geschmack oder den Klang zu erleben oder zu reproduzieren – es sei denn durch Lyrik oder durch eine Menge von Anweisungen an einen Beobachter, zum Beispiel durch ein Rezept, eine Partitur oder eine Notation, wie sich das Phänomen reproduzieren lässt.

5. Beobachter und Beobachtung

5.1 KÖNIGS BEOBACHTUNG

Die Soziologie pflegt ein zwiespältiges Verhältnis zur Beobachtung. Einerseits wird Beobachtung als universelle Grundlage jeglicher Forschung anerkannt, andererseits aber auch wieder rasch in die eher marginale Rolle einer nur methodischen Technik gedrängt. Schon in den 1960er und 1970er Jahren gab es deshalb Beschwerden, dass es an einer Theorie der Beobachtung fehle (vgl. Grümer 1974). Die wichtigsten Neuerungen zur Technik der Beobachtung und zu möglichen Typen (offen/verdeckt, teilnehmend/nicht-teilnehmend etc.), aber auch zentrale Diskussionen der damit verbundenen Probleme, wie zum Beispiel zur Reaktivität von Beobachtung, stammen aus jener Zeit. Seitdem ruht die Entwicklung einer Theorie der Beobachtung. Lehrbücher systematisieren oder variieren jeweils nur auf unterschiedliche Art und Weise, was im Wesentlichen bereits seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts bekannt ist.

In den vorangegangenen methodologischen Überlegungen sind bereits die Operation der Beobachtung, ihre Form und ihre Nähe zum Kommunikationsbegriff vorgestellt worden. Dieses Kapitel setzt diese Betrachtungen voraus, bereitet aber zugleich auch den Boden, auf dem diese Betrachtungen in der soziologischen Forschung Früchte tragen können. Wer hier jedoch den Entwurf einer für Methodenlehrbücher kompatiblen Theorie der Beobachtung erwartet, wird vermutlich enttäuscht werden. Es geht weiterhin um eine Formtheorie der Kommunikation. Doch immerhin gilt es diesbezüglich festzuhalten, dass die Formtheorie vollkommen von Beobachtung abhängig ist. Ihre Beobachterabhängigkeit ist absolut, denn jede Form ist ausnahmslos eine Form der Beobachtung eines Be-

obachters. Das ist aber weniger problematisch, wenn man weiß, dass sie genau deshalb auch vollkommen empirieabhängig wird. Nicht nur deshalb ist es hilfreich, zu Beginn einige beobachtungstheoretische Fäden aufzugreifen, die René König in seinem Beitrag für das von ihm herausgegebene Handbuch der empirischen Sozialforschung gesponnen hat (König 1973b). Dieser bisher letzte, und im Hinblick auf seinen theoretischen Anspruch wohl auch einzige, soziologische Versuch, eine Theorie der Beobachtung zu entwerfen, erweist sich hinsichtlich seines Gespürs für grundlegende Probleme einer solchen Theorie nämlich als kompatibel mit der hier vorgestellten Theorie der Beobachtung auf Grundlage der Kybernetik zweiter Ordnung.

René König startet seine Überlegungen mit der Unterscheidung von naiver und wissenschaftlicher Beobachtung. Er gewinnt daraus seine grundlegende Problemstellung, an die spätestens seitdem in methodischen Einführungen immer wieder erinnert wird: wie sich Beobachtung so konditionieren lässt, dass sie zu einer wissenschaftlich brauchbaren Beobachtung wird. Seine Antwort, die er im Folgenden systematisch ausarbeitet, lautet zunächst: durch »*planmäßige Schärfung* unserer Sinneswahrnehmungen vermittels [...] Beobachtungstechniken« (ebd.: 1; Hervorhebungen im Original). Da es sich sowohl bei naiver als auch bei wissenschaftlicher Beobachtung um *Beobachtung* handelt, greift er dann auf die gestalttheoretische Unterscheidung von Figur und Grund zurück, um die konstitutive Differenz der Beobachtung zu gewinnen. Beobachtung ist, so König, Gestaltbeobachtung; und eine Gestalt ist die Differenz von Figur und Hintergrund, wobei sich die Figur der Wahrnehmung aufdrängt, während der Hintergrund eigentümlich diffus bleibt.

Schon in dieser Art des Anfangs fallen zwei Dinge sofort auf. König begreift Beobachtung als einen Typ von Wahrnehmung, wenn er sie nicht sogar mit Wahrnehmung gleichsetzt; und sein Ansatzpunkt ist differenztheoretisch. Das heißt, man muss Königs Beobachtungsbegriff nur von der Vorstellung lösen, dass es sich ausschließlich um eine Wahrnehmungsleistung handelt, um genau diejenige Abstraktion zu erreichen, zu der die Kybernetik zweiter Ordnung und mit ihr die Formtheorie einladen. Beobachten heißt dann: eine Differenz setzen, und zwar noch nicht einmal eine bestimmte Differenz (zum Beispiel Figur/Grund), sondern irgendeine Differenz. Die Operation, die eine Differenz in die Welt setzt, ist ziemlich vo-

raussetzungslos, ja geradezu leicht, man muss nur irgendetwas bezeichnen – denn indem man es bezeichnet, hat man es schon unterschieden. Dazu muss man nicht wahrnehmen können. Wahrnehmung ist ein neurophysiologisches Privileg, Beobachtung dagegen einfach ein Prozessieren von Bezeichnungen auf Basis einer Unterscheidung. Wahrnehmung ist, solange sie läuft, kontinuierlich, Beobachtung dagegen diskontinuierlich. Sie ist, mit anderen Worten, im Gegensatz zu Beobachtung nicht dekomponierbar (vgl. Merleau-Ponty 1946).

Anstatt Feldforscher nur daran zu erinnern, dass man auch mit allen anderen Sinnen und nicht nur mit dem Sehsinn beobachten kann (Flick 2007: 283), müsste man sie so gesehen viel dringlicher daran erinnern, dass sie nicht nur beobachten, sondern auch wahrnehmen sollen. Natürlich können sie als Organismen nicht anders. Der Punkt, auf den ich hinaus will, ist, dass einzig ein Gespür für die Differenz von Wahrnehmung und Beobachtung angemessen würdigen kann, was beide jeweils leisten. Das Fallenlassen der Prämisse, dass für Beobachtung Wahrnehmung erforderlich ist, wertet letztere nicht ab, sondern vielmehr auf. Womöglich sind wir allzu schnell als Beobachter unterwegs, vor allem bei systematischer und geschulter Beobachtung mit Hilfe von Kategoriensystemen¹ und sind zu selten in der Lage, bloß wahrzunehmen, um darüber zu überraschenden und deshalb informierenden Beobachtungen zu kommen. Für die Aufzeichnung selbst, genauso wie für die Codierung und Aufbereitung von Wahrnehmung und Beobachtung in Form von Text, kann man dann lediglich auf den Modus der Beobachtung zurückgreifen, zumal es um die wissenschaftliche Verwendung entsprechend konstruierter Daten geht, das Ganze also auf Kommunikation abzielt und Kommunikation im Unterschied zu Bewusstsein nur beobachten, aber eben nicht wahrnehmen kann.

Die Aufforderung, nicht zu beobachten, sondern bloß wahrzunehmen, ist gewiss paradox. Der Versuch, das zu tun, unterläuft sich selbst. Die Soziologie wäre ohnehin nicht gut beraten, ausschließlich auf Wahrnehmung zu setzen, weil Sozialität im Prinzip nicht wahrnehmbar ist (König 1973b: 6), was nur ein weiteres Argument

1 Siehe zur Konstruktion von Kategorien- und Ratingsystemen für Beobachter zum Beispiel Schnell/Hill/Esner 1989: 359 f. und Weick 1968.

dafür ist, Beobachtung gerade nicht von Wahrnehmung abhängig zu machen.

Diese Darstellung der Unterscheidung von Beobachtung und Wahrnehmung impliziert natürlich, dass Wahrnehmung selbst nicht unterscheidungs basiert abläuft, weil man sie andernfalls auf Beobachtung reduzieren könnte.² Eine solche Reduktion ist durchaus attraktiv, aber vielleicht lässt sich mit einem Zögern zunächst mehr erreichen. Hier kann es daher einzig und allein darum gehen, diese Fragen aufzuwerfen, sie gleichsam als Problem zu markieren. Die Soziologie kann sie unmöglich allein beantworten. Sie wird weiter auf eine mit der Systemtheorie begonnene Anbindung an kognitionswissenschaftliche Entwicklungen setzen müssen.

Schon die Konsultation der unmittelbaren Anfänge von Königs Theorie der Beobachtung zeigt, dass ihre Kombination mit einem Formbegriff der Unterscheidung nahe liegt. Es würde sich lohnen, den ganzen Text von König derart zu beobachten. Ich möchte an dieser Stelle allerdings nur noch zwei weitere Punkte ansprechen, und zwar die Paradoxie des Beobachtens, aus der König letztlich seine Kriterien für die Schärfung der Beobachtung für Zwecke der Wissenschaft gewinnt; und seine Festlegung des Irrtums als Nullpunkt der Beobachtung.

Die Paradoxie der Beobachtung entdeckt König mit Bezug auf die gestalttheoretische Annahme, dass einmal wahrgenommene Gestalten auf eine Art und Weise einrasten, die es Beobachtern unmöglich, mindestens jedoch sehr schwer macht, sich wieder von ihnen zu lösen. Das führt zur Paradoxie, dass die Bedingung der Ermöglichung von Beobachtung, nämlich die Gestaltdifferenz Figur/Hintergrund, jede Beobachtung im selben Augenblick verunmöglicht beziehungsweise korrumpiert. Jede weitere Beobachtung ist dann überschattet durch die anfänglich eingerastete Gestalt. Es kommt zu einem »Fehler des ersten Blicks« (ebd.: 7; Hervorhebung im Original). Man könnte den blinden Fleck der Beobachtung, über den uns die Kybernetik zweiter Ordnung mit dem Hinweis informiert,

2 Bei Bateson (1982: 39) heißt es: »[...] Wahrnehmung arbeitet nur mit Unterschieden.« Was bei einem flüchtigen Blick wie eine Gegenthese erscheint, erweist sich bei genauerem Hinsehen als eine interessante Einsicht: Wahrnehmung arbeitet mit Unterschieden, Beobachtung mit Unterscheidungen.

dass man nicht sieht, dass man nicht sieht (von Foerster 1973), kaum besser treffen. Jede Beobachtung bezeichnet etwas und macht damit einen Unterschied, kann aber in eben jenem Augenblick des Bezeichnens nicht zugleich die andere Seite der so entstandenen Unterscheidung mitbezeichnen. Dazu bedarf es einer weiteren Beobachtung, für die dasselbe gilt. *Jede* Beobachtung hat ihren blinden Fleck. Kann man ihn loswerden? René König glaubt, dass man ihn sukzessive verkleinern kann, und zwar indem dem ersten Blick immer zumindest ein zweiter folgt. Deshalb die methodisch bekannte Empfehlung, immer verschiedene Beobachter parallel einzusetzen und eine Beobachtung stets zu wiederholen. Das multipliziert zwar mögliche Beschreibungen und ermöglicht Vergleiche der einzelnen Beobachterpositionen, lässt den blinden Fleck aber keinesfalls verschwinden. Der blinde Fleck ist konstitutiv für Beobachtung. Demzufolge lautet die Empfehlung der Kybernetik zweiter Ordnung auch anders, nämlich der Beobachtung erster Ordnung eine Beobachtung zweiter Ordnung folgen zu lassen. Das meint nicht exakt dasselbe wie die Unterscheidung vom ersten und zweiten Blick, schließt sie aber mit ein. Beobachtung zweiter Ordnung meint nicht nur, das interessierende Phänomen mehrmals durch mehrere Beobachter zu beobachten, sondern auch das Phänomen und die Teilnehmer selbst als Beobachter (und nicht einfach als Subjekt-Objekte) zu beobachten. Das Setting wird dadurch komplex (wenn es das nicht zuvor schon war), bietet aber Gelegenheit für dichte Beschreibungen und ist zudem näher an der Alltagskompetenz des Beobachters gebaut, die kaum weniger komplex gebaut ist, aber offensichtlich im Umgang mit derartigen Verhältnissen keinerlei Schwierigkeiten hat. Es gilt also nicht, eine »naive« Beobachtung auszuschalten, sondern sie als komplex zu entdecken und *mit* ihr zu arbeiten.

Was dabei allerdings notwendig auf der Strecke bleibt und bleiben muss, ist die von König und allen anderen methodisch-technischen Abhandlungen zur Beobachtung gepflegte Vorstellung einer beobachtungsunabhängigen Realität, die man entweder korrekt oder verzerrt wiedergeben kann. Auch wenn König der Vorstellung verhaftet bleibt, dass sich objektiv richtige und falsche Werte bestimmen lassen, verläuft seine Argumentation in ihren Grundzügen parallel zu der Argumentation, die eine Methodologie der Form auszeichnet:

»Man versucht in der Beobachtung nicht, den Irrtum einfach auszuschalten, sondern ihm einen festen und bekannten Wert zu geben, auf Grund dessen man dann eine Art Nullpunkt für den Standort des Beobachters gewinnen kann.« (König 1973b: 9; Hervorhebung im Original)

Der Nullpunkt der Beobachtung ist ein dezidiert gesetzter Irrtum, der eine wissenschaftliche Einschätzung aller weiteren Beobachtung ermöglicht. Es kann schon deswegen nur ein Irrtum sein, weil man die Realität, das »Ding an sich«, nicht kennen kann. Man kann nur beobachten. Aber immerhin kann man beobachten, *wie*, das heißt mit Hilfe welcher Unterscheidungen, Beobachter beobachten. Der feste und bekannte Wert des Irrtums, der als Nullpunkt behandelt werden kann, ergibt sich für König aus dem Versuch, gemeinsame Faktoren für alle Beobachter zu finden, so dass die Beobachtung von anderen Faktoren unberührt bleiben kann. Das versucht man üblicherweise durch Kategorien- oder Rating-Systeme zu erreichen. Ersetzt man »Faktoren« dagegen durch »Unterscheidungen«, zielt man auf den Einsatz von Formalismen ab (Tilly 2004b).³ Ein Formalismus ist eine wissenschaftlich kondensierte Form, die in diesem Zusammenhang gleichsam als Beobachtungsaufforderung fungieren kann; er entspricht der Setzung eines Nullpunkts, der dabei hilft, Beobachtungen zu sortieren; er ist ein Irrtum, der Irrtümer aufspürt. Königs Antwort auf die Frage, wie sich solche Formalismen (bei ihm: Faktoren) finden und entwickeln lassen, lautet, wenig überraschend, *Theorie*.⁴ Ohne theoretische Vorerörterungen kann es wissenschaftliche Beobachtungen nicht geben: »dies ist ein allgemeinsten Satz aller soziologischen Methodenlehre.« (König 1973b: 32). So schließt sich für René König der Kreis, denn damit hat er zugleich auch das entscheidende Kriterium gefunden, nach dem er suchte, um wissenschaftliche von naiver Beobachtung abzu-

3 Vgl. die Ausführungen in Teil I.

4 Im Übrigen lässt sich auf dieselbe Weise, also durch Rückgriff auf Theorie, das Problem der Auswahl von für die Beobachtung relevanten Daten lösen. Vgl. König 1973b: 2 ff., der zu diesem Zweck auf drei mögliche (ethnologische) Linien verweist: die Kulturanthropologie (Ruth Benedict), die Morphologie (Marcel Mauss) und den Strukturalismus (Claude Lévi-Strauss).

grenzen. Kontrollierte und kontrollierbare Beobachtung ist theoriegeleitete Beobachtung.

5.2 SELBSTBEOBACHTUNG

Die Formtheorie greift diese Überlegungen von René König auf und führt sie weiter. Sie kann dabei den Vorteil ausspielen, dass sie den Beobachtungsbegriff unmittelbar in der Theorie verankert, so dass man ihn nicht erst noch mit Theorie versorgen muss, um ihn wissenschaftlich kontrollieren zu können. Aber man wird dafür in Kauf nehmen müssen, dass man nicht mehr wissenschaftlich naiv Subjekte als Objekte beobachten kann, die etwas tun, sagen oder schreiben, sondern Subjekte gleichsam immer als Subjekte beobachten muss, die selbst beobachten und insbesondere auch die Forscher und ihre Beobachtung beobachten. Die sogenannte Reaktivität der Beobachtung ist dann kein Problem, das bestimmte Vorsichtsmaßnahmen erfordert und ausgeschaltet werden müsste, sondern der Normalfall. Insofern braucht es eine entsprechende theoretische Orientierung, die sich durch die Tatsache, dass der Gegenstand selbst beobachtet, nicht beunruhigen lässt. Bislang hat man entsprechend beunruhigt versucht, Sozialität möglichst unter Ausschluss von Sozialität zu untersuchen. Und wo das Einlassen auf Kommunikation offensichtlich ist und sich nicht vermeiden lässt, wie beim Interview zum Beispiel, versucht man Sozialität im Anschluss zumindest wieder herauszurechnen, indem man eine ganze Reihe von *response sets* formuliert. Selbstreferenz schreckt ersichtlich ab.

Ein Rückblick auf die Form der soziologischen Methodologie kann an dieser Stelle dabei helfen, einen entsprechenden Begriffsvorschlag zu machen (vgl. Gleichung 3.1). Im vorangegangenen Kapitel sind die Form soziologischer Formalismen wie auch sozialer Formen, also das re-entry von Methode und Theorie in die Theorie, diskutiert worden. Beobachtung entspricht nun dem re-entry der Unterscheidung von Methode und Theorie in die Methode. Sie ist mit anderen Worten die Form, in der die Soziologie, aber auch jede andere Wissenschaft, sich einen Zugang zur Empirie erarbeitet. Durch sie wird eine Bestimmung der unbestimmten Außenseite der Methodologie möglich, indem sie in der Theorie als Empirie wieder auftaucht. Dass das gelingen kann, hängt vermutlich damit

zusammen, dass Beobachtung in der Wissenschaft genauso grundlegend ist wie in einer (wie auch immer begriffenen) phänomenologischen Lebenswelt. Im Terminus der Beobachtung konvergieren gewissermaßen wissenschaftliche und naive Beobachtung für einen Moment, nur um sie dann über bestimmte methodische Kriterien und Kontrollen wieder auseinanderfallen zu lassen. Der Beobachtungsbegriff verbindet dadurch Theorie und Empirie auf eigentümliche Weise,⁵ aber eben auch, wie unsere Form der Methodologie zeigt, Theorie und Methode. Beobachtung ist deshalb weitaus mehr als nur eine wissenschaftliche Technik der Erhebung und Konstruktion empirischer Daten. Sie ist im Kern genauso ein zentraler theoretischer Begriff, weil jede Form stets die Form eines Beobachters ist. Formen bringen die Beobachtung des Beobachters in Form. Sie in-formieren den Beobachter, der sich durch sie hindurch reproduziert und sich durch sie gleichsam sichtbar unsichtbar macht.

In Spencer-Browns Kalkül taucht der Beobachter an einer interessanten Stelle auf. Es lohnt sich, den im vorangehenden Kapitel bereits zitierten ersten und zweiten Satz des ersten Kapitels der *Laws of Form* noch einmal im Wortlaut in Erinnerung zu rufen:

»We take as given the idea of distinction and the idea of indication, and that we cannot make an indication without drawing a distinction. We take, therefore, the form of distinction for the form.« (Spencer-Brown 1969: 1)

Der gesamte Kalkül ist nur eine Ausbuchstabierung dieses Satzes. Darauf ist schon hingewiesen worden, aber jetzt wird es nötig, noch einmal genauer hinzuschauen, warum das so ist. Ausgangspunkt von Spencer-Brown ist offensichtlich die *Unterscheidung* von Unterscheidung und Bezeichnung, also ein re-entry – diejenige Figur, auf die der Kalkül am Ende hinausläuft (vgl. Luhmann 1993a). Spencer-Brown beginnt mit einer Unterscheidung, mit deren Hilfe er die Struktur seines Texts entfaltet und führt mit dem, was er tut

5 Siehe zu dieser Differenz und ihrer Aufhebung durch qualitative Forschung den Band von Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008, aber auch die frühe Bemerkung von Friedrichs/Lüdtke 1973: 9, dass Theorie und Empirie nicht als Gegensätze und deshalb auch nicht arbeitsteilig verstanden werden dürfen.

(und in Textform beschreibt), vor, was er tut.⁶ Es stellt sich heraus, dass er über den Kalkül eigentlich nur Operationen und Strukturen seines eigenen Beobachtens beobachtet und entfaltet. Er fängt irgendwie an und kommt zur Erkenntnis, wie *er* angefangen hat und *wie* er dabei vorgegangen ist. Und so bleibt Spencer-Brown nur die Schlussfolgerung im letzten Satz des letzten Kapitels:

»We see now that the first distinction, the mark, and the observer are not only interchangeable, but, in the form, identical.« (Spencer-Brown 1969: 76)

Wenn die naheliegende Annahme korrekt ist, dass diejenige Operation, die einen Beobachter zum Beobachter macht, die Operation der Beobachtung ist, dann kann man jetzt sagen, dass Spencer-Brown mit einer *Beobachtung* begonnen hat und sich am Ende selbst als Beobachter entdeckt, der diese Beobachtung vornimmt. Beobachtung ist dann aber nichts anderes als die Unterscheidung, mit der er begonnen hat, also förmlich das Treffen der Unterschei-

-
- 6 Das ist sonst womöglich nur durch Meditation oder Kunst möglich. Laurie Anderson tut das in ihrem unvergleichlichen Werk auf vielerlei Weise, aber besonders auffällig in ihrer Arbeit *HANDBOOK* (1974). Das Handbuch ist ein Buch auf einem Ständer, das einem in kurzen Sätzen das beschreibt, was man tut, wenn man das Buch benutzt, so dass *report* und *command* (Ruesch/Bateson 1951: 179 ff.) oder, in der Sprache des Kalküls, *mark* und *cross* und außerdem die Frage, wer oder was denn eigentlich beobachtet, nicht mehr eindeutig bestimmt werden können. Das heißt man stößt hier unerwartet unmittelbar auf Kommunikation. Die Arbeit wird im Ausstellungskatalog mit folgenden Zeilen vorgestellt (Anderson 2003: 63):

This book is hand written
 It is also hand operated
 The things that can be learned
 By analyzing the handwriting
 Are unimportant
 Here
 The important thing is
 Turning

derung zwischen Bezeichnung und Unterscheidung.⁷ Beobachten heißt, eine Bezeichnung in Abhängigkeit von einer Unterscheidung vorzunehmen (vgl. Luhmann 2002: 141 ff.; Simon 1993). Ein Beobachter ist also zunächst einfach etwas, das sich mit Hilfe von Operationen reproduziert, die diese Form haben. Jede seiner Operationen ist eine Beobachtungsoperation, die auf ihre Form hin beobachtet werden kann und zur Bestimmung weiterer Operationen dienen kann. Ein Beobachter verwendet insofern Beobachtungen, um sich zugleich schließen (Reproduktion) und öffnen (Störung) zu können. Ein Beobachter ist ein System – und jedes System ist ein Beobachter.

Das entspricht der grundlegenden Einsicht der Kybernetik zweiter Ordnung, die eine Theorie nicht nur beobachteter, sondern beobachtender Systeme ist (von Foerster 1997). Man spricht in diesem Zusammenhang auch von *Beobachtung zweiter Ordnung*, die dadurch gekennzeichnet ist, dass sie Beobachter beobachtet und nicht Objekte. Oder anders: sie beobachtet mithin Objekte als Beobachter (Glanville 1988a). Sie ist somit eine Theorie, die damit rechnet, dass auch ihre Untersuchungsgegenstände, seien es Maschinen, Tiere, Menschen oder Gesellschaften, selbst Beobachter sind – also Bezeichnungen in Abhängigkeit von einer Unterscheidung vornehmen, um sich zu reproduzieren. Es gibt deshalb auch keinen Grund, Beobachtung ausschließlich menschlichem Bewusstsein zuzusprechen und organische, mechanische oder soziale Systeme davon auszunehmen.⁸ Wenn man dies täte, würde das bloß dazu führen, nur ganz bestimmte Instanzen für Beobachter zu halten, das heißt vor allem Wissenschaftler und Detektive, während alles andere (und alle anderen) keine Unterschiede registrieren, also auch nichts Bezeichnen können. Aber das wäre empirisch nur schwer vorstellbar. Wenn man Bezeichnungen vornehmen

7 Das wird hier nicht erneut notiert. Siehe oben Teil I, Kapitel 2, Gleichung (2.1).

8 Dieser Beobachterbegriff ist im Prinzip auch unabhängig von irgendeiner Reflexionsfähigkeit des Gegenstands. Ein Beobachter muss sich also nicht selbst als Beobachter reflektieren, um Beobachter zu sein. Sonst könnte Francisco Varela den Kalkül der Form auch nicht nutzen, um Zellen, Nervensysteme oder Immunsysteme zu untersuchen. Vgl. Varela 1979.

kann, dann hat man auch immer schon eine Unterscheidung benutzt – auch wenn man das in jenem Moment nicht wissen muss, aber von anderen Beobachtern daraufhin beobachtet und entsprechend darauf hingewiesen werden kann.

5.3 SELBSTREFERENZ UND REKURSIVITÄT

Sobald ein Beobachter die Bühne betritt, was bei Formen zwangsläufig der Fall ist, kommt die Systemtheorie ins Spiel. Erst auf dieser Grundlage wird eine angemessene Theorie der Beobachtung formulierbar, die unter anderem in aller Konsequenz abschätzen kann, was es heißt, den Beobachter als wissenschaftliches Messinstrument zu begreifen (Schnell/Hill/Esler 1989: 363). Das Messinstrument der Soziologie und der Sozialforschung ist letzten Endes ein *System*. Aber hier darf man nicht nur an den einsamen Feldforscher denken, der mit seinem Bewusstsein und einem Block ausgestattet Notizen anfertigt oder an den einsamen Soziologen, der in einem Büro Aufsätze schreibt oder Daten auswertet. Besonders bei einem Interview, telefonisch, schriftlich wie auch insbesondere face-to-face, springt nämlich ins Auge, dass das Messinstrument ein *soziales System* ist und beispielsweise nicht einfach nur aus dem standardisierten Fragebogen besteht, der auf dem Tisch zum Ausfüllen bereit liegt. Und man muss deshalb auch beachten, dass niemals nur ein einziges Messinstrument im Einsatz ist. Bei der anschließenden Auswertung ist das Messinstrument vermutlich schon wieder ein anderes: die Forschergruppe oder auch der einsame Beobachter, der sich als Beobachter in Gesellschaft weiß, weil er seine Auswertung in irgendeiner Form mitteilen muss.

Wenn Beobachter Systeme sind, haben sie selbst eine Form, nämlich mindestens die Form eines Systems.⁹ Ein Beobachter wäre nicht als Beobachter registrierbar, wenn er nicht nach einer *nächsten* Operation suchen würde, die er *sich* zurechnen kann. Das macht ihn zum System, das seine Operationen selbst bestimmt und sich dadurch von einer Umwelt unterscheidet, deren Störungen er dann

9 Man kann die Form des Beobachters auch, und hier zeigt sich das Auflösungsvermögen der Formtheorie, differenzierter bestimmen. Siehe Baeker 2008. Zur Form des Systems Baeker 2000b.

immer in eigene Reproduktionsmöglichkeiten, also in Information, zu übersetzen weiß. Ein System kann für diesen Vorgang nur eigene Operationen verwenden, das heißt es kann sich nur auf eigene Operationen beziehen (Selbstreferenz), und zwar indem es auf andere eigene Operationen vor- und zurückgreift (Rekursivität). Das sind exakt die Grundlagen einer Theorie des Beobachters, die Heinz von Foerster nennt: die Errechnung unendlicher Rekursionen und ein Kalkül der Selbstreferenz (von Foerster 1979: 89). Die Systemtheorie ist eine Theorie des Beobachters.

Die Unterscheidung von System und Umwelt ist zwar im Lichte des Formkalküls nur eine mögliche Unterscheidung unter vielen anderen, die ein (wissenschaftlicher) Beobachter benutzen kann, um sich einen Zugang zu seinem Gegenstand zu verschaffen. Aber im selben Lichte wird auch deutlich, dass man es mit einer besonderen Unterscheidung zu tun hat, weil es keine Unterscheidung ohne einen Beobachter gibt – was nicht bedeutet, dass zuerst der Beobachter in die Welt kommt, denn ein Beobachter ist nur ein Beobachter, wenn er eine Unterscheidung trifft.¹⁰ Das ist die entscheidende Nahtstelle zwischen Formkalkül und Systemtheorie. Hinter jeder Beobachtung steckt ein Beobachter, der eine Unterscheidung trifft, die es ihm erlaubt, mindestens zwei Seiten zu trennen und eine davon zu bezeichnen, um daraufhin bestimmen zu können wie weitergemacht werden kann. Denn wozu sollte er eine Seite bezeichnen, wenn nicht, um Anknüpfungspunkte für *weitere* Operationen zu gewinnen? Luhmann stellt diese einschneidende Frage und gibt auch sogleich die Antwort:

»Das ganze Manöver hat nur Sinn, wenn eine Sequenz von Operationen produziert wird, die [...] zur Gegenseite der Unterscheidung übergehen kann. Beobachtung ist also nie als isoliertes, vergangenheits- und zukunfts-

10 Ein Beobachter verwendet immer eine Unterscheidung, um Anschlussmöglichkeiten zu eruieren. Könnte man den Moment dieser Verwendung einfrieren, dann *ist* der Beobachter sogar nichts anderes als seine aktuell getroffene Unterscheidung (auch wenn er sich selbst nur von Bezeichnung zu Bezeichnung handelt und das nicht im Hinblick auf die verwendete Unterscheidung reflektieren muss). Die Unterscheidung und der Beobachter, wie es bei Spencer-Brown heißt, sind in der Form identisch.

loses Ereignis möglich. Sobald sich aber Sequenzen bilden, differenziert sich die zustande gekommene Sequenz gegen andere, abgelehnte oder nicht berücksichtigte Möglichkeiten. Es entsteht im Vollzug der Operation eine Differenz – eben eine Differenz von System und Umwelt.« (Luhmann 1990c: 9)

Systeme bekommen zwar formtheoretisch einen anderen Status, weil die Formtheorie daran erinnert, dass ein System nur eine gesellschaftlich produzierte Sinnform unter anderen ist (Baecker 2005b: 152 ff.). Aber die Systemtheorie erinnert wiederum die Formtheorie daran, dass ihre Rekursionen und ihre Selbstreferenz nur in Form eines Systems-*in-einer-Umwelt* möglich sind. Es handelt sich deshalb immer um *perturbierte* Rekursionen und nur deshalb lassen sich Möglichkeiten der abweichenden Reproduktion gewinnen, so dass dasselbe System immer wieder anders ist (Baecker 2000b; Glanville 1988b). Die Systemform reproduziert sich also nicht nur trotz, sondern auch dank der Störungen, mit denen sie sich konfrontiert. Ein System ist nicht autark, sondern autonom.

5.4 DIE GESELLSCHAFT DER BEOBACHTER

Aus diesen Überlegungen folgt eine Annahme, mit der eine Formtheorie steht und fällt und in der sie mit der Systemtheorie und Kybernetik zweiter Ordnung zusammentrifft: *Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter zu einem Beobachter gesagt* (vgl. von Foerster 1979; Maturana 1978; Maturana/Varela 1984). Da man auch etwas sagen kann, ohne Sprache zu benutzen, könnte die generalisierte Fassung lauten: Alles Bestimmte wird *von einem Beobachter für* einen Beobachter bestimmt. Dieser Satz formuliert gleichsam Anfang und Ende einer Formtheorie. Er fordert dazu auf zu beachten, dass (a) nichts davon ausgenommen ist, das heißt auch Beobachter selbst zu dem gehören, was durch einen Beobachter bestimmt wird, dass (b) ein Beobachter niemals allein auftritt, sondern sich stets in kommunikativen Verhältnissen bewegt, so dass Kommunikation offensichtlich zugleich Problem und Lösung, zugleich Ursache und Wirkung des Gesagten ist und dass deshalb (c) eine *Formtheorie*, als Theorie der Beobachtung der Unterscheidun-

gen von Beobachtern, nur als Kommunikationstheorie gesagt werden kann.

Denkt man nun zurück an Spencer-Browns Einführung des Beobachters als denjenigen, der eine Unterscheidung trifft, ja sogar im Augenblick des Treffens einer Unterscheidung nichts anderes als diese Unterscheidung *ist*, und nimmt die These hinzu, dass ein Beobachter nur ein Beobachter in Gesellschaft sein kann, dann hat Spencer-Brown nicht nur einen allgemeinen Formalismus der Beobachtung entworfen, sondern eher noch einen allgemeinen Formalismus der Kommunikation (vgl. Baecker 2005b und siehe oben, Kapitel 2).

Es ist unter diesen Umständen vermutlich kein Zufall, dass die beiden Anforderungen an eine Theorie des Beobachters, Selbstreferenz und Rekursivität, sich nicht nur mit den Grundlagen der Systemtheorie, sondern auch mit Überlegungen zu einer Kommunikationstheorie decken, deren grundlegendes Theorem »Kommunikation ist Rekursion« lautet (von Foerster 1993b: 83). Ausführlicher formuliert heißt es an ebendieser Stelle: »Kommunikation ist das Eigenverhalten in einem rekursiv operierenden, zweifach geschlossenen System.« Beobachter existieren mit anderen Worten nur in Kommunikationssystemen. Ein Beobachter kommt nicht nur selten, er kommt vielmehr nie allein. Er ist immer Beobachter in Gesellschaft und alles, was sich an Kommunikation beteiligen kann, ist ein Beobachter. Gesellschaft ist letztlich ein Beobachter, der Beobachter beobachtet – der sie markiert, Beobachtungen auf sie zu rechnet und sie dadurch zu Beobachtern macht.

»Gesellschaft« ist der Name, den Niklas Luhmann dem rekursiv operierenden, doppelt geschlossenen System gibt, dessen Eigenverhalten Kommunikation ist. Er spricht in diesem Fall auch von einer Autopoiesis der Kommunikation (Luhmann 1984a; 1997a). Das besagt einfach, dass Kommunikation nur auf weitere Kommunikation vor- und zurückgreifen kann, dass man also auch nur durch weitere Kommunikation feststellen kann, ob kommuniziert worden ist oder nicht. Man hat keine andere Möglichkeit. Man muss einen Gedanken schon äußern, dann ist es schon kein Gedanke mehr, und ihn damit der Kommunikation veräußern, die dann auf ihre Weise damit umgeht. Dass dieser Umgang mit Äußerungen und Veräußerungen nicht rein zufällig verläuft, ist bestimmten kommunikativen Eigenformen der Gesellschaft geschuldet, mit deren Redun-

danz jegliches Bewusstsein zu rechnen gelernt hat – zum Beispiel Takt, Person, Rolle, Norm, Wert, Organisation, Gespräch, Streit, Stadt, Grenze, Wirtschaft, Religion, etc. Man kann eine Äußerung oder einen Text zwar immer auf einen externen Beobachter als Ursache für Kommunikation zurechnen, aber wie eine Äußerung oder ein Text in den Kommunikationsprozess eingebunden wird, ist keine Frage bewusster Intention. Es ist vielmehr die Gesellschaft, die ihre Beobachtung derart externalisiert. Das heißt nicht, dass es keine externen (energetischen) Ursachen für Gesellschaft gibt. Autopoiesis bezeichnet kein *perpetuum mobile*. Autopoietische Systeme kontrollieren eben nicht alle Ursachen, die für ihr Fortbestehen notwendig sind. Aber sie verstehen es, Ursachen zu selektieren und zu rekombinieren, so dass man, wenn man etwas über Gesellschaft beziehungsweise Kommunikation in Erfahrung bringen möchte, auf ihre Formen der Selektion und Rekombination und auf die durch sie eröffneten Freiheitsgrade und ihre Konditionierung achten sollte – nicht auf ihre Ursachen (Bateson 1972: 409 ff., 454 ff.; Baecker 2005b) Autopoiesis ist deshalb auch *kein* Erklärungsprinzip. Aber sie erlaubt es, die Frage zu stellen, *wie* es ein System jeweils schafft, seine Autopoiesis trotz variierender Strukturformen aufrecht zu erhalten, wie es also schafft, sich selbst zu reproduzieren.

Autopoietische Systeme haben daher ein Reproduktionsproblem und keinesfalls ein Bestandsproblem. Dieses Problem stellt sich ihnen durch die Tatsache, dass ihre Elemente Ereignisse sind, also keine Dauer haben und ständig zerfallen (Luhmann 1984a; siehe zu dieser Figur auch Weick 1979: 161 ff.). Wenn es eine Lösung für dieses Problem geben soll, muss das System sie selbst finden.

Die Grundlage für das Finden einer Lösung ist verblüffend einfach. Sie liegt darin, dass sich Systeme selbst beobachten, das heißt jede ihrer Operationen ist zugleich eine Beobachtung. Es gibt keine andere Operationsform in einem System als Beobachtung. Sofern man es mit autopoietischen Systemen zu tun hat, operieren sie beobachtend, und zwar soziale Systeme genauso wie psychische, organische, neuronale oder mechanische Systeme.¹¹ Diese unter-

11 Tatsächlich gibt es noch keine Beschreibungen autopoietischer Systeme auf mechanischer Operationsgrundlage. Sollte man sich an den Bau oder die Beschreibung solcher Maschinen machen, wird man jedoch um die Erprobung dieser Annahme nicht herum kommen. Es bleibt natürlich

schiedlichen Systeme unterscheiden sich also nicht dahingehend, ob sie beobachten oder nicht, sondern darin, wie sie ihre Operationen beobachten und dadurch realisieren: durch Kommunikation, Vorstellung, Metabolismus oder elektrischen Impuls.¹² Gleichwohl bleibt strittig, inwieweit die Annahme, dass alle autopoietischen Systeme beobachten, auf psychische und soziale Systeme beschränkt bleiben muss, weil es sich dabei um die einzigen autopoietischen Systeme handelt, die Sinn erzeugen und verwenden (vgl. Fuchs 1999). Das kann man hier jedoch offen lassen. Unser Interesse gilt ohnehin der Gesellschaft als soziales System und ihrer Operationsform der Kommunikation. Und diesbezüglich ist diese These – zumindest systemtheoretisch – unstrittig und bereits vielfach empirisch untersucht und bestätigt worden.¹³

Insofern also die Gesellschaft die *Form* eines Systems hat, umfasst der Gegenstand »Gesellschaft« die Gesellschaft *und* ihre Umwelt; Kommunikation *und* Bewusstsein; Kommunikation *und* Wahrnehmung; oder, um diese Liste abzukürzen, Kommunikation *und* ihre unbestimmte, aber eben nur durch Kommunikation selbst bestimmbare Außenseite, sei es Bewusstsein, Wahrnehmung, Körper, Materie oder was auch immer.¹⁴ Die Gesellschaft reproduziert sich, wie jedes System, indem sie die permanenten Störungen aus ihrer Umwelt für Strukturaufbau zu nutzen versteht. Folglich ist die Gesellschaft nur deshalb so, wie sie ist, weil sie immer schon mit den Eigenarten und Störungen des Bewusstseins vertraut ist. Genauso

eine Hypothese, die, wie jede Hypothese, zu Modifikationsvorschlägen (mithin: Falsifikationsversuchen) einlädt.

- 12 Über diese Aussage wundert man sich nur, wenn man Beobachtung mit menschlicher Wahrnehmung gleichsetzt. Diese Gleichsetzung hat es bisher wohl auch erschwert, zu einer soziologischen Theorie der Beobachtung zu kommen.
- 13 Empirisch untersucht? Hier kann man problemlos auf alle Studien Luhmanns zu den einzelnen Funktionssystemen, auf seine Forschungen zu Organisation, zum Risiko und zu ökologischen Gefährdungen und nicht zuletzt auf seine historischen Studien zu Gesellschaftsstruktur und Semantik verweisen. Meistens wird ignoriert, dass das zu einem Großteil *empirische* Studien sind, auch wenn Datentabellen, Standardabweichungen und Korrelationskoeffizienten fehlen.
- 14 Wir kommen im dritten Teil darauf zurück.

ist aber das Bewusstsein nur so, wie es ist, weil es immer schon mit den Eigenarten und Störungen der Gesellschaft vertraut ist. Man spricht, auf Anregung von Spencer-Brown, von konditionierter Ko-produktion (Fuchs 2004). Die Konsequenz aus diesen Überlegungen ist, dass ausnahmslos jede soziale Form an der Differenz von Kommunikation und Bewusstsein arbeitet. Jede Form muss als eine Form verstanden werden, die sowohl Reproduktion als auch Störung ermöglicht.

Das Verhältnis von Form- und Systemtheorie stellt uns vor gewisse Herausforderungen. Unter anderem hat man es jetzt erst einmal nur mit *einem* sozialen System, Gesellschaft, und einer Vielzahl kommunikativer Formen zu tun, in denen und durch die sich dieses System reproduziert. Die Idee einer sozialen Autopoiesis wird auf die Gesellschaft beschränkt und das Problem der Autopoiesis weiterer sozialer Systeme innerhalb der Autopoiesis der Gesellschaft umgangen.¹⁵ Daraus ergeben sich mehrere Folgeprobleme, von denen hier eines herausgegriffen wird, das besonders zentral zu sein scheint. Man könnte nämlich aus den vorangegangenen Überlegungen schließen, dass sofern Gesellschaft das einzige soziale System ist, sie auch der einzige soziale Beobachter ist. Aber die Gesellschaft ist keinesfalls ein einheitlicher Superbeobachter, weil sie sich nicht jenseits ihrer Formen realisieren kann. Das heißt, sie findet ihren Ausdruck nur in der jeweiligen Form, die sie gerade aufruft und die es dann ermöglicht, Kommunikation fortzusetzen. Sie erscheint deshalb, je nach Form, immer als ein anderer Beobachter, und weil sie selbst nicht lokalisierbar ist und sich verteilt und selbstähnlich reproduziert, erscheint sie auch stets als mehrere Beobachter gleichzeitig und deshalb, wenn man so will, auch als Vielzahl sozialer Systeme. Die Gesellschaft ist *differenziert*, das heißt sie reproduziert sich durch Interaktion, durch Organisation, durch soziale Bewegungen und durch jeden ihrer Funktionsbereiche, ohne

15 Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme und seine Differenzierungstheorie der Gesellschaft sind durchaus eindrucksvolle Beweise dafür, dass die Konjektur einer Autopoiesis der Autopoiesis ein für die Soziologie nicht nur gangbarer, sondern auch äußerst fruchtbarer Weg ist. Es geht hier daher nicht um Substitution, sondern um eine Perspektivenverschiebung. Im dritten Teil werden die differenzierungstheoretischen Konsequenzen dieser Annahme ausführlich behandelt.

in einer dieser sozialen Formen und erst recht nicht in ihrer Summe aufzugehen. Hier greifen Gotthard Günthers Begriffe der Polykontextualität und der *compound-contextuality* in all ihrer Radikalität.¹⁶ Und hier schlägt ferner, wenn auch auf etwas andere Weise, Luhmanns gesellschaftstheoretische Annahme durch, dass die Gesellschaft als System sich nicht durch eine einheitliche operative Kontrolle auszeichnet, sondern nur an den strukturellen Auswirkungen beobachtet werden kann, die sie in jeder ihrer differenzierten Formen zeitigt (Luhmann 1997a: 42 f.).

Ein Beobachter ist als System und Form genauso wenig lokalisierbar wie jede andere Form. Er ist keine Instanz mit Hochsitz, auf die man umstandslos zeigen kann. Noch nicht einmal ein als Einheit identifizierbares Individuum ist ein einheitlich lokalisierbarer Beobachter. Je nach Situation, in der es sich zu befinden glaubt, ist es bereit, eine andere Person zu sein, sich andere Rollen zuschreiben zu lassen oder seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken. Es ist dann bei der Arbeit ein anderer Beobachter als zu Hause. Es ist unter Kolleginnen und Kollegen ein anderer Beobachter als beim Beurteilungsgespräch mit dem Vorgesetzten. Es wäre deshalb auch verfehlt, in der Einheit eines individuellen Bewusstseins eine Art Superbeobachter oder ein situationsübergreifendes Selbst zu sehen, weil es nur in Kommunikation als Beobachter behandelt wird (und sich freilich dann auch in Einsamkeit daran erinnern kann). Natürlich rechnet sich das Bewusstsein fortwährend ein solches Selbst zusammen. Jedoch ist dieses Selbst, wie man neurophysiologisch mittlerweile sagt, ein an keiner bestimmten Stelle im Gehirn oder Nervensystem lokalisierbares und deshalb virtuelles Selbst, das man in Form des »Ich« letztlich nur für soziale Zwecke benötigt (Varela 1992). Der sicherste Anhaltspunkt, um die Einheit eines individuellen Bewusstseins unterstellen zu können, ist der Körper. Der Körper erleichtert der Gesellschaft und ihren Individuen die Lokalisierung und Vereinheitlichung von Bewusstsein ungemein. Die Gesellschaft kann für die Selbst- und Fremdzurechnung ihrer eigenen Einheit hingegen auf keinen Körper zurückgreifen, in dem sich dann vermeintlich alle

16 *Compound-contextuality* ist Günthers Begriff für die Koexistenz und Einheit unterschiedlicher Kontextualitäten, die so aufeinander bezogen sind, dass sie eine Ordnung bilden. Vgl. Günther 1979: 290 f.

sozialen Formen abspielen. Dafür hat sie immerhin: Selbstbeschreibungen (Luhmann 1997a: 866 ff.; 2000b: 417 ff.).

Letztlich bleibt in Bezug auf das Verhältnis von Form- und Systemtheorie noch anzumerken, dass nicht jede gesellschaftliche Form zwangsläufig ein Selbstbeobachter, also ein System ist. Unsere Position macht uns schließlich unabhängig von dieser Annahme und erlaubt es deshalb auch, Eigenformen der Autopoiesis der Gesellschaft zu untersuchen, die keinen Systemstatus haben. Aber dennoch ist jede Form insofern immer eine selbstreproduzierende, eine selbst rechnende Form, als sie an der Autopoiesis der Gesellschaft und ihres über Selbstbeschreibungen koordinierten Gedächtnisses partizipiert.¹⁷

5.5 DIE ARBEIT DER SOZIOLOGIE

Diese Überlegungen führen weit über das hinaus, was man in der Sozialforschung für eine Theorie des Beobachters und der Beobachtung benötigt. Aber wollte man dennoch kurz dort verweilen, so man muss sich nur vor Augen führen, welche Konsequenzen sich daraus beispielsweise für die Schulung von Beobachtern oder die Auswertung von Beobachtungsdaten ergeben. Man schwört Beobachter dann nicht auf Kriterien oder Kategorien ein, sondern auf Unterscheidungen; man macht deutlich, dass sie Beobachter beobachten und dabei selbst an Gesellschaft partizipieren und nicht etwa außerhalb stehen; man sensibilisiert dafür, nicht nur auf menschliche Beobachter, sondern auch auf soziale, organische oder mechanische Beobachter zu achten; man erinnert sie daran, dass sie sogar in Formen nicht-teilnehmender Beobachtung in kommunikative Rekursionen verstrickt sind, wenn auch nicht zwangsläufig mit den Beobachtern, die sie beobachten; und man gibt ihnen zu erkennen, dass sie nicht nur Beobachter als Beobachter beobachten, sondern auch mit beobachten, wie diese Beobachter sich untereinander und sie selbst als Beobachter beobachten, das heißt welche Form der Kommunikation jeweils realisiert wird.

¹⁷ Hier liegen dann mitunter Ansatzpunkte für eine Theorie der Kultur. Vgl. Baecker 2000a.

Man kann das auf die kurze Formel bringen, dass die Arbeit der Soziologie in der Beobachtung von Beobachtern besteht. Das schließt Akteure mit ein, nimmt sie aber als Beobachter-in-Gesellschaft ernst (vgl. Leifer 1991). Auch Menschen werden in der Gesellschaft als Beobachter beobachtet und müssen diesbezüglich ernst genommen werden – aber ohne Vorzugsbehandlung, sondern gleichsam auf Augenhöhe mit sozialen Formen, Computern, Tieren und unter Umständen auch Objekten (Latour 1999, 2007; Glanville 1988a). Das ist genau genommen die sowohl für die Sozialforschung als auch die Soziologie im Hinblick auf ihre methodischen Techniken entscheidende Lehre aus diesen grundlagentheoretischen Betrachtungen.

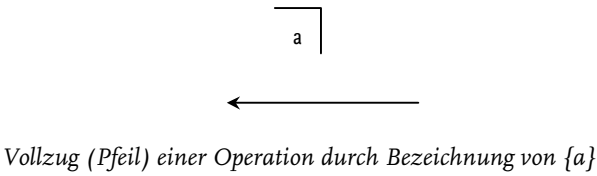
Die Beobachtung von Beobachtern wird im Gegensatz zur Beobachtung von Objekten Beobachtung zweiter Ordnung genannt (von Foerster 1993a; Luhmann 1995a: 92 ff.). Man könnte auch sagen: Beobachtung erster Ordnung ist eine Beobachtung von Operationen (oder eben auch kondensierter Resultate von Operationen, wie Identitäten, Objekte, Dinge), Beobachtung zweiter Ordnung eine Beobachtung von Beobachtungen.¹⁸ Man kann also zum einen Operationen und zum anderen Beobachtungen beobachten und je nachdem, wofür man sich entscheidet, macht es hinsichtlich der Möglichkeiten, aber auch hinsichtlich der Konsequenzen, einen großen Unterschied.

Der Begriff der Beobachtung zweiter Ordnung steht in unmittelbarer Beziehung zum Begriff der Form. *Nur* ein Beobachter

18 Beobachtungen höherer Ordnung sind zwar prinzipiell denkbar, werden jedoch nicht benötigt, weil sich jede Beobachtung letztlich auf eine dieser beiden Ordnungen zurückrechnen lässt. Andernfalls würde man diese Unterscheidung kategorisierend verwenden, sie also so behandeln, als ob es zwei Mengen von Beobachtern gibt, in die sich jeder Beobachter eindeutig zuordnen ließe, so dass eine weitere Menge von Beobachtern denkbar wird, die, insofern sie die Menge der Beobachter zweiter Ordnung beobachtet, die Beobachter dritter Ordnung enthält. Beobachtungen dritter, vierter, fünfter Ordnung einzuführen, kann für Illustrationszwecke durchaus Sinn machen, lässt sich aber als Versuch wissenschaftlicher Beobachter beobachten, in einer Gesellschaft, die selbst schon alle ihre Operationen auf Beobachtung zweiter Ordnung umgestellt hat (vgl. Luhmann 1992a), als Wissenschaft überhaupt noch einen Unterschied machen zu können.

zweiter Ordnung kann die *Form* einer Unterscheidung beobachten. Immer wenn bisher eine Form notiert worden ist oder, sei es empirisch oder theoretisch, von Form die Rede war, ist dies im Modus der Beobachtung zweiter Ordnung geschehen. Der Vollzug einer Beobachtung¹⁹ durch einen Beobachter erster Ordnung,

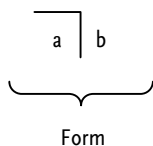
Abbildung 2: Beobachtung 1. Ordnung



geschieht zwar in Abhängigkeit von einer Unterscheidung. Die Unterscheidung kann aber im Vollzug selbst nicht bezeichnet werden. Operativ und aktuell zählt nur die markierte Seite $\{a\}$. Die Beobachtung von $\{a\}$ im Kontext einer zunächst unbestimmten aber eben bestimmbar Außenseite $\{b\}$, und damit die Beobachtung der Form einer Unterscheidung, kann nur ein Beobachter zweiter Ordnung vornehmen, der stets nachträglich ins Spiel kommt. Auf diesen Umstand verweist die folgende Abbildung:

19 Es sei noch einmal daran erinnert, dass ein *mark* nicht nur ein Zeichen für den markierten Zustand ist, sondern immer auch die Aufforderung oder Instruktion, die Unterscheidung zu vollziehen (Spencer-Brown 1969: 4 ff.). In dieser Funktion als Aufforderung wird die Markierung *cross* genannt. Der Haken ist ein »cross«, weil er eine *Operation* bezeichnet; und er ist ein »mark«, weil er die *Beobachtung* einer Operation durch einen Beobachter markiert (vgl. Baecker 1993c). Ein +-Zeichen markiert eine Zahlenreihe als Addition, ist aber auch zugleich die Aufforderung: addiere! In Bezug darauf würde Spencer-Browns Operator allerdings auch die zu addierenden Zahlen als Markierungen und als zu vollziehende Operationen behandeln. Es gibt in dieser Theorie keine selbstverständlichen Identitäten mehr.

Abbildung 3: Beobachtung 2. Ordnung

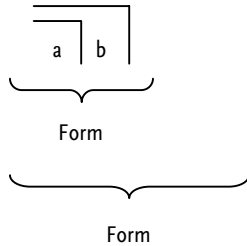


Beobachtung der Form
(= Vollzug der Operation der Beobachtung der Form)

Ein Beobachter zweiter Ordnung kann, muss aber kein anderer Beobachter sein. Da Beobachtung eine Operation bezeichnet und nicht an eine bestimmte Einheit (Mensch, Tier, Gott, Maschine, Wissenschaft, Organisation, Volk etc.) gebunden ist, kann jeder Beobachter sowohl Beobachter erster als auch zweiter Ordnung sein. Ein Beobachter erster Ordnung, der anschließend seine eigene Beobachtung beobachtet, wird dadurch zum Beobachter zweiter Ordnung. Inwiefern es sich dabei dann nicht trotzdem um unterschiedliche Beobachter handelt, kann man offen lassen, denn es braucht schließlich einen Beobachter, der einen solchen Zusammenhang der Beobachtungen durch Zurechnung auf *einen* Beobachter herstellt und ihn so überhaupt erst konstituiert.

In einer anderen Formulierung könnte man sagen, dass Beobachtung zweiter Ordnung den *Kontext* der Operation eines Beobachters erster Ordnung und damit seine Abhängigkeiten sichtbar macht. Ihren eigenen Kontext kann sie beim Vollzug allerdings genauso wenig mit beobachten wie eine Beobachtung erster Ordnung. Deshalb ist *jede Beobachtung zweiter Ordnung selbst eine Beobachtung erster Ordnung, die sich wiederum der Beobachtung aussetzt*. Die Beobachtung der Form durch einen Beobachter zweiter Ordnung kann durch eine weitere Beobachtung wiederum auf ihren Kontext und ihre Form hin beobachtet werden. Es entsteht bei *jeder* Beobachtung eine unmarkierte Außenseite, die man im selben Moment einfach nicht sieht. Und es kommt hinzu – wie es Heinz von Foerster ausdrückt – dass man nicht sieht, dass man nicht sieht (von Foerster 1973). Deshalb spricht man vom blinden Fleck des Beobachters: die für jede Beobachtung notwendige Unterscheidung kann nicht gleichzeitig mit beobachtet, sondern immer nur im Nachtrag ermittelt werden.

Abbildung 4: Beobachtung 2. Ordnung als Beobachtung 1. Ordnung



Die Beobachtung des Kontexts einer Beobachtung 2. Ordnung (Abbildung 3) ist selbst eine Beobachtung 2. Ordnung, die letztere als Beobachtung 1. Ordnung beobachtet

Der Beobachter zweiter Ordnung ist so gesehen weder privilegiert noch kann er sehen, wie die Welt, Systeme, Netzwerke oder Objekte wirklich sind. Auch er hat seinen blinden Fleck. Das gleiche gilt für einen Beobachter »dritter« Ordnung, dessen Beobachten selbst eine Beobachtungsoperation erfordert (Beobachtung 1. Ordnung), die einen Beobachter beobachtet (Beobachtung 2. Ordnung) und eine Außenseite produziert, die unmarkiert bleiben muss – auch wenn der beobachtete Beobachter ein Beobachter zweiter Ordnung ist. So ergeht es allen Beobachtern und ihrer Beobachtung. Man muss sich damit abfinden, dass es keinen Logenplatz für außerordentliche Beobachtung oder außerordentliche Beobachter gibt. Auch die Wissenschaft kann das nicht bieten. Es finden sich immer Beobachter zweiter Ordnung, die scheinbare Gewissheiten von Beobachtern, gleich welcher Ordnung, korrumpieren können.

Auch wenn sie selbst immer durch weitere Beobachtung auf ihren blinden Fleck hin beobachtet werden kann, stattet Beobachtung zweiter Ordnung Beobachter mit anderen Möglichkeiten aus (vgl. Luhmann 1990b). Zunächst schränkt sie die Beobachtung jedoch ein, weil sie sich *ausschließlich* auf Beobachtung bezieht und auf nichts anderes. Diese Einschränkung ist aber die entscheidende Voraussetzung dafür, dass man mehr zu sehen bekommt: [1] Beobachtungen zweiter Ordnung beobachten Beobachter nicht nur als Objekt, sondern sehen auch, dass sie *beobachten*, das heißt, dass sie

Unterscheidungen benutzen, um zu einer bestimmten Standortbestimmung oder Zustandsbeschreibung zu kommen. Sie können mit anderen Worten einen Beobachter von seinen Beobachtungen unterscheiden; [2] Beobachter zweiter Ordnung sehen außerdem, dass Beobachtungen von einem gleichzeitig aufgerufenen Kontext abhängig sind, der jedoch nicht feststeht, sondern mit der Beobachtung variiert. Man sieht, dass Beobachter gar nicht sehen, dass sie nicht sehen, denn sie tun einfach, was sie tun (zum Beispiel Beobachter beobachten); [3] und man sieht, dass Beobachter nicht nur nicht sehen, dass sie nicht sehen, sondern dass sie ferner auch nicht sehen, dass sie nicht sehen, *was* sie nicht sehen. Das ist die Ergänzung, die Luhmann dem eher ethisch motivierten Diktum Heinz von Foersterns, dass man nicht sieht, dass man nicht sieht, hinzufügt (vgl. dazu von Foerster 1999). Das macht zwar weder ethisch noch kybernetisch einen Unterschied, bahnt aber den Weg für soziologische Forschung (vgl. Baecker 2002c). Die unbestimmte Blindheit des Beobachters wird durch diesen Zusatz *bestimmbar* und ermöglicht soziologische Anschlussfragen und empirische Forschung zu sachlichen, sozialen und zeitlichen Kontexten, Möglichkeiten und Abhängigkeiten sozialer Phänomene. Genau das bezweckt das Angebot an die Soziologie, sich in ihrem Gegenstandsbereich explizit auf die Beobachtung der Form von Unterscheidungen einzulassen.

Man würde diese Überlegungen falsch verstehen, wenn man nun annehmen würde, dass Beobachtung zweiter Ordnung bloß eine Forschungsstrategie ist, die nur versierten Systemtheoretikern zur Verfügung steht. Vielmehr handelt es sich um eine empirisch etablierte Form der Beobachtung in der Alltagswelt genauso wie in hoch formalisierten Kontexten.²⁰ Ein soziales System und seine Strukturen sind ausnahmslos auf Beobachtung zweiter Ordnung eingestellt.²¹ Nicht, dass es keine Beobachtungen erster Ordnung mehr gibt. Es gibt sie zuhauf. Schließlich erfordert jede Beobachtung zweiter Ordnung selbst eine Operation, ist also immer zugleich auch eine Beobachtung erster Ordnung. Gemeint ist vielmehr, dass ein soziales System auf das Auftauchen von Beobachtung zweiter Ordnung strukturell, das heißt durch entsprechende Erwartungs- und

20 Deshalb braucht man eine Ethnomethodologie. Siehe oben, Teil I.

21 Das ist für Luhmann im Übrigen das entscheidende Charakteristikum der Moderne. Vgl. insbesondere Luhmann 1992a.

Bewältigungsmuster, eingestellt ist. In der Wirtschaft werden Beobachter beispielsweise hinsichtlich der Preise beobachtet, die sie zu zahlen, zu setzen und zu fordern bereit sind. Verabredungsangebote werden daraufhin beobachtet, welche anderen Freizeitmöglichkeiten sich noch anbieten. Die Wissenschaft lebt davon, die veröffentlichten Forschungsergebnisse anderer Beobachter zu beobachten und auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Politiker beobachten sich wechselseitig daraufhin, ob ihre jeweiligen Äußerungen von potentiellen Wählern positiv oder negativ eingeschätzt werden. Die Undurchsichtigkeit jeder Organisation ist ein Effekt des Tatbestands, dass man Entscheidungen anderer Beobachter beobachtet und als Prämisse weiterer Entscheidungen zugrunde legt. Soziale Bewegungen beobachten, wie sie in der medialen Öffentlichkeit beobachtet werden. Nichts hält ein soziales System mehr auf Trab als Beobachtung zweiter Ordnung, denn durch sie erweist sich jede Beobachtungsoperation als kontingent. Kontingenz schlägt im Zuge dieser allgemeinen sozialen Praxis voll auf die strukturellen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eines sozialen Systems durch (Luhmann 1992b). Interessiert man sich für die ungeheure Dynamik der modernen Gesellschaft, wird man aussagekräftige Erklärungen bereits mit Hilfe dieser einen Figur der Beobachtung zweiter Ordnung anfertigen können.

Die Differenz von Gesellschaftsstruktur und Semantik ist die vielleicht bekannteste Konsequenz, die sich aus der Unterscheidung von Beobachtung erster Ordnung (Operation) und Beobachtung zweiter Ordnung ergibt.²² Die Gesellschaft baut verschiedene strukturelle Absicherungen ein, je nachdem ob es um die operative Sicherung ihrer Autopoiesis geht oder um die Beobachtung der dadurch realisierten Struktur. Die *operative Struktur* der modernen Gesellschaft bestimmt Niklas Luhmann als funktionale Differenzierung (Luhmann 1997a: 707 ff.). Die Gesellschaft realisiert und sichert ihre Autopoiesis dann also primär (nicht: einzig und allein) über die Schaffung funktionaler Bezugsprobleme, deren Bearbeitung sie Subsystemen überlässt. Funktionssysteme (Wissenschaft, Politik, Religion, Kunst, Wirtschaft, Erziehung, Recht, Massenmedien, Kranken-

22 Siehe insbesondere Luhmanns historische Studien zur Umstellung der Gesellschaftsstruktur von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung (Luhmann 1980a; 1981b; 1989a; 1995b)

behandlung, Intimität) prägen augenblicklich das Bild der modernen Gesellschaft. Ihre *Semantik*, das heißt das gesellschaftliche Repertoire an beobachtungsleitenden Interpretationen, Wortbedeutungen und Beschreibungsformeln, kann dazu passen, kann aber auch vorausseilen und andere Möglichkeiten der autopoietischen Reproduktion erproben oder hinterherhinken und Muster verwenden, die mit hin noch aus der Zeit der Aufklärung oder gar der Antike stammen können (vgl. Stäheli 1998; Stichweh 2000). Die Beobachtung der Operationen kann also strukturell ganz andere Wege einschlagen als die Operationen selbst. Das wichtige hierbei ist keineswegs, dass die Beschreibungen an irgendeine objektive Wirklichkeit angepasst werden müssen, sondern wichtig ist, zwischen operativem Geschehen (Beobachtung erster Ordnung) und semantischen Formen (Beobachtung zweiter Ordnung) zu unterscheiden, um ihre unabhängige Variation in Rechnung stellen zu können.

Niklas Luhmann hat in diesem Zusammenhang beispielsweise immer wieder betont, in welchen zahlreichen Hinsichten die moderne Gesellschaft sich immer noch der Semantik Alteuropas bedient, um sich selbst zu beobachten und zu beschreiben, obwohl ihre operative Struktur längst in Formen verläuft, die andere Beobachtungsformen erforderlich machen. Darunter fällt zum Beispiel die Vorstellung, dass die Gesellschaft ein (meist politisches) Zentrum habe, das die Gesellschaft insgesamt steuern könne oder auch die Vorstellung, die Grenzen der Gesellschaft lassen sich territorial oder nationalstaatlich festmachen. Diese beiden sich hartnäckig haltenden Gesellschaftsbeschreibungen produzieren in Bezug auf ihre anders gelagerte operative Grundlage Verwerfungen. Die Vorstellung eines gesellschaftlichen Zentrums sorgt zum Beispiel für überzogene Hoffnungen an die Politik, die nur enttäuscht werden können und außerdem den Blick verstellen für andere Möglichkeiten – insbesondere auch andere politische Möglichkeiten. Die Vorstellung gesellschaftlicher Territorialität produziert wiederum eine Sorge um Globalisierung oder die Feststellung von zunehmender Internationalisierung, wo man es längst mit einer einzigen Weltgesellschaft zu tun hat und deshalb in Bezug auf damit verbundene Probleme womöglich zu einer ganz anderen Einschätzung der Lage gelangen und dementsprechend auch ganz andere Schlussfolgerungen ziehen könnte.

Diese Differenzierung zwischen Operation und Beobachtung beziehungsweise zwischen Beobachtung erster und zweiter Ordnung ist nicht nur in Bezug auf Gesellschaft beobachtbar und entsprechend gegenwartsdiagnostisch verwendbar, sondern lässt sich beispielsweise auch in Organisationen beobachten. Nicht umsonst gelingt es Nils Brunsson, allein mit der Differenz zwischen *action* und *talk* sowohl zentrale Probleme als auch Stärken von Organisationen zu beobachten (Brunsson 1989). Und auch der Neoinstitutionalismus lebt von der empirischen Entdeckung einer organisationalen Doppelstruktur, die einerseits technischen Erfordernissen des operativen Kerns und andererseits institutionellen Erwartungen genügen muss (Meyer/Rowan 1977; Meyer/Scott/Deal 1981).

Die Unterscheidung von Kommunikation und Handlung ist ein weiteres Beispiel dafür, weshalb es hilfreich ist, Operation und Beobachtung zu unterscheiden (Luhmann 1984a: 191 ff.; 1990a: 68 ff.). Nur wenn man bereit ist, die eigentümliche Selbstreferenz und Unterscheidbarkeit trotz Untrennbarkeit von Operation und Beobachtung nachzuvollziehen, kann man die zahlreichen Schwierigkeiten hinter sich lassen, die man in der Soziologie mit Luhmanns Handlungsbegriff hat. Anhand dieser Unterscheidung lässt sich ferner verständlich machen, wieso die Soziologie immer geglaubt hat, dass soziale Systeme letztendlich durch handelnde Individuen erzeugt werden.²³ Das schwierige an der ganzen Sache ist, dass wir tagtäglich der Selbstbeobachtung der Kommunikation auf den Leim gehen und uns und andere als wirkmächtige Akteure beobachten. Das ist im Alltag nicht weiter problematisch und sogar notwendig, weil man nur deshalb bereit und motiviert ist, das Spiel der Kommunikation immer wieder mitzumachen. Allerdings kann es der Soziologie nicht gleichgültig sein, dass die diese Beobachtung ermöglichende Operation Kommunikation ist. Kämen wir ohne Kommunikation überhaupt auf den Gedanken, dass wir handeln? Dass wir uns als Organismen immer irgendwie verhalten, steht außer Frage, allerdings ist Handlung eine besondere Form des Verhaltens, das unmittelbar mit Sinnzusammenhängen und, als soziales Handeln, zusätzlich mit *Orientierung* am Verhalten anderer zu tun hat (We-

23 Hier sei nur stellvertretend für viele ähnliche Kritiken an die »Dame ohne Unterleib« von Renate Mayntz (1987) erinnert.

ber 1921: 1).²⁴ Kommunikation *beobachtet* ihr Stattfinden, um Anhaltspunkte für weitere Operationen zu gewinnen, markiert diese Anhaltspunkte als Handlungen und rechnet sie (meist) auf Intentionen und körperliches Verhalten zu. Das ist jedoch die Eigenleistung eines sozialen Systems und keine Leistung von Individuen – wenngleich immer die Möglichkeit offen bleibt, es derart zuzurechnen, aber das erhärtet die empirische Plausibilität dieser theoretischen Annahme nur. Ein Kommunikationssystem beobachtet sich selbst bisweilen in Form von Handlungssequenzen, um seine Selbstreproduktion zu ermöglichen. Die *Operation* ist jedoch nicht Handlung, sondern Kommunikation, die sich selbst *ex post* durch *Beobachtung* als Sequenz von Handlungen rekonstruiert (Luhmann 1984a: 191 ff.).²⁵ Niemand bestreitet, dass Menschen dabei ihre eigenen Wünsche, Zwecke, Interessen, Vorstellungen oder Frames entwickeln und mitlaufen lassen. Aber man sitzt gleichsam einer op-

24 Max Weber gibt in seinen Grundbegriffen eine methodische Anweisung für soziologisches Beobachten, die das Sich-Ereignen von Kommunikation praktisch schon voraussetzt. Im Übrigen ist auch ein Verhalten nicht nur so in der Welt, sondern ebenfalls Produkt der Beschreibung eines Beobachters. Aus diesem Grund läuft immer auch der Verdacht mit, dass ein Verhalten sich letzten Endes immer kommunikativen Verhältnissen verdankt und dadurch mitbestimmt ist, ohne dass das einem Beobachter zwangsläufig auffallen muss. Denn ob man sich in kommunikativen Verhältnissen bewegt oder nicht, bleibt wiederum der Interpretation eines Beobachters überlassen (von Foerster 1972: 129).

25 Es ist jedoch auch eine andere Interpretation von Beobachtung erster und zweiter Ordnung in Bezug auf Handlung und Kommunikation möglich. Die obige Argumentation beschränkt sich praktisch auf die Ebene der Kommunikation – wie sie Handlungen *ex post* konstruiert. Aber es ist mit dieser Beschreibung genauso kompatibel, Handeln als Beobachtung erster Ordnung zu betrachten und Kommunikation als Beobachtung zweiter Ordnung. Die Gesellschaft realisiert dann ihre operative Schließung über Handlung und ihre regulative Schließung über Kommunikation. Handeln kann sich jedoch nie selbst als Beobachtung beobachten, sondern braucht den Umweg über Kommunikation (Beobachtung zweiter Ordnung), muss sich also derart regulieren lassen, um sich als Operation entsprechend setzen zu können.

tischen Täuschung auf, wenn man deswegen glaubt, dass die Selektion von Zwecken, Motiven, Wünschen etc. ausschließlich und eindeutig dort lokalisierbar ist. Entscheidend ist auch hier: die *Unterscheidung* von Kommunikation und Bewusstsein.

6. Die Operation der Kommunikation

6.1 SENDERSUCHLAUF

In Bezug auf Kommunikation herrscht in der Soziologie meist die Vorstellung vor, dass sie sich als Übertragung zwischen einem (handelnden) Sender und einem (handelnden) Empfänger erklären lässt (vgl. Esser 1994; Reimann et al. 1991: 207 ff.). Dabei werden Sender und Empfänger einfach vorausgesetzt, so als ob die Welt von sich aus Sender und Empfänger beherbergt. Das kann man, um es vorsichtig auszudrücken, durchaus bezweifeln. Offensichtlich gibt es nämlich nur *in* der Kommunikation Anlass, die Unterscheidung von Sender/Empfänger überhaupt zu benutzen. Kommunikation muss also schon laufen, wenn Sender und Empfänger sichtbar werden sollen. Kommunikation ereignet sich nicht zwischen, sondern umfasst Sender und Empfänger. Es steht einem natürlich frei, trotzdem mit der Unterscheidung von Sendern und Empfängern zu beginnen, um etwas über Kommunikation in Erfahrung zu bringen. Allerdings muss man dann auch in Kauf nehmen, dass man sie gleich zu Beginn schon längst verfehlt hat.

Man muss dieses Argument mit der notwendigen Genauigkeit betrachten. Es lautet nicht, dass eine linear-kausale Rekonstruktion von Kommunikation mit Hilfe eines Handlungsbegriffs und der Unterscheidung von Sender/Empfänger nicht möglich ist, sondern dass sie das Problem nicht trifft, um das es der Kommunikationstheorie seit ihren Anfängen geht, nämlich Einsichten in Zusammenhänge zu gewinnen, in denen sich Ursache und Wirkung gerade nicht isolieren lassen (Ruesch/Bateson 1951). Das ist keinesfalls ein Widerspruch. Analytisch ist eine kausale Rekonstruktion immer möglich, aber die Idee, die hinter der Kommunikationstheorie steckt, lebt von dem Versuch herauszufinden, wie der jeweilige Gegenstand *selbst*

rechnet – und *dort* lassen sich Ursache und Wirkung nicht isolieren.¹ Man hat es mit zwei unterschiedlichen Erklärungswelten zu tun, die Bateson (1972: 457 ff.) mit den gnostischen Begriffen der Pleroma und Creatura belegt: Pleroma ist die Welt, in der Ereignisse durch Kräfte und Energieaustausch verursacht werden – die Welt der Substanz; Creatura ist dagegen die Welt, in der Energie gerade durch Unterscheidungen getriggert und kanalisiert wird – die Welt der Kommunikation. Man muss diesen kommunikationstheoretischen Zugang nicht akzeptieren und kann auch darauf beharren, dass die Aufgabe der Wissenschaft beziehungsweise der Soziologie darin besteht, unter allen Umständen kausale Erklärungen zu liefern, sich also vornehmlich in der Welt der Pleroma aufzuhalten. Aber man kann nun nicht mehr leugnen, dass man damit das Problem der Kommunikation einfach umgeht, weil der Begriff der Kommunikation Ende der 1940er Jahre *als Gegenbegriff zu Kausalität* in die Welt gesetzt wird und darüber seinen Problemzuschnitt und seine Bestimmung erhält.

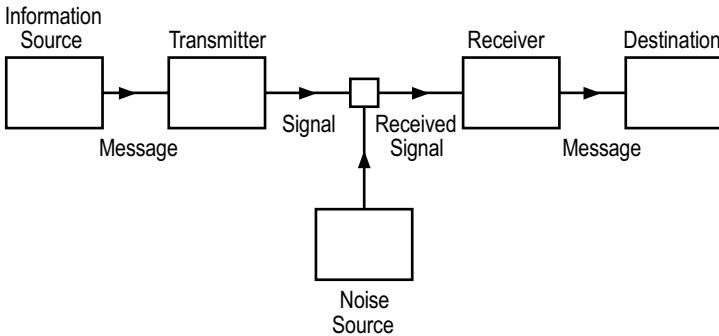
Kommunikation ist deshalb etwas mehr als nur ein Forschungsgegenstand unter anderen. Sie markiert vor allem eine neuartige Problemstellung, ein anderes Wissenschaftsprogramm, das als Gegenbewegung zum in der Wissenschaft vorherrschenden Kausalitätsglauben entsteht. Natürlich lässt sich Kommunikation in diesem Zusammenhang auch als Gegenstand behandeln. Nur ist es angesichts der genannten Umstände sinnvoll, dabei nicht unbedingt auf Kausalität zu setzen.

Das wird schon deutlich, wenn man zurückschaut auf den, dem man die Erfindung des »Sender-Empfänger-Modells« zuschreibt. Claude E. Shannon hat nämlich selbst, obwohl es ihm vornehmlich um ein rein technisches, also kausalistisches Problem der Nachrichtenübertragung ging, nie ein »Sender-Empfänger-Modell« gebaut. Ein Blick auf das Originaldiagramm (Abbildung 5) seines allgemeinen Kommunikationssystems genügt, um zu sehen, dass nicht der Sender zuerst (gleichsam als Ursache einer Selektion) vor-

1 Auch das sagt nur ein Beobachter, und genau deswegen führt kein Weg daran vorbei, den Beobachter mit in die Überlegungen einzubeziehen. Und genau deshalb auch die notwendige Umstellung auf Wie-Fragen und »operational research«. Vgl. von Foerster 1972, Luhmann 1990b, Ashby 1958.

kommt, sondern eine unbestimmte Informationsquelle; und dass die Nachricht schon *vor* dem Sender entsteht, der sie dann nur noch mit Hilfe von Signalen überträgt.

Abbildung 5: Shannons schematisches Diagramm eines allgemeinen Kommunikationssystems



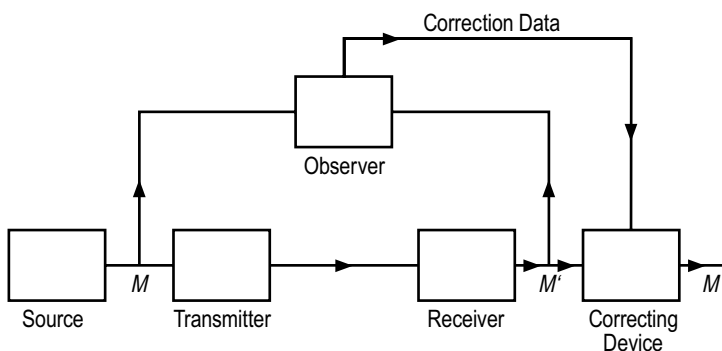
Quelle: Shannon/Weaver 1949: 34

Ferner ist es nicht unerheblich, vielmehr entscheidend, dass Shannon nicht bei dieser Darstellung verbleibt, sondern einen Beobachter in sein allgemeines Kommunikationssystem einführt, der Nachrichten vor dem Senden durch einen Sender und nach dem Empfangen durch einen Empfänger vergleichen und in das System entsprechende Korrekturdaten einspielen kann (Abbildung 6). Mit Hilfe einer erst später erfundenen, aber uns mittlerweile bekannten Terminologie könnte man sagen, dass sein Kommunikationssystem damit auf Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung operiert. Für eine soziologische (und nicht mehr mathematische) Kommunikationstheorie liegt es deshalb nicht fern, so der Vorschlag von Dirk Baecker (2005a: 65), diesen Beobachter mit dem zu besetzen, was man Gesellschaft nennt. Die Gesellschaft ist das System, das sich als Beobachter selbst laufend korrigiert,² und zwar auch in Bezug darauf, was denn jeweils als Beobachter (zum Beispiel als Sender und

2 Die Beobachtung von Korrektur und Selbstkorrektur des Beobachters ist auch für Ruesch/Bateson (1951: 3 ff.) einer der wenigen zuverlässigen Indikatoren dafür, dass Kommunikation stattfindet.

Empfänger) fungiert, welche Nachrichten selektiert werden können, welche Codierungen sich dabei bewähren, welchen Störungen man Strukturwert beimisst und welche Störungen einfach nur den Kommunikationsprozess zerstören.³ Und Kommunikation ist die grundlegende Operation dieser Gesellschaft, die sich die Bestimmung von Sendern, Empfängern, Akteuren, Inputs, Outputs, Ursachen, Substanzen und Wirkungen selbst vorbehält.

Abbildung 6: Shannons schematisches Diagramm eines Korrektursystems



Quelle: Shannon/Weaver 1949: 68

Die folgenden Überlegungen zur Kommunikation beginnen angesichts dieser Lage mit Luhmanns schlichter Annahme, dass Kommunikation die Welt nicht mitteilt, sondern vielmehr einteilt (Luhmann 1989b: 7). Das entspricht einem formtheoretischen Ausgangspunkt und mündet ferner in die Anschlussfrage, *wie* Kommunikation die Welt einteilt. Damit werden alle Vorstellungen von Kommunikation als Übertragung, Vermittlung, Kanal oder Verstän-

- 3 Dabei kann sich Gesellschaft freilich nur auf vorangegangene oder zu erwartende Korrekturen stützen, so dass es nicht um Korrekturen von Abweichungen von irgendeinem richtigen Wert geht, sondern um Korrekturen von Korrekturen. Insofern die Eigenwerte dieser Rekursivität dann als Orientierung dafür genutzt werden, um richtiges und falsches Verhalten zu unterscheiden, nähert man sich dem, was man Kultur nennen könnte. Vgl. Parsons 1972b: 256; Luhmann 1984a: 224 f.; Baecker 2004c.

digung erst einmal eingeklammert. Es geht um die Suche nach Unterscheidungen, die sowohl die Operation als auch die Beobachtung der Kommunikation bestimmen, ohne dabei aus den Augen zu verlieren, dass das selbstverständlich selbst kommunikative, und nicht kausale, Formen sind.

6.2 DER SINN DER OPERATION UND IHRE ENERGIE

Insofern etwas geschieht, etwas beobachtbar ist, etwas als Gegenstand greifbar wird, sind Operationen im Spiel. Mit anderen Worten lässt sich jedes beobachtbare Phänomen auf konstruktive Operationen zurückrechnen, die es ermöglichen. Deshalb versteht Spencer-Brown seine mittlerweile recht bekannte Aufforderung »draw a distinction« auch mit der Überschrift »construction« (Spencer-Brown 1969: 3). Der Vollzug von Operationen ist der erste und entscheidende Akt jeder *Konstruktion*, ganz gleich ob sie letztlich durch kommunikative, gedankliche, elektrische, mechanische oder biochemische Operationen realisiert wird. Das entsprechende Schlagwort lautet Konstruktivismus. Jedoch lädt es zu zahlreichen Missverständnissen ein, denn es gibt nicht nur verschiedene Spielarten des Konstruktivismus, sondern auch verschiedene Lesarten dieser Spielarten.⁴ Luhmann spricht deshalb immer wieder von einem *operativen* Konstruktivismus (Luhmann 1990d; Luhmann 1996b: 16 ff.). Dem operativen Ansatz und seinem Konstruktivismus geht es nicht darum, die Existenz der Welt zu leugnen und auch nicht darum, sich auf Konstruktionen des menschlichen Gehirns oder Bewusstseins zu beschränken, sondern darum, Konstruktionen real operierender Systeme nachzuzeichnen, die durchaus auch biologischer oder sozialer Natur sein können. Es geht ihm mit anderen Worten um *Kognition*: man kann nicht wissen, wie »die« Realität wirklich beschaffen ist und ist daher auf systemeigene Unterscheidungen angewie-

4 Sehr schön zu sehen bei dem Aufsatz von Karin Knorr-Cetina (1989), die unter anderem den von ihr so genannten kognitionstheoretischen (erkenntnistheoretischen) Konstruktivismus dahingehend kritisiert, dass er ausschließlich auf Konstruktionen des individuellen Bewusstseins abziele. Dass sie Heinz von Foerster auch darunter fasst, macht das Missverständnis nur noch deutlicher.

sen, die »eine« Realität errechnen und sich diesbezüglich evolutionär bewährt haben (vgl. von Foerster 1973). Operationen, wie Bewusstsein oder Kommunikation, sind nur möglich, weil sie in eine konkrete Umwelt eingebettet sind, die sie zulässt. Sie sind aber genau deshalb auch abhängig von einem System. Jedoch werden bestimmte Operationen nur von bestimmten Systemen *als* Operationen behandelt und vollzogen. Es gibt keine Operationen an sich, die jedes System als Operationen behandeln muss. Deshalb kommt man auch nicht darum herum, stets eine Systemreferenz anzugeben. In diesem Sinne wird Kommunikation nur von einem sozialen System als Operation behandelt – von der Gesellschaft.

Auch Operationen haben eine Form, das heißt sie werden nur dann als Operationen sichtbar, wenn man sie mit Hilfe bestimmter Unterscheidungen beobachtet. Eine Operation ist die für ein System zeitlich, sachlich und sozial kleinstmögliche, für es selbst nicht weiter auflösbare Einheit (einer Unterscheidung). Sie gewinnt dadurch ihren Sinn als Operation, indem sie zeitlich als Ereignis, sachlich als Element und sozial als Beobachtung bestimmt wird. Diese drei Sinndimensionen (vgl. Luhmann 1971a; 1984a: III ff.) sind drei Dimensionen *einer* Operation, das heißt ein Beobachter bestimmt je nach benutzter Unterscheidung, welche Dimension *er* betont.

Der zeitlichen Bestimmung einer Operation kommt eine besondere Bedeutung zu, weil sie die Radikalität des operativen Ansatzes am stärksten hervorhebt. Von Operationen auszugehen heißt in erster Linie, den Zeitaspekt in den Vordergrund zu rücken, denn es bedeutet, auf die Beobachtung von *Ereignissen* an Stelle von Ursachen oder reifizierten Akteuren zu setzen (vgl. Abbott 1992; Allport 1940). Mit »Operation« ist nicht einfach irgendein gedankliches Konstrukt oder eine bloß analytische Strategie gemeint, sondern Operationen sind in der unmittelbaren Gegenwart empirisch stattfindende Ereignisse (Luhmann 1984a, 1997a). Die Welt ist eine Welt gegenwärtiger Ereignisse, die dadurch charakterisiert sind, dass sie zugleich entstehen und wieder verschwinden (Mead 1932: 35). Ereignishaftigkeit ist gleichsam die Grenze der Gegenwart. Das macht die Beobachtung von Ereignissen zum letztmöglichen, vielleicht sogar einzig echten, empirischen Bezugspunkt soziologischer Untersuchungen (vgl. Collins 1981).

In Spencer-Browns Notation entspricht eine Operation einfach dem Haken in seiner Funktion als »cross«, also in seiner Funktion als Aufforderung, eine Operation zu vollziehen.

Gleichung (6.1)

$$\text{Operation} = \text{ } \begin{array}{|c|} \hline \text{ } \\ \hline \end{array}$$

Das reicht zur Bestimmung der Sinnform der Operation jedoch nicht aus, weil damit noch nicht gesagt ist, mit welcher Unterscheidung Operationen als zeitlich definierte Ereignisse betrachtet werden. Die folgende Gleichung schafft Abhilfe:

Gleichung (6.2)

$$\text{Operation}_{\text{zeitlich}} = \begin{array}{|c|} \hline \begin{array}{|c|} \hline \text{ } \\ \hline \end{array} \text{ Ereignis} \\ \hline \end{array} = \begin{array}{|c|c|} \hline \begin{array}{|c|} \hline \text{ } \\ \hline \end{array} \text{ vorher} & \text{ nachher} \\ \hline \end{array}$$

Das heißt, die Zeitlichkeit einer Operation wird beobachtet, wenn sie als Ereignis beobachtet wird und ein Ereignis ist wiederum über die Zeitdimension des Sinns als Unterscheidung von vorher und nachher bestimmt (vgl. Luhmann 1984a: III ff.). Die zeitliche Form der Operation auf diese Weise zu notieren heißt, dass eine Operation (der erste, leere Haken) nur dann zu einer Operation wird, wenn man sie mit der Unterscheidung vorher/nachher beobachtet. Das heißt man muss mindestens zwischen einem Vorher und einem Nachher unterscheiden können, um ein Ereignis identifizieren zu können. Andernfalls registriert man womöglich nur, dass etwas passiert, läuft, fließt. Heinz von Foerster würde nun sagen: das riecht nach Ärger – weil das selbstverständlich zirkulär formuliert ist. Aber eine Operation kann eben selbst nur Produkt einer Unterscheidung sein, mit der man eine Operation so beobachtet, dass sie als Operation erkennbar wird. Sie erfordert eine weitere Operation, um als Operation sichtbar zu werden. Singuläre Ereignisse sind nicht beobachtbar, weil ihnen eine weitere Operation (eine Beobachtung) folgen muss, um sie entkoppeln, also abgrenzen zu können.

Zwei Dinge müssen an dieser Stelle besonderes beachtet werden. Zum einen bedeutet das re-entry, dass die Unterscheidung von vorher/nachher selbst keine Eindeutigkeit in Bezug auf die Frage erzeugt, was wirklich vorher und wirklich nachher passiert. Eine Operation wird als Ereignis sichtbar, wenn ein Beobachter sie mit dieser *Unterscheidung* beobachtet, so dass alle möglichen Zeitmodalitäten denkbar sind: man weiß zum Beispiel erst nachher, was vorher war; oder das Nachher ist ein anderes Nachher als vorher. Zum anderen sind in dieser Gleichung keinesfalls drei Operationen notiert – eine Idee, auf die man natürlich kommen könnte, weil sich drei Haken zählen lassen. Sobald jedoch ein re-entry notiert wird, muss man darauf achten, dass die einzelnen Haken nicht mehr als »crosses« gelesen werden können, also keine einzelnen Operationen mehr bezeichnen, sondern nur noch »marker« darstellen, also Markierungen *einer* Unterscheidung beziehungsweise *einer* Beobachtungsoperation sind, die sich auf Grundlage dieser Unterscheidung realisiert (Spencer-Brown 1969: 65).

Die Umstellung auf die Beobachtung von Operationen anstelle von Objekten lässt alte Vorstellungen von System, als ein aus Teilen bestehendes Ganzes oder als Zusammenstellung von Elementen und Relationen, hinter sich. Ereignisse sind flüchtig, sie tauchen auf und in dem Moment, wo sie da sind, verschwinden sie auch wieder. Sie haben keine Dauer. Damit stellt sich das Problem der Systemreproduktion in der und durch die Zeit. *Ein soziales System ist deshalb kein Gebilde im physikalischen Raum, sondern ein irgendwie zusammenhängendes Nacheinander in der Zeit.* Es hat ein elementares Zeitproblem. Es muss seinen Zerfall aufhalten beziehungsweise seinem fortwährenden Zerfall durch Produktion immer weiterer Operationen entgegenarbeiten. Das System muss das Problem lösen, wie es aus den laufenden, wieder verschwindenden Ereignissen weitere Ereignisse produziert, wie es also von einem Ereignis zum nächsten kommt und wie es dabei erkennen kann, was zu ihm gehört und was nicht. Dazu muss es sich selbst beobachten können, das heißt es erzeugt distinkte, einzelne Operationen, indem es sich *beobachtet*, das heißt zum Beispiel seine Elemente zeitlich mit der Unterscheidung vorher/nachher beobachtet. Die Umwelt, also auch Menschen, können keine Operationen beisteuern, einfach weil sich nur durch Kommunikation und nur im Nachtrag feststellen lässt, was jeweils als Operation behandelt wird

(vgl. Fuchs 1999). Deshalb *erzeugt* ein autopoietisches System seine Operationen tatsächlich selbst.

»Erzeugung« bezieht sich im Sinne der Kybernetik jedoch nicht auf Energie, sondern ausschließlich auf Information (Ashby 1961; Bateson 1972: 405 ff.). Vermutlich verbergen sich hier zahlreiche der soziologischen Schwierigkeiten mit der Systemtheorie. Wenn darauf bestanden wird, dass nur Handlungen von Menschen wirklich etwas erzeugen können (vgl. exemplarisch Mayntz 1987, Esser 1994), dann ist das von einem energetischen Standpunkt aus durchaus richtig (abgesehen vom dabei verwendeten, äußerst problematischen Begriff des Menschen) – aber darum geht es nicht. Man kann freilich darauf bestehen, dass Energierelationen ebenfalls in soziologische Überlegungen Einzug erhalten müssen, aber dann geraten gegenwärtige Handlungstheorien in Schwierigkeiten, weil keine von ihnen den Organismus wirklich ernst nimmt. Diesbezüglich hört die Entwicklung tatsächlich bei Talcott Parsons auf.⁵ Noch wichtiger ist hingegen die Einsicht, dass die Kybernetik sehr wohl ein Gespür für Energie hat, aber das Energieverhältnis anders bestimmt. Energie muss zweifelsohne da sein, damit überhaupt etwas passieren kann. Würde man jedoch dabei stehen bleiben, bräuchte man nur die Physik. Interessant wird es deshalb erst, wenn man sieht, dass das Auslösen, Kanalisieren, Umlenken und Verbrauchen von Energie über kommunizierte Unterscheidungen läuft. In der Welt der Kommunikation wird sogar ein Nicht-Ereignis nur über Kommunikation als solches bestimmbar und kann dann *Ursache*, also Auslöser für einen Energieaufwand sein (Bateson 1972: 458 und ff.). Der Brief, der nicht geschrieben wird, kann zu Heulkrämpfen führen und unterlassene Hilfeleistung energ(et)ische Handlungen bei Rechtsanwälten auslösen. Gerade bei Organisation ist es offensichtlich, dass sie organismisches Verhalten, Arbeit und andere Energieformen nicht nur auslösen, sondern auch kanalisieren beziehungsweise umlenken kann, so dass dann materielle und imma-

5 Vgl. sein allgemeines Handlungssystem zum Beispiel in Parsons/Platt 1972: 11 ff. (vgl. auch Luhmann 2002: 18 ff.). Auch George Herbert Mead (1934) wartet diesbezüglich noch immer auf eine Auswertung seiner Ideen zur Kopplung von Neurophysiologie und Kommunikation.

Gleichung (6.4)

$$\text{Operation}_{\text{sozial}} = \left[\begin{array}{|c|c|} \hline & \\ \hline \text{Beobachtung 1. Ordnung} & \text{Beobachtung 2. Ordnung} \\ \hline \end{array} \right]$$

Bei »Elementen« ist man oft geneigt, an greifbare, zeitbeständige, vielleicht auch materielle Einheiten zu denken. Das ist mit der Bestimmung von Operationen als ereignishafte Unterschiede nun ausgeschlossen. Mit der sachlichen Bestimmung der Form einer Operation wird allerdings deutlich, dass es sich bei Operationen immer um *relationierte* Elemente handelt und diese Elemente letztlich selbst nichts anderes als die Relationen selbst sind. Nicht-relationierte Elemente gibt es nicht, genauso wie man nun erkennen muss, dass die Elemente eines Systems Relationen sind. Eine Operation *ist* die Oszillation zwischen Element und Relation.

Mit der sozialen Bestimmtheit von Operationen hat sich das vorangegangene Kapitel bereits ausführlich beschäftigt. Hier wird nur noch einmal unterstrichen, dass eine Operation ihren sozialen Sinn nur durch Beobachtung (erster Ordnung) gewinnt, von der man aber nur etwas wissen kann, wenn man sie als Beobachtung beobachtet (Beobachtung 2. Ordnung). Die Sozialdimension des Sinns einer Operation ist das deswegen, weil diese Unterscheidung typischerweise zur Differenzierung von Ego- und Alter-Perspektiven führt, die jeweils zwischen den Modi der Beobachtung erster und zweiter Ordnung oszillieren.

Ausgespart geblieben ist in dieser Diskussion bisher die unbestimmte Außenseite, und zwar bei allen drei Gleichungen. Das liegt unter anderem daran, dass zwar drei Gleichungen notiert worden sind, sie aber nur gemeinsam die Sinnform der Operation bilden. Ihre gemeinsame, unbestimmte, aber bestimmbare Außenseite ist *Struktur*. Jede aktuelle Operation hat einen unbestimmten Strukturwert, der die Möglichkeit weiterer Operationen anzeigt und durch eine weitere Operation bestimmt wird. Das ist freilich auch sehr nah am Sinnbegriff selbst formuliert, was aber nicht weiter verwundert, weil die Selbstbeobachtung von temporalisierten Elementen vermutlich entscheidend dafür ist, dass sich ein Medium wie Sinn überhaupt bildet (vgl. Luhmann 1997a: 52 ff.). Sinn wahrt dann die

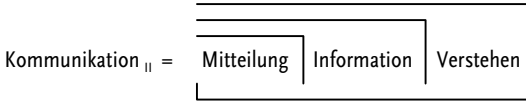
Chance auf Reproduktion weiterer Ereignisse, die Chance für eine Produktion aus eigenen Produkten.

6.3 LUHMANN'S SYNTHESE

Insofern Kommunikation der Operationsmodus des sozialen Systems der Gesellschaft ist, kann man nun wissen, dass Kommunikation ein Ereignis ist, das auf vorherige und nachfolgende Kommunikation verweist; sich dadurch als Element konstituiert, das immer in einem sachlichen Bezug zu anderen, auch gleichzeitig anderen, kommunikativen Elementen steht; und eine Form der Beobachtung ist, die sich selbst im Hinblick auf die Relationen, die sie aufruft und die Sequenzen, die sie produziert, beobachten können muss, um daran orientiert Anhaltspunkte für weitere Operationen zu errechnen. Von Operationen zu reden, ist also anspruchsvoller als auf den ersten Blick scheint. In welcher Form aber beobachtet sich *Kommunikation* als gesellschaftliche Operation? Die Form der Operation gibt nur Auskunft darüber, wie sie als Operation eines Systems beschaffen und in ihrer Umwelt eingebettet ist. Nun gilt es aber, sich zu fragen, wie die Operation der Kommunikation als temporalisiertes Element der Gesellschaft geformt ist, um sie (und sich) beobachtungsfähig zu machen (vgl. Luhmann 2002: 288 ff.).

Auf Grundlage bestimmter Traditionsstränge der Kommunikations- und Sprachtheorie (vgl. Bühler 1934; Ruesch/Bateson 1951; Austin 1962), schlägt Niklas Luhmann in einer eigenen Terminologie vor, Kommunikation als Synthese drei verschiedener Selektionen zu begreifen, »nämlich Selektion einer *Information*, Selektion der *Mitteilung* dieser Information und selektives *Verstehen oder Missverstehen* dieser Mitteilung und ihrer Information« (Luhmann 1987: 115). Man beachte, dass diese drei Selektionen nicht drei einzelnen Operationen entsprechen, sondern Komponenten *einer* kommunikativen Operation sind. Keine dieser Komponenten besteht also für sich allein. Es handelt sich auch nicht um eine Sequenz von Information zur Mitteilung zum Verstehen. Kommunikation beobachtet sich vielmehr mit der Unterscheidung von Mitteilung und Information, um Verstehen zu generieren, damit es weitergehen kann. Die Notation dieser Form kommunikativer Selbstbeobachtung, führt zu einigen interessante Einsichten:

Gleichung (6.5)



Luhmanns Kommunikationsbegriff auf diese Art und Weise zu notieren heißt, ihm eine etwas verschobene Bedeutung zu geben. Insbesondere wäre es in dieser Form nun unangebracht, von »Komponenten« der Kommunikation zu sprechen. Es ist die Form der Selbstbeobachtung von Kommunikation; die Form, in der Kommunikation sich ihrer selbst vergewissert. Alle drei Unterscheidungen werden gleichzeitig aufgerufen. Es geht um *eine* Form, nicht um ein Nacheinander von Differenzen.

Im mathematischen Sinne ist die Reihenfolge, in der Mitteilung, Information und Verstehen notiert werden, im Prinzip nicht mehr entscheidend, weil das re-entry es gerade unmöglich macht, genau wissen zu können, an welcher Stelle der Form man sich operativ befindet.⁷ Das re-entry resymmetrisiert die angezeigte Asymmetrie. Die Notation macht diese Oszillation zwischen Asymmetrisierung und Resymmetrisierung einer Unterscheidung sichtbar – und deshalb macht es für einen Beobachter doch einen Unterschied, mit welcher Unterscheidung man anfängt. Als erste Differenz wird die Mitteilung markiert, weil die Frage, wie eine Mitteilung möglich ist, obwohl das Bewusstsein sich selbst nicht mitteilen kann, das an der Ästhetik geschulte, grundlegende Problem der Kommunikation markiert (vgl. Baecker 2005a). Das macht die Mitteilung entgegen üblicher Vorstellungen interessanterweise zum Hauptargument *gegen* eine Handlungstheorie, denn während ein psychisches System sich durchaus auch informiert und auch auf seine Weise »Welt« versteht, kann es sich unmöglich allein mitteilen. Mitteilung ist immer schon auf Kommunikation angewiesen. Sie ist, auch in Luhmanns Kommunikationsbegriff, diejenige Selektion, die *ausschließlich* in und durch Kommunikation vorkommt. Sie ist auch nicht Ursache für Kommunikation, weil sie gleichzeitig mit Information und Verstehen entsteht. Sie ist, anders gesagt,

7 Siehe oben Kapitel 4.

nicht Input, sondern mehr noch Output von Kommunikation. Sonst wären Mitteilungen ohne Intention nicht möglich, obwohl sie doch, wie Interaktionserfahrungen und organisierte Arbeit (man denke auch an die Figur der Unterlassung) tagtäglich zeigen, massenhaft vorkommen.

Aus diesem Grund ist es schon fast unumgänglich, Mitteilung in der obigen Gleichung (6.5) als erstes zu notieren. Ein Blick auf die Gleichung zeigt, dass jede Mitteilung dreifach bestimmt ist: durch sich selbst, durch Information und durch Verstehen. Dagegen ist das Verstehen zum Beispiel nur einfach (nur durch sich selbst) bestimmt und hat daher mehr Freiheitsgrade. Deshalb ist Missverstehen auch sehr wahrscheinlich; und deswegen ist Verstehen fast voraussetzungslos möglich. Es hat schon stattgefunden, wenn man sich akustisch nicht verstanden hat und eine Rückfrage stellt. Die Rückfrage bezeugt, dass sich Kommunikation ereignet hat, denn sonst wäre sie nicht gekommen. Das Verstehen der soziologischen Kommunikationstheorie ist also vergleichsweise unspektakulär. Es schließt die Einheit der Kommunikation ab, lässt aber offen, wie weiter damit verfahren wird. Das kann dann nur weitere Kommunikation bestimmen.

Ein soziales System hat entsprechend dieser Form der kommunikativen Selbstbeobachtung immer die Möglichkeit, im weiteren Verlauf der Kommunikation entweder die Selektion des Verstehens oder die Selektion der Information oder die Selektion der Mitteilung zu beobachten und entsprechend daran anzuschließen, um sich fortzusetzen. Als Ex-Bundespräsident Horst Köhler im Sommer 2005 per Fernsehansprache Neuwahlen angekündigt hat, wurde zum Teil an die Information angeschlossen, zum Beispiel indem man sich sofort in den Wahlkampf begeben oder auch die Entscheidung inhaltlich kritisiert hat. Die Selektion der Mitteilung hat wiederum Anlass zur Debatte geboten, ob der Bundespräsident solche Auftritte überhaupt angemessen bewältigen kann. Die beiden Verstehensselektionen »Wahlkampf« und »Medieneignung des Bundespräsidenten« sind letztlich auch als übereilte Reaktionen thematisiert worden. Man müsse doch erst die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts abwarten beziehungsweise dem Präsidenten Zeit geben, sich an dieses für ihn neue Medium zu gewöhnen. Indem soziale Systeme derartige operative Bestimmtheiten in die Unbe-

stimmtheit des weiteren Verlaufs transformieren, können sie genügend Spielraum gewinnen, um sich reproduzieren zu können.

Eine soziologische Kommunikationstheorie muss daher mit Methoden arbeiten, die die faktische Unbestimmtheit ihres Gegenstands als Normalfall begreifen und zum Ausgangspunkt machen. Ambiguität ist kein Kennzeichen besonderer sozialer Situationen oder kommunikativer Pathologien, sondern ist für Kommunikation konstitutiv. Soziologische Forschung kann genau hier ansetzen und fragen, wie einmal eröffnete Freiheitsgrade so konditioniert werden, dass die jeder sozialen Situation immanente Ungewissheit gerade nicht mehr auffällt. Man muss es der Gesellschaft überlassen, ob sie etwas überhaupt als Mitteilung versteht und dann bleibt immer noch unbestimmt, ob sie der hochgezogenen Augenbraue oder der zitternden Stimme Mitteilungscharakter beimisst – oder doch eher dem Schlips und den Pumps.

6.4 DIE INFORMATION DER KOMMUNIKATION

Sobald man nun die Information der Kommunikation genauer in den Blick nimmt, kann man sich nicht mehr mit diesem Kommunikationsbegriff zufrieden geben. Die *Operation* der Kommunikation liegt tiefer. Luhmanns Kommunikation ist ein Begriff der Selbstbeobachtung von Kommunikation, das heißt ein Begriff der Beobachtung von Kommunikation als Beobachter zweiter Ordnung. Es fehlt allerdings die Bestimmung der Form der Kommunikation als Beobachter erster Ordnung. Das führt dann aber über die Bestimmung der Kommunikation als Synthese dreier Selektionen hinaus und miten hinein in eine Formtheorie der Kommunikation.

Der Hinweis auf eine Lösung dieses Problems steckt bereits in Luhmanns Bestimmung von Kommunikation als Synthese dreier *Selektionen*. Nicht nur die Information einer Kommunikation ist eine Selektion, sondern auch jede Mitteilung und jedes Verstehen. Kommunikation ist also weder durch Information noch durch Verstehen noch durch Mitteilung noch durch die Einheit ihrer Unterscheidung als Operation hinreichend bestimmt, sondern durch die Operation der *Selektion* selbst. Das legt den Kommunikationsbegriff tiefer, weil die Bestimmung von Information und Kommunikation dadurch gleichsam auf Augenhöhe mit dem Formbegriff

vorgenommen werden muss, wie unter anderem an einer Diskussion von Shannons mathematischer Kommunikationstheorie deutlich wird (vgl. Baecker 2005b). Aber auch der Formbegriff erhält dadurch eine andere Bestimmung, und zwar als ein Begriff, der auf die Entdeckung des Problems der Kommunikation reagiert. Wer Form sagt, muss nun auch Kommunikation sagen.

In der mathematischen Kommunikationstheorie von Claude E. Shannon heißt es: »The significant aspect is that the actual message is one *selected from a set* of possible messages.« (Shannon/Weaver 1949: 31; Hervorhebung im Original). Shannon zielt damit erst einmal nicht auf einen Begriff der Kommunikation ab, sondern formuliert vor allem einen Ansatzpunkt für die Entwicklung eines Informationsbegriffs. Information, so das Argument, ist die Herstellung (das Maß) einer Beziehung zwischen der aktuellen Nachricht und der Anzahl möglicher Nachrichten. Mit anderen Worten steckt Information nicht in der Selektion allein, auch nicht in einer Kenntnis des Auswahlbereichs, sondern ist etwas drittes, nämlich die *Differenz* von Selektion und Auswahlbereich.⁸ Informativ ist ein Ereignis demnach, *weil* es selektiv ist, das heißt weil man darüber die Möglichkeit erhält zu erkunden, woraus es selektiert worden ist und deshalb auf eine Ordnung schließen kann, die weitere Operationen nicht mehr dem Zufall überlässt.

Von Selektion zu sprechen lässt im selben Augenblick auf einen Raum von Möglichkeiten schließen, aus dem selektiert worden ist. Sonst würde eine Selektion gar nicht als eine solche auffallen. Sie wäre andernfalls gerade nicht kontingent, sondern notwendig. Dieser Umstand, dass eine Selektion im Kontext des Raums gelesen werden muss, aus dem sie ausgewählt worden ist, verleiht ihr Informationswert. Nun gibt es im Sozialen jedoch keinen Möglichkeitsraum unabhängig von entsprechenden Selektionen, das heißt

8 Es ist nicht unwichtig darauf hinzuweisen, dass diese Überlegungen Shannons durch zwei Voraussetzungen gerahmt waren: dass die Anzahl möglicher Selektionen (Nachrichten) *endlich* ist; und dass die Auswahl jeder Nachricht aus der Menge möglicher Nachrichten *gleichwahrscheinlich* ist. Das sind natürlich Prämissen, genauso wie die Prämisse eines technisch festgelegten Auswahlbereichs, die für die Entwicklung einer soziologischen Kommunikationstheorie später aus empirischen Gründen fallengelassen werden müssen.

ein solcher Raum gibt sich immer nur gleichzeitig mit der Selektion zu erkennen. Er wird praktisch selbst selegiert. Der Formkalkül kommt hier gerade recht, denn er macht exakt dieses Lesenkönnen einer Selektion im Kontext ihres unbestimmten, aber bestimmmbaren Auswahlbereichs sichtbar.

Gleichung (6.6.1)

$$\text{Information} = \overline{\text{Selektion}} \mid \text{Selektionsbereich}$$

Das ist die Form der Information. Die Außenseite ist mit dem Wort »Selektionsbereich« markiert, obwohl der Einsatz des Kalküls eine solche Benennung in diesem Fall fast überflüssig macht. Der algebraische Wert »Selektion« unter dem Haken verweist wie kaum ein anderer auf einen unmarkierten Zustand, der über die Operation der Selektion gespalten wird und einen Raum erzeugt, der die Selektion im Kontext eines Auswahlbereichs als Selektion lesbar macht.⁹ Die Beobachtung einer Operation *als* Selektion erzwingt mit anderen Worten Beobachtung zweiter Ordnung, sie zwingt zur Beobachtung der *Form* einer Unterscheidung. Die Formalisierung des Informationsbegriffs mit Hilfe dieser Notation macht deshalb hinreichend deutlich, warum Shannons »significant aspect« bereits die Richtung für eine Kommunikationstheorie angibt und nicht nur Anstoß für die Bearbeitung eines ingenieurswissenschaftlichen Problems ist.

Nutzt man die Möglichkeiten des Kalküls, etwas Bestimmtes im Kontext von etwas Unbestimmtem, aber Bestimmbaren zu bezeichnen, fallen drei Dinge auf. Erstens, dass der Selektionsbereich nicht zuvor festgelegt sein muss, sondern im Zuge der Operation selbst selegiert wird; zweitens, dass die Art der Beziehung zwischen Selektion und Selektionsbereich ebenfalls Gegenstand einer Selektion ist, und drittens, dass unbestimmt und dementsprechend auch ei-

9 Hier wird mithin besonders sichtbar, wie die Notation der Form – wenn man einmal weiß, wie sie zu lesen ist – einen Überblick über Sachverhalte schafft, die ansonsten, wie man an dieser Diskussion des Informationsbegriffs sehen kann, viel Formulierungsarbeit erfordern. Man könnte hier nämlich im Prinzip auch einfach nur den Haken notieren.

ne Frage der Selektion bleibt, was für einen Unterschied dieser Unterschied (sachlich, sozial und zeitlich) macht. Damit ist die Grundlage für eine soziologische Kommunikationstheorie gewonnen. Kommunikation prozessiert, zieht man die bisherige Bestimmung des Begriffs wieder hinzu, immer nur Information, sei es eine Verstehens-, eine Mitteilungs-, eine Informationsinformation oder eine Information über sich selbst als kommunikatives Ereignis, also notwendig mitlaufende Metakommunikation (vgl. Ruesch/Bateson 1951: 203 ff.). Notieren man diesen Schritt, sieht die Form folgendermaßen aus:

Gleichung (6.6.2)

$$\text{Information}_{\text{Kommunikation}} = \boxed{\begin{array}{|l|l|} \hline \text{Selektion} & \text{Selektionsbereich} \\ \hline \end{array}}$$

Information ist mit dem Index »Kommunikation« versehen, um deutlich werden zu lassen, dass hiermit noch nicht die operative Bestimmung der Kommunikation selbst geleistet ist, sondern damit vielmehr der Umstand markiert wird, dass für einen soziologisch interessierten Beobachter jede Kommunikation Information erzeugt und jede Information kommunikativen Charakter hat. Die Form (6.6.2) fasst eine vierstellige Selektion zusammen: die Selektion der Selektion, die Selektion des Selektionsbereichs, die Selektion des Bezugs dieser beiden Selektionen und die Selektion des Unterschieds, den diese Form in sachlicher, sozialer und zeitlicher Hinsicht macht. Letzteres ist in dieser Form durch die unmarkierte Außenseite berücksichtigt und schließt dadurch Gregory Batesons Informationsbegriff mit ein, der Information definiert als »any difference which makes a difference in some later event« (Bateson 1972: 381). Damit ist nichts geringeres gesagt, als dass sich in dieser Form ein *System* in-formiert. Nur ein System kann zwei unterschiedliche Ereignisse so aufeinander beziehen, dass sie als Einheit behandelt werden können. Ein System *ist* gerade dieser Bezug. Niemand kann einem System die Bestimmung des Unbestimmten abnehmen, aus der es seine Information gewinnt. Es ist eine Eigenleistung. Ein für einen Beobachter identisch erscheinendes Ereignis

nis ist daher nicht für jedes System in gleicher Weise oder zur gleichen Zeit informativ. Das Lesen über die Pestizidverseuchung von Obst ändert für Obsthasser nichts. Ebenso wenig werden die stark vergrößerten Warnhinweise der EU-Gesundheitsminister auf Zigarettenschachteln wahrscheinlich das Bewusstsein von Rauchern ändern. Doch für einen (noch) nicht rauchenden Jugendlichen kann das schon wieder anders aussehen. Information kommt nicht aus der Umwelt in ein System hinein und wird auch nicht an sie abgegeben. Sie ist nicht wie ein Gut vorhanden und abrufbar (vgl. von Foerster 1972). *Ein System kann sich nur selbst informieren.* Es behält sich zwar die Option vor, die Information seiner Umwelt zuzurechnen und meistens tut es das auch. Das ändert aber nichts an der Selbstinformierung des Systems, denn auch diese Zurechnung ist eine selektive Operation des Systems.

Man erhält folglich keine Information, die man dann *verarbeitet*, sondern Information wird *erarbeitet*. Hierin liegt auch der Grund, warum Information ein Überraschungsaspekt zugesprochen wird. Information überrascht nicht deswegen, weil man durch eine Selektion etwas eingespeist bekommt, was vorher nicht da war, sondern, weil man Relationen zwischen einer Selektion und ihrem Selektionsbereich *herstellen* muss, die nicht zwangsläufig gegeben sind. In einem etymologischen Sinn verweist »Überraschung« auf den Sachverhalt, dass sich Relationen für einen Beobachter überraschend einstellen, ihn überfallen, für ihn also (zeitlich) nicht kontrollierbar sind, und zwar weder thematisch noch intentional. Das Intendieren einer Information muss damit rechnen, von der Selektion der Kommunikation selbst überrascht zu werden und das Thematisieren einer Information ist immer einen Schritt zu spät, weil sie zwar den Sinn einer Information, aber nicht ihren überraschenden Informationswert mitkommunizieren kann. Oft gibt man wichtige Informationen preis, ohne es zu wollen und ebenso kann der Versuch, die Kommunikation als Preisgabe wichtiger Information zu markieren unerhört verpuffen. In diesem Verständnis von Information ist also jede Kommunikation informativ und nicht nur diejenige Kommunikation, die man für informativ hält. Kommunikation überrascht immer – nur die Tatsache, dass es so ist, kann selbst nicht mehr überraschen. Nicht erst die Antwort auf eine Frage bringt die gewünschte Information, sondern die Frage erzeugt selbst be-

reits Information, sonst würde Kommunikation gar nicht zustande kommen. Das Warten auf eine Antwort wäre vergeblich.¹⁰

Dirk Baecker hat eine Form der Kommunikation vorgeschlagen, die er von diesem Informationsbegriff herleitet und die den Übergang von einem mathematischen Informationsbegriff der Kommunikation zu einem soziologischen Kommunikationsbegriff vollzieht (Baecker 2005b). Seine Arbeit an einer soziologischen Theorie der Kommunikation lässt die Annahme eines technisch determinierten Auswahlbereichs fallen, ohne zugleich die mathematische Idee eines Ordnungsbegriffs der Information fallen zu lassen. Vielmehr steckt im Ordnungsbegriff gerade der Schlüssel für einen Übergang von der Form der Information zur Form der Kommunikation. Dieser Ordnungsbegriff verlässt sich nun nicht nur auf die Relationierung einer Nachricht und ihres Auswahlbereichs (Information), sondern ist ein Maß dafür, welche anderen Nachrichten man durch Auswahl einer bestimmten Nachricht mit welcher Sicherheit erwarten kann.¹¹ Der Selektionsbereich weist also eine Ordnung auf, die in der Kommunikation als kontingente Ordnung erarbeitet wird. Baecker platziert die Selektion deshalb in Nachbarschaft eines redundanten Raums von Selektionsmöglichkeiten, der genau diesen Ordnungsaspekt mitzudenken erlaubt (Baecker 2005b: 15 ff.; die Form auf S. 24).

Gleichung (6.7)

$$\text{Kommunikation}_{III} = \begin{array}{|c|c|} \hline \text{Selektion} & \text{Redundanz} \\ \hline \end{array}$$

¹⁰ Wenn Kommunikation unweigerlich informiert, stellt sich natürlich die Frage, ob man dann überhaupt, wie es landläufig heißt, gezielt informieren beziehungsweise desinformieren kann. Vor dem Hintergrund der bisherigen Argumentation natürlich nicht (vgl. aber Baecker 1999a). Gelogen wird dennoch unablässig. Aber Voraussetzung dafür ist: dass Kommunikation stattfindet und dadurch Information generiert wird. Alles weitere ist eine Frage der strukturellen Realisierungs- und Blockierungsmöglichkeiten des sozialen Systems.

¹¹ Genauer gesagt hat Shannon eine Entropiekalkulation als Maß für die Unsicherheit entwickelt, die man in Erwartung eines Signals erwarten kann (Shannon/Weaver 1949: 66 ff.).

Während die Form (6.6.2) die Erwartbarkeit weiterer Selektionen auf die unbestimmte Außenseite externalisiert, wird in Gleichung (6.7) die Bestimmung der Ordnung, auf die man sich einlassen und dann auch – zumindest für den Augenblick – verlassen kann, durch Redundanz in die Form hineingeholt.¹² Genau das zeichnet Kommunikation aus: sie verlässt sich nicht auf Außenhalte, sondern arbeitet selbst an kontingenten Ordnungsangeboten, an denen sie sich, immer bis auf weiteres, orientieren kann. Redundanz bedeutet ferner, dass mit dieser Form Fragen der Semantik oder Bedeutung von Kommunikation mitberücksichtigt sind, will man Gregory Bateson in diesem Punkt folgen und davon ausgehen, dass *redundancy* und *meaning* synonym verwendet werden können. Die Annahme der Kommunikationsingenieure, dass Bedeutungsfragen für eine technische Theorie irrelevant sind (vgl. Shannon/Weaver 1949: 31), erweist sich als irrig:

»As I see it, if the receiver can guess at missing parts of the message, then those parts which are received must, in fact, carry a *meaning* which refers to the missing parts and is information about those parts.« (Bateson 1972: 420; Hervorhebung im Original)

Geht man nun ferner mit Niklas Luhmann davon aus, dass es *Kognition* ist, die sich für die Erzeugung von Redundanzen verantwortlich zeichnet (Luhmann 1997a: 124), beginnt man Ansatzpunkte für eine mögliche Kognitionswissenschaft der Kommunikation zu erahnen, die sich wohl nicht nur auf die Soziologie verlassen können (Baecker 2005b: 53 f.).

12 Man beachte, dass Gleichung (6.7) nicht *die* Form der Kommunikation ist, sondern diejenige Form, die sich mit Hilfe eines soziologischen Blicks auf Shannons Forschungen gewinnen lässt. Sie bildet jedoch eine wichtige Grundlage für die Verbindung von Kommunikationstheorie und Formalkül, so dass man dann noch weiter gehen kann, um zu einem Formalismus der Kommunikation als Bezeichnung im Kontext einer Unterscheidung zu gelangen (vgl. Baecker 2005b: 55 ff. und weiter oben Kapitel 2, inklusive Gleichung (2.2)), der dann als Eröffnung und Konditionierung von Freiheitsgraden gelesen wird: Kommunikation ist frei in der Setzung von Unterscheidungen und Bezeichnungen, aber gebunden im Hinblick auf ihre Relationierung (Baecker 2005b: 63).

Dass der Auswahlbereich einer Selektion sozial unbestimmt ist, schließt es nicht aus, ja macht es gerade attraktiv, zu versuchen, determinierte (endliche, abgegrenzte) Selektionsmengen zu definieren. Das schließt Ingenieure und ihre Maschinen mit ein, so dass die ingenieurwissenschaftliche Kommunikationstheorie nun als Spezialfall einer allgemeinen Kommunikationstheorie erscheint. Ein Ingenieur legt beispielsweise das Alphabet als Auswahlbereich für die Codierung von Nachrichten oder den Toleranzbereich für das Werkstück an einer vollautomatisierten Drehbank fest. Man kann einen solchen Auswahlbereich festlegen, *weil* es für Kommunikation keinen vorher festgelegten Raum kommunikativer Möglichkeiten gibt. Ein soziales System ist gerade das Resultat einer fortwährenden Erkundung solcher Räume. Man kommuniziert weiter, um herauszufinden, was denn nun der Fall ist. Soziologisch lässt sich durch ein Zugrundelegen der Gleichung (6.7) nach Strukturen der Technisierung von Kommunikation, also einer strikten und mithin kausalen Kopplung der Variablen und Konstanten der Gleichung, fragen. Der militärische Befehl ist ein bekannter und ausgiebiger Versuch, Kommunikation zu technisieren. Er lässt keinen Platz für die Selbstbestimmung eines Auswahlbereichs, um zu erreichen, dass ein Befehl für alle Beobachter dieselbe Information bedeutet. Das wird man im Regelfall durchaus als gelungen beobachten, doch es bleibt auch immer nur ein Versuch, wie nicht nur militärische Ernstfälle immer wieder zeigen. Partygespräche zeichnen sich dagegen dadurch aus, dass der Auswahlbereich vollkommen im Fluss ist. Sie gelten als gelungen, wenn gerade offen bleibt, was für wen auf welche Weise eine Information ist. Redundante Unbestimmtheit amüsiert – oder langweilt.

Information und Kommunikation unterscheiden sich, wie diese Formdiskussion zeigt, nur haarfein. Über den Unterschied dieser beiden zu sprechen, heißt gleichsam, eine theoretische Grauzone zu betreten. Niklas Luhmann hat die bloße Wahrnehmung des Verhaltens anderer wohl als Information, aber nicht als Kommunikation verstanden, weil ihm daran lag, einen hinreichend abgrenzbaren Kommunikationsbegriff zu gewinnen, der die Autopoiesis des Sozialen scharf zu beschreiben erlaubt (vgl. Luhmann 1984a: 100 ff.; 1987; 2002: 299 f.). Bei der bloßen Wahrnehmung des Verhaltens anderer fehlt schließlich eine Mitteilung. Doch genau hier liegt das Problem. Denn ob eine Mitteilung vorliegt oder nicht, lässt sich nicht

an irgendwelchen Intentionen von Akteuren ablesen, weil man sowohl von Mitteilungen als auch von ihren Intentionen nur etwas wissen kann, wenn sich Kommunikation bereits ereignet. Und hier kommt Sprache ins Spiel. Sie ist die einzige Möglichkeit, Mitteilungen eindeutig als Mitteilungen zu produzieren und zu adressieren. Sprechen bricht eine Lanze für Mitteilung. Deshalb ist Sprache auch eine notwendige Bedingung der Ausdifferenzierung des Gesellschaftssystems (vgl. Luhmann 1997a: 205 ff.). Wird Sprache verwendet, hat man sofort eine Mitteilung und einen Mitteilenden, so dass die Ungewissheit, ob Kommunikation sich ereignet hat, minimiert wird und Anschlüsse erleichtert werden. Deshalb vergewissert sich Gesellschaft durch Sprache ihrer Selbstreferenz. Wer spricht, spricht nur in Ausnahmefällen für sich, sondern bittet gleichsam darum, (als) *kommunikativ* verstanden zu werden (vgl. Luhmann 2002: 299 f.). Mit Sprache gewinnt man deshalb einen Ankerpunkt für Mitteilungen, aber was letztlich als Mitteilung selegiert wird, bleibt dennoch offen. Auch Körper oder Kleidung können Kommunikation zur Informationserarbeitung veranlassen.

Ob Kommunikation stattfindet oder nicht oder ob nur eine Wahrnehmung von Verhalten vorliegt, kann ein wissenschaftlicher Beobachter also nicht vorweg bestimmen. Ein achtloses Aneinandervorbeigehen im Getümmel der Stadt oder die Feinkoordination im Straßenverkehr scheint ohne mitlaufende kommunikative Abstimmung von Wahrnehmung nicht möglich. Oder man denke an den Geschäftsführer, der sich zwei Mal am Tag auf den Weg durch seinen Betrieb begibt, um nach dem Rechten zu sehen. Was passiert im Augenblick der Wahrnehmung seiner Präsenz, obwohl er nicht jeden wahrnehmen kann, der ihn wahrnimmt? Wie beschreibt man den Vorgang, dass Maschinenbediener ihre Teile im selben Augenblick noch geschickter aus der Maschine holen und viel vorsichtiger bearbeiten als sonst und die Nachwuchsführungskraft schnurstracks belehrende Worte für jemand findet, mit dem sie sich eigentlich nur die Zeit vertreiben wollte? Wie würde man kommunikationsunabhängige Koordination von Verhalten bezeichnen können? Mit welchem Typ von Operation hätte man es in diesem Fall zu tun?¹³ Wir lassen diese Fragen an dieser Stelle so stehen und markieren sie als Problem der Differenz von Kommunikation und Information – bezie-

13 Die Antwort von Klaus Türk (1995c) lautet: Ko-Operation.

hungsweise mit anderem Fokus: als Problem der Differenz von Kommunikation und Wahrnehmung –, ein Problem, das augenblicklich nur durch Angabe einer Systemreferenz kontrolliert werden kann. Jedoch könnte es sich als entscheidender Vorteil einer Formtheorie der Kommunikation herausstellen, dass sie über die Zulassung wiedereintretender Formen eine eindeutige Festlegung von Innen und Außen eines Systems ohnehin unmöglich macht. Der Streitfall, ob beobachtbare Koordinationsmuster nicht doch nur über Wahrnehmung des Verhaltens anderer laufen, wird auf diese Weise eingeklammert. Das macht den Weg frei für einen Begriff zur Erfassung und Beschreibung feinsten und gleichzeitig ablaufender Abstimmungsvorgänge einer unbestimmten, nur durch Kommunikation bestimmbar, Anzahl von Teilnehmern, Dauer von Ereignissen und Präsenz von Dingen. Man hätte es dann in erster Linie mit einer Ökologie der Kommunikation zu tun, sofern man unter Ökologie eine operativ zu vollziehende, streng relationale und lose gekoppelte Zusammenstellung versteht, in der Ereignisse und Dinge genauso teilnehmen wie Dinge und Teilnehmer ereignishaft und Teilnehmer und Ereignisse dinghaft sein können (vgl. Latour 1999). Ein solcher Kommunikationsbegriff hat eher paradigmatischen als disziplinären Charakter und man kann diesbezüglich noch nicht abschätzen, ob er die Arbeit an einer Gesellschaftstheorie fördert oder vielmehr in Schwierigkeiten bringt. Aber man sollte nicht vergessen, dass Gesellschaft für Luhmann das an diesem Problem orientierte, fortlaufende Spiel mit der Unterscheidung von Kommunikation und Nicht-Kommunikation ist, das für den Verweisungsüberschuss an Möglichkeiten sorgt, mit dem sie ihre Reproduktion ermöglicht. Das meint Autopoiesis der Gesellschaft: nur Kommunikation kann Kommunikation als Kommunikation bestimmen. Kommunikation labt sich gleichsam an der Produktion menschlichen Verhaltens (vgl. Serres 1980),¹⁴ so dass es möglich wird, prinzipiell jedes Verhalten als kommunikatives Handeln, also als Mitteilung, auszulegen. Aber es gibt natürlich Grenzen, welches Verhalten in welchen Kontexten überhaupt als Mitteilung codiert werden kann – und genau das er-

14 Auf diesen parasitären Charakter spielt auch das bekannte pragmatische Axiom menschlicher Kommunikation von Paul Watzlawick an, nämlich dass man, zumindest in Situationen wechselseitiger Wahrnehmung, nicht nicht kommunizieren kann (Watzlawick/Beavin/Jackson 1968).

laubt dann Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen wir uns bewegen.

6.5 ERWARTUNGSLEITENDE WAHRSCHEINLICHKEITEN

Bis zu diesem Punkt ging es um die Bestimmung der Form der Kommunikation als Beobachtung und Operation. Doch insofern Kommunikation die Beobachtung und Operation eines *Systems* ist, bleibt die letztlich entscheidende Frage, wie das Gesellschaftssystem dafür sorgt, dass bestimmte Zusammenhänge wiedererkennbar sind, institutionalisiert werden und Erwartungen so erzeugen und anzeigen können, dass bestimmte Möglichkeiten des weiteren Verlaufs wahrscheinlicher werden als andere. Ziemlich viel dessen, was in unserem Alltag unter Normalität läuft, ist auf solche stabilisierten Formen zurückzuführen, die Kommunikation jeweils auf bestimmte Art und Weise erzeugen und kanalisieren. So wird stets ein gewisses Maß an Orientierung reproduziert. Luhmann spricht in diesem Zusammenhang von erwartungsleitenden Wahrscheinlichkeiten und setzt diesbezüglich auf den Begriff der Kommunikationsmedien (Luhmann 1997a: 190 ff.). Medien antworten letztlich auf die Frage, wie Kommunikation sich fortsetzt, wie man also von einer Operation zur nächsten, von einer Selektion zu weiteren Selektionen kommt, ohne die vorherige Selektion einfach zu ignorieren, sondern indem man auf sie aufbaut. Sie behandeln aber zugleich auch das quer dazu liegende Problem, dass es generell unwahrscheinlich ist, zu Kommunikation motivieren zu können (vgl. Baecker 2005b: 175 ff.). Sie konditionieren Selektionen deshalb auf eine Art und Weise, dass sie *als* Selektion zu einer Annahme von Kommunikation motivieren.¹⁵ Diese Kopplung von Selektivität und

15 Und auch hier gilt: Motive und Motivation braucht man erst, seitdem man sich in kommunikativen Verhältnissen beobachtet weiß. Bei Max Weber heißt es bereits: »Motiv« heißt ein Sinnzusammenhang, welcher dem Handelnden selbst oder dem Beobachtenden als sinnhafter »Grund« eines Verhaltens erscheint.« (Weber 1921: 5) Erst das Verhalten, dann das Motiv in Form der Differenz von Selbst- und Fremdbeobachtung beziehungsweise als Selbstbeobachtung der Fremdbeobachtung. Siehe

Motivation gelingt dadurch, dass Erfolgsmedien wie Liebe, Geld, Macht, Wahrheit, aber auch Verbreitungsmedien wie Schrift, Buchdruck oder elektronische Medien auf ganz bestimmte, abgrenzbare Bereiche bezogen sind und es dadurch attraktiv machen, sich auf sie einzulassen, weil sie nur einen minimalen Teil möglichen Verhaltens betreffen (vgl. Baecker 2002b).¹⁶ Das Telefon motiviert beispielsweise dazu, es zu benutzen, gerade weil man sich *nur* hört und ansonsten andere Dinge tun, zum Beispiel auf die Toilette gehen kann (auch wenn man dann auf das Abziehen zunächst verzichtet). »Man spricht, schaut, hört, liest und schreibt, schaut fern, rechnet und surft gleichsam immer und grundsätzlich trotzdem. Es ist die Selektivität, die motiviert.« (Baecker 2005b: 178).

Kommunikationsmedien beziehen sich sowohl auf das Problem der Kopplung von Selektionen als auch die quer dazu liegende Frage einer Kopplung der Konditionierung von Selektionen (= Selektivität) mit entsprechender Motivation. Das Argument bewegt sich damit auf Ebene einer allgemeinen Medienfunktion, die noch nicht Verbreitungs- und Erfolgsmedien differenziert.¹⁷ Damit ist gemeint, dass jede kommunikative Selektion im Prinzip zwei Hürden gleichzeitig nehmen muss: Sie muss anschlussfähig sein, also auf weitere Selektionen verweisen können, und sie muss stets entsprechende Motivation beschaffen oder voraussetzen können. Der Unterschied zwischen »beschaffen« und »voraussetzen« ist hier entscheidend. Üblicherweise kann die Gesellschaft Motivation nämlich als unproblematisch *voraussetzen*. Muss sie jedoch Motivation *beschaffen*, das heißt Motive liefern, die durch Bewusstsein nachvollzogen und von ihm im wahrsten Sinne des Wortes mit-gemacht

selbstverständlich auch Mills 1940 und Blum/McHugh 1971. Nicht zu vergessen: Burke 1945.

16 Siehe zur Unterscheidung von Verbreitungs- und Erfolgsmedien Luhmann 1997a: 202 ff.

17 Luhmann hat die Differenz von konditionierter Selektion und Motivation freilich auf die Bestimmung der Erfolgsmedien Liebe, Wahrheit, Macht, Geld oder Kunst bezogen und darauf beschränkt (vgl. Luhmann 1997a: 320 ff.). Wir gehen jedoch durchaus mit Luhmann und seinem Formbegriff der Gesellschaft – aber in Bezug auf Medien auch von ihm abweichend – davon aus, dass sich das Motivationsproblem in jeder Kommunikation stellt (vgl. Baecker 2005b: 175 ff.).

werden können, dann verlässt sie sich auf spezifische Medien. Medien beschaffen Motivation für eher unwahrscheinliche Selektionen, wie in Bezug auf das Geben und Ausführen von Befehlen oder Anweisungen, die Erklärung und Erwiderung von Liebe, die Annahme und das Ausgeben von Geld, das Eingehen und Schlichten von Konflikten (Recht), die kritische oder affirmative Akzeptanz von Werken anderer (Kunst), die Produktion und Rezeption unerhörten Wissens, aber eben auch in Bezug auf das Schreiben und Lesen, Fernsehen, Telefonieren oder Uploaden und Downloaden.¹⁸ Dass die Beschaffung von Motivation auch in diesen Bereichen mittlerweile selbstverständlich erscheint, also typischerweise einfach vorausgesetzt wird, ist klassisch gesprochen ein Hinweis auf die Institutionalisierung dieser Medienbereiche und postklassisch gesagt ein Resultat der Evolution, also einer Transformation von der Unwahrscheinlichkeit ihrer Entstehung in die Wahrscheinlichkeit ihrer Erhaltung (vgl. Maruyama 1963; Luhmann 1997a: 413 ff.)

Eine detaillierte Diskussion zur Differenz von Verbreitungs- und Erfolgsmedien ist an dieser Stelle nicht erforderlich, weil es augenblicklich nur darum geht, die Form der Medialität selbst in den Blick zu nehmen, also gleichsam die Heuristik des Mediums in Bezug auf den Formbegriff freizulegen. Doch auch auf Ebene des allgemeinen Medienbegriffs bleibt der empirische Bezug erhalten, denn es geht noch immer darum zu klären, wie sowohl das Problem der Anschlussfähigkeit von Selektionen als auch zugleich das Problem der Differenz von Selektivität und Motivation gelöst wird. Das lässt sich auf die Formel der Suche nach erwartungsleitenden Wahrscheinlichkeiten bringen und entspricht einem Versuch, unser Nichtwissen in Bezug auf die Frage zu spezifizieren, wie Kommunikation sich selbst ermöglicht, wie sie also Möglichkeiten ihrer eigenen Fortsetzung errechnet und sich verfügbar macht.

18 Es ist immer wieder faszinierend zu sehen, dass einige nichts besseres zu tun haben, als eine soeben erworbene Musik-CD sofort zu rippen und ins Netz zu stellen – insbesondere dann, wenn dieses Album in irgendeiner Form vor dem offiziellen Veröffentlichungsdatum in ihre Hände gerät. Während noch vor kurzem die Motivation eher darin bestand, ein Album zu haben und hören zu können, das andere gerade noch *nicht* haben, kommt nun die Motivation der Selektivität des Mediums hinzu, es als erster hochgeladen zu haben.

Der Begriff des Mediums ist nun so gebaut, dass sich mit ihm genau das beschreiben lässt: wie es zu dem unglaublichen Kombinationsreichtum von Kommunikationsformen kommt. Das Ganze läuft dann letztlich auf das Medium Sinn hinaus, denn ganz gleich welche historisch etablierten Kommunikationsmedien man sich auch genauer anschauen will, alle Medien und ihre Formen greifen auf die Errungenschaft des Sinns zurück und bauen auf ihr auf. Jede Form ist eine Form im Medium des Sinns. Gerade auch der Begriff des Mediums selbst.

Wenn bei der Einführung des Formbegriffs gesagt worden ist, dass es zu Form keinen Gegenbegriff gibt, so ist in gewisser Weise etwas verschwiegen worden. Tatsächlich braucht der Formbegriff von Spencer-Brown keinen Gegenbegriff, aber Niklas Luhmann hat einen Vorschlag gemacht, der einfach zu reizvoll ist und zu schlüssig erscheint, als dass man ihn übergehen könnte. Luhmanns Vorschlag besteht darin, jede Form auf ein Medium hin zu beobachten, in dem sie möglich ist.¹⁹ Er geht zurück auf die Unterscheidung zwischen Ding und Medium, die der Wahrnehmungspsychologe Fritz Heider in den 1920er Jahren eingeführt hat (Heider 1926) und die dann für sehr lange Zeit in Vergessenheit geriet, bis sie der Organisationstheoretiker Karl E. Weick in den 1970er Jahren ausgegraben und für die Beschreibung von Organisationen fruchtbar gemacht hat (Weick 1976, 1979). Fritz Heider hat mit der Unterscheidung Ding/Medium versucht, eine für die Wahrnehmung maßgebende Struktur der Außenwelt zu beschreiben. Man kann Dinge nur wahrnehmen, weil die Außenwelt diese Struktur hat: man sieht Objekte im Medium des Lichts und hört Geräusche im Medium der Luft, das heißt man muss sich in der Wahrnehmung auf etwas verlassen, was man nicht gleichzeitig mit wahrnehmen kann. Die Systemtheorie wendet diese Unterscheidung dann autologisch: nicht eine Struktur der Außenwelt wird damit auf den Begriff gebracht, sondern man erhält eine für die Beobachtung maßgebende Struktur für Beobachter.²⁰

19 Die Unterscheidung von Form und Medium ist natürlich selbst eine Form und deshalb hat der Formbegriff auch immer noch keinen Gegenbegriff.

20 Siehe dazu auch die Beiträge im Band von Brauns 2002.

Die autologische Qualität des Begriffs wird entfaltet, indem Luhmann Heiders »Ding« durch Spencer-Browns »Form« ersetzt. Das Notieren der Form eines Mediums mit Hilfe der Gleichung

Gleichung (6.8)

$$\text{Medium} = \boxed{\text{Form}} \text{ Medium}$$

macht es möglich, alle Facetten des Modus medialer Beobachtung zu integrieren. Es ist ein Vorschlag für eine *Konvention*, wie man Medialität notieren kann, wenn einerseits die Unabschließbarkeit und Unbeobachtbarkeit von Medien deutlich werden und andererseits der Umstand Beachtung finden soll, dass nur Formen operativ anschlussfähig und beobachtbar sind.²¹ Die Gleichung ist so zu lesen, dass sich jede Form auf die Beanspruchung eines Mediums hin beobachten und befragen lässt, das die Formbildungsmöglichkeiten auf unbestimmte, aber bestimmbare Weise mitbestimmt. Dieser allgemeine Medienbegriff ist auf Kombination mit einem bestimmten disziplinären Interesse und mit einer Systemreferenz angewiesen, um einen sowohl theoretischen als auch empirischen Rückhalt zu gewinnen, der die nichtssagende Aussage, dass Medien letztendlich alles bestimmen, umschiffen kann. Die hier verwendete Disziplin ist eine soziologische, mitsamt einem theoretischen Interesse an Kommunikationsmedien und dem empirischen Problem, wie Gesellschaft die Bedingungen der Möglichkeit ihrer eigenen Reproduktion durch Kommunikation errechnet, um den Anschluss weiterer Kommunikation zu ermöglichen.

Mindestens zwei Dinge fallen an der Gleichung sofort auf: ein Medium kommt in seiner eigenen konstitutiven Unterscheidung selbst noch einmal vor; und die Unterscheidung zwischen Form und Medium ist selbst eine Form. Ersteres verhindert substantialistische Versuchungen, weil die Form durch die in Gang gesetzte Rekursi-

21 Siehe auch die Beweisführung im Anhang. Dort zeigt sich, dass diese notationelle Konvention empirisch gleichsam unmöglich ist, weil sie zur sofortigen Auflösung in Richtung »Form« neigt.

vität immer wieder auf sich selbst, aber nicht auf irgendeine Substanz stößt. Letzteres verhindert eine theoretische Verflüchtigung des Medienbegriffs, weil Unterscheidung, wie Spencer-Brown definiert, perfekte Kontinenz ist (Spencer-Brown 1969: 1), das heißt sowohl Enthaltbarkeit der Operation als auch Disziplinierung der Beobachtung bedeutet. Es gibt keine Formen an sich und erst recht kein Medium, das bereits existiert und nur darauf wartet, geformt zu werden. *Insofern* medial beobachtet wird, ist eine Form also nur Form in Differenz zu einem Medium und ein Medium nur an seinen Formen sichtbar. Das gilt auch für Heiders Wahrnehmungsmedien. Man sieht nicht das Licht und man hört nicht die Luft, sondern man sieht und hört nur die Dinge und schließt zurück auf ein Medium, in dem sie möglich sind. Medien können also nicht beobachtet werden, es sei denn: als Form. Eine nähere Bestimmung des Mediums auf der Außenseite ist auch möglich – indem man seine Form bestimmt.²² Um diese Umstände in der Notation sichtbar mitzuführen zu können, habe ich mich für die Einführung der in Gleichung (6.8) dargestellten Konvention entschieden, in der das re-entry, insofern man Medien als Medien notiert, allein auf die Form bezogen ist. Denn was man auch tut, man stößt immer wieder auf die Rekursivität der Form und die Notwendigkeit, zwei Seiten einer Unterscheidung zu unterstellen und mithin zu benennen. Medien sind nicht einfach als Medien beobachtbar. Sie sind ein durch re-entries erzeugter, imaginärer Raum, den die Kommunikation schafft und nutzt, um für ihre Selbstreproduktion erwartungsleitende Wahrscheinlichkeiten gewinnen zu können.

Die Notation der Form eines Mediums macht kenntlich, dass es das re-entry der Form in sich selbst ist, das für einen generalisierten Medienverdacht sorgt (vgl. Groys 2000). Das subversive Element des re-entry zerstört die Unterscheidungsmerkmale einer Konstanten zum Teil und lässt im so erzeugten Zusammenbruch ein Medium erscheinen, das für erneute Formung zur Verfügung steht.²³

22 In diesem Fall bietet es sich dann an, das so bestimmte »Medium« auf der rechten Seite der Gleichung als »mediales Substrat« zu bezeichnen, um seine Form bestimmen zu können. Vgl. Luhmann 1997a: 195, Fn. 10; 2000a: 30 f.

23 Im Übrigen scheint dieser Gedanke eines *breakdown* vorheriger Zustände für die Genese anschließender Zustände und seine konstitutive

Es kommt durch Selbstreferenz zur Erzeugung einer Unbestimmtheit weiterer Operationen, wobei das nicht das Problem, sondern die Bedingung der Möglichkeit der Lösung des Problems der Bestimmung weiterer Operationen ist. Unbestimmtheit heißt ja nicht Unbestimmtheit der Welt (oder positiv formuliert: alle erdenklichen Möglichkeiten), sondern Unbestimmtheit in Differenz zur Bestimmtheit einer bestimmten Form. Medien erinnern ihren operativen Ausgangspunkt und vergessen alles andere. In *Relation* zu diesem kontingenten Ausgangspunkt werden durch Oszillation dann andere Möglichkeiten sichtbar. Kommunikation im Medium des Geldes ist beispielsweise nur möglich, wenn man eine bestimmte Zahlung erinnert, dabei fast (!) alle Kontexte ihres Zustandekommens vergessen kann und deshalb die Möglichkeit gewinnt zu kalkulieren, was man weiter damit anfängt. Die so erzeugte Unbestimmtheit der weiteren Verwendung ist aber unmittelbar abhängig von der Bestimmtheit (Höhe, Art, Kontext) der Zahlung und keinesfalls eine Welt aller Möglichkeiten. Dass man dennoch manchmal viel mehr Möglichkeiten sieht, als die Bestimmtheit einer Operation es zulässt, erzeugt die bekannten Konsumsehnsüchte, Wahrheitsansprüche, Machtphantasien und Liebeslüste, die für die moderne Gesellschaft typisch sind. Womöglich ist das Auftauchen bestimmter Gefüge des Begehrens (vgl. Deleuze 1996) sogar ein guter Indikator für die Existenz bestimmter Kommunikationsmedien.

Man kann diese aus dem Formkalkül gewonnene Beschreibung von Medien nun im Zusammenhang mit Fritz Heiders Beschreibung von Medien als Unterscheidung von strikter und loser Kopplung lesen (vgl. Heider 1926). Strikt gekoppelte Elemente sind Form, ihre lose Kopplung bildet das mediale Substrat, das wiederum nur in Differenz zu den strikt gekoppelten Formen sichtbar ist. Das widerspricht nicht der Begriffsbestimmung, dass Form eine Unterscheidung mit zwei Seiten ist, sondern macht sie anders lesbar. Wird eine Form im Kontext ihres Mediums beobachtet, erscheint sie als strikte Kopplung, und operational kann das nur heißen, dass strikte Kopplung auf die strikte Kopplung der Elemente einer Un-

Rolle als Bedingung der Möglichkeit von Kognition nicht nur in der Soziologie anschlussfähig zu sein (Collins 1981; Mische/White 1998; Reckwitz 2003), sondern vor allem auch in der Biologie (Varela 1992) und der Computerwissenschaft (Winograd/Flores 1986).

terscheidung hinausläuft: konstante Unterscheidung, variable Innenseite, variable Außenseite, variable Öffnung und Schließung eines Raums der Unterscheidung. Dass lose gekoppelte Elemente dennoch massenweise vorkommen, verdankt sich dem Umstand, dass die Elemente einer Unterscheidung alle begrenzte, aber abzählbare Variabilität aufweisen – auch die Unterscheidung selbst, deren Invarianz durch ein re-entry fraglich wird und deshalb ebenso variabel erscheint. Striktheit (oder Rigidität) der Kopplung besagt also nichts anderes, als dass es zu einer konkreten beobachtbaren Operation kommt. Auch das findet in der Gleichung (6.8) ihren Ausdruck. Die Form ist ein strikt gekoppeltes, aber deswegen unbeständiges Ereignis, das sofort wieder zerfällt (Subversion) und ein Medium lose gekoppelter Elemente für immer neue Formen frei gibt. Eine Liebeserklärung wird ausgesprochen, verflüchtigt sich sofort wieder, aber verbraucht das Medium nicht, sondern reproduziert es vielmehr durch wiederholten Gebrauch. Andernfalls wäre die romantische Liebe auf verlorenem Posten oder würde zumindest in Ehen keine Chance haben.

Es sei noch einmal daran erinnert, dass das Problem, an dem dieser Abschnitt arbeitet, sich an der Frage festmachen lässt, wie durch Medien dieser schier unerschöpfliche Kombinationsraum für Kommunikation entsteht, der den Übergang von einer zur nächsten Kommunikation erleichtert. Man kann sich hier zunächst mit der reichlich allgemeinen Behauptung begnügen,²⁴ dass Kommunikationsmedien die Unwahrscheinlichkeitsschwelle²⁵ der Kommunikation allein schon deswegen überschreiten helfen, weil man wissen kann, dass jedes Wort, jeder Text, jede Interpretation, jedes Kunstwerk, jedes Glaubensbekenntnis, jede Zahlung, jedes Machtwort, jede Liebeserklärung, jeder Lebenslauf und jede Wahrheitsbehauptung trotz und gerade wegen ihrer momenthaften Vergänglichkeit stets auf ein Medium verweisen, das unmöglich verbraucht werden kann und deshalb die Sicherheit eines wiederholten Rückgriffs bietet, der die Unsicherheit der instabilen Formen aufwiegt. Wenn Gesellschaft sich über Kommunikationsformen medialisiert, um im-

24 Im dritten Teil zu Differenzierung wird noch konkreter auf Erfolgsmedien eingegangen.

25 Zur Annahme der Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation und daraus folgenden Theorieprogramm siehe Luhmann 1981a.

mer weitere Möglichkeiten der Reproduktion gewinnen zu können, muss sie auf Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung stabilisiert sein. Beobachtung mit Medien funktioniert ausschließlich im Modus der Beobachtung zweiter Ordnung.

6.6 SINNFORMEN

Die Unterscheidung von Form und Medium reagiert auf den Umstand, dass die Gesellschaft für die Fortsetzung von Kommunikation erwartungsleitende Wahrscheinlichkeiten braucht, wenn sie ihre Reproduktion nicht dem Zufall überlassen will. Sie benutzt diese Unterscheidung, um aktuell laufender Kommunikation immer wieder Möglichkeiten abgewinnen zu können, mit denen sie sich selbst fortsetzen kann. Diesseits bestimmter Kommunikationsmedien (Verbreitungsmedien, Erfolgsmedien), die sich für spezielle Bezugsprobleme bilden, steht dazu ein Medium zur Verfügung, dass immerfort ein Mindestmaß an Anschlussfähigkeit garantiert. Die Rede ist von Sinn. Sinn ist gleichsam die erste und letzte empirische Operationalisierung der Medium/Form-Unterscheidung.

Luhmann bestimmt die Form des Sinns als Unterscheidung von Aktualität und Möglichkeit (Luhmann 1984a: 92 ff.; 1997a: 44 ff.). Sinn erlaubt es, jedes aktuelle Ereignis in einem Horizont möglicher – also unbestimmter, aber bestimmbarer – Ereignisse zu beobachten. Nach der vorgeschlagenen Konvention für die Notation von Medialität (Gleichung 6.8) wird die Form des Mediums Sinn wie folgt notiert:

Gleichung (6.9)

$$\text{Sinn} = \left[\begin{array}{|c|c|} \hline \text{Aktualität} & \text{Möglichkeit} \\ \hline \end{array} \right]$$

Das bedeutet: man kann nur das beobachten und dementsprechend nur an das anschließen, was aktuell ist; aber die wiedereintretende Form kopiert sich auf beiden Seiten in sich selbst wieder hinein, so dass Aktualität immer auch eine mögliche Aktualität und Möglich-

keit immer auch eine aktuelle Möglichkeit mitführt.²⁶ Das System operiert immer nur aktuell, immer nur in der Gegenwart, also immer nur im Rahmen der ebenfalls aktuell und gleichzeitig angezeigten Möglichkeiten. Die Bezeichnung einer Möglichkeit erfordert eine weitere Operation, die wieder nur aktuell ablaufen kann und auf ihrer Außenseite wieder einen unbestimmten Raum weiterer Möglichkeiten erzeugt. Sinn ist ein Medium, weil es die Gleichzeitigkeit der Aktualisierung einer bestimmten, strikt gekoppelten, aber nur instabilen Form und ihrer unbestimmten, lose gekoppelten, aber gerade deshalb robusten Möglichkeiten bezeichnet.²⁷

Alle Formen eines sozialen Systems sind Formen im Medium des Sinns. Deshalb macht jede Kommunikation Sinn. Das gilt auch dann, wenn sie als sinnlos bezeichnet wird. »Das macht keinen Sinn« zu sagen, macht also Sinn und nicht Nicht-Sinn. Die Negation des Sinns ist selbst nur im Medium des Sinns möglich. Ein »Nein« zeigt unzählige Möglichkeiten an, wie es anders weitergehen kann. Sinn selbst ist also nicht negierbar. Sinnloses Gebrabbel kann, je nach Kontext, mit einem »Ungenügend« bewertet, als Schüchternheit gedeutet oder als Kunst gefeiert werden. Mit Negation haben soziale Systeme als sinnkonstituierende und sinnkonstituierte Systeme gerade ein Instrument an der Hand, mit dem sich Sinn aus-

26 Vor dem Hintergrund der hier vorgeschlagenen notationellen Konvention für Medien muss noch einmal daran erinnert werden, dass Aktualität selbst nur als unterscheidende Operation (Form) möglich ist. Man beachte dazu auch noch einmal die Darstellung im Anhang.

27 Man muss sich von der Kompaktheit dieser Beschreibung von Sinn lösen, um zu sehen, dass damit ein empirisch unglaublich profaner Sachverhalt gemeint ist: Alles, was aktuell passiert, wird gleichzeitig mit anderen Möglichkeiten versehen, um die Chance zu haben, weitermachen zu können. Jede Kommunikation und jeder Gedanke lebt davon, von der Frage »Gehen wir ins Kino?« bis hin zur Parlamentsdebatte. Diese aufwendige Beschreibung des Mediums Sinn ist nur deshalb notwendig, weil sie etwas zu vergegenwärtigen versucht, was uns durch Kommunikation bereits so vertraut ist, dass wir uns überhaupt nicht darüber im Klaren sind, in welchen Sinnverhältnissen wir uns eigentlich tagtäglich problemlos bewegen. Es bedarf eines gewissen Aufwands, um das Selbstverständliche beobachtbar zu machen, wie schon die Ethnomethodologie gezeigt hat (vgl. vor allem Garfinkel 1967).

gezeichnet bewahren lässt (Luhmann 1975b). Zum einen, weil sie auf sich selbst angewendet werden kann (man kann Negationen negieren) und zum anderen, weil eine Negation Unbestimmtheit produziert, die für eine Fortsetzung der Kommunikation verwertet werden kann. Zu sagen, »Ihre Situationsbeschreibung stimmt nicht«, zerstört die gemachte Situationsbeschreibung nicht, sondern bewahrt sie virtuell für eine mögliche spätere Verwendung auf. Es ist dann zunächst unbestimmt, wie eine adäquate Situationsbeschreibung aussehen kann. Aber darüber kann man dann bestimmt kommunizieren.

Wenn es heißt, dass Kommunikation Sinn »macht«, dann muss man das beim Wort nehmen. Sinn ist keine vorhandene und unabhängig vom operierenden System existierende Eigenschaft der Welt. Ein System *erzeugt* Sinn, indem es seine Unterscheidung nicht nur operativ produziert, sondern zugleich auch beobachtet. Es versetzt sich durch dieses re-entry in einen Zustand selbsterzeugter (nicht: umweltinduzierter) Unbestimmtheit und erzeugt damit einen Überschuss an bestimmmbaren Anschlussmöglichkeiten, die als Sinn bezeichnet wird (Luhmann 1997a: 45 ff.). Kommunikation ist als Form im Medium des Sinns deshalb stets mit einem Überschuss weiterer Möglichkeiten des Kommunizierens, Handelns und Erlebens konfrontiert, ist also gleichsam mit einer mitlaufenden Verweisungsstruktur ausgestattet.²⁸ Ich sage »konfrontiert«, weil Überschussproduktion zwar Bedingungen der Möglichkeit der Reproduktion ist, aber auch die Frage aufwirft, wie dieser Überschuss konditioniert werden kann. Denn jede Operation wird dadurch als Selektion, als eine kontingente, und damit stets riskante, Möglichkeit unter vielen ausgezeichnet.²⁹ Jede soziale Form, die im System der Gesell-

28 Vgl. auch Luhmann 1971a, wo Luhmann den Sinnbegriff erstmals ausführlich diskutiert und soziologisch in Position bringt.

29 Die Nähe zum Informationsbegriff von Shannon ist kaum zu verbergen. Sinn prozessiert immer Information und Information ergibt immer Sinn. Ihr Unterschied besteht im Überraschungsmoment von Information. Information ist der Aha-Effekt des Sinns. Wird eine Selektion wiederholt, behält sie auch weiterhin ihren Sinn, verliert aber ihren Informationswert. Die Information, dass Karl und Paula Geschwister sind, überrascht nur einmal. Wird sie wiederholt, dann ist sie keine Information mehr, behält aber ihren Sinn. Informativ und überraschend

schaft entstanden ist und entsteht, arbeitet an genau dieser Konditionierung von selbsterzeugten Überschüssen und an der Erzeugung von erwartungsleitenden Wahrscheinlichkeiten, die bestimmte Selektionen motivieren und andere demotivieren können. Diesbezüglich momentan grundlegend sind die Formen Interaktion, Organisation, Protest und die Gesellschaft der differenzierten Gesellschaft. Wir kommen im nächsten Teil darauf zurück.

Schon Sinn selbst taucht nicht undifferenziert, sondern in bestimmten Formen auf, die dieser selbsterzeugten Unbestimmtheit der Gesellschaft eine Form geben. Sinn dekomponiert sich selbst in eine Sach-, eine Zeit- und eine Sozialdimension (Luhmann 1984a: III ff.). Diese Sinndimensionen treten zwangsläufig kombiniert auf, das heißt in einer bestimmten Operation aktuell nicht spezifizierte Dimensionen werden unbestimmt, aber stets bestimmbar mitgeführt; und sie gewinnen ihre Dimensionalität als Formen (wie sonst?), die der Form des Sinns (Aktualität/Möglichkeit) entnommen werden. Das heißt, es sind stets aktuell-potentielle Zeitformen, Sachformen und Sozialformen. Beim Thema Sinn und Dimensionalität stößt man im Übrigen auf eine Reformulierung dessen, was weiter oben (Kapitel 4) Verteiltheit genannt wurde. Verteiltheit ist eine Funktion von Sinn als *Medium*. Sie entfaltet sich deshalb sachlich, zeitlich und sozial. Alle weiteren Überlegungen zu Verteiltheit finden hier einen wichtigen Ausgangspunkt.

Die *Sachdimension* des Sinns bezeichnet Luhmann als primäre Disjunktion, weil sie darauf bezogen ist, dass Kommunikation immer *über* etwas kommuniziert, dieses Etwas aber von etwas anderem unterschieden wird, über das man auch kommuniziert, weil es als aktuell ausgeschlossenes potentiell eingeschlossen werden kann. Die Sachdimension betrifft also im Wesentlichen die in der Kommunikation gewählten Themen. Ein Thema ist immer im Spiel, wie latent und flüchtig es auch immer sei. Thema kann auch die Kommunikation selbst sein oder es sind eben Personen, Dinge, Regio-

ist dann etwas anderes, zum Beispiel, dass es anscheinend für nötig gehalten wird, das zu wiederholen. In diesem Zusammenhang wird erneut deutlich, dass Shannons Idee einer Kommunikationstheorie bereits so zugeschnitten ist, dass sie auch Grundlagen dafür liefert, Sinn, Bedeutung und Semantik der Kommunikation mit einschließen zu können.

nen, Epochen oder Räume. Man kann dann innerhalb der Sachdimension dazu übergehen, Themen weiter nach innen zu erkunden, sie also bis in alle Feinheiten zu diskutieren oder sie nach außen hin zu öffnen, was bedeuten kann, sie im Kontext anderer Themen zu betrachten und neue Aspekte mit hereinzuholen oder zu anderen naheliegenden oder nicht so naheliegenden Themen überzuwechseln. Mit »Thema« ist denn auch eine allgemeine Grundstruktur bezeichnet, wie sich Kommunikation ordnet und vor allem auch, wie sie ihr Gedächtnis sortiert. Kommunikation hat vorwiegend ein thematisches Gedächtnis und ordnet sich über die Differenz von Themen und Beiträgen.

Die *Zeitdimension* allen Sinnes läuft über die Differenz von vorher und nachher. Das ist die minimalste Zeitdifferenz, die sich sinnhaft registrieren lässt. Zeiterleben diesseits von Uhren und Weckern verwendet diese Differenz. Eine spezielle Version von vorher/nachher, mit der die Gesellschaft heutzutage Zeit beobachtet, ist die Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Vorher ist die Vergangenheit, nachher die Zukunft. Vergangenheit und Zukunft markieren indes keine Anfangs- oder Endpunkte. Sie sind im Medium des Sinns Endloshorizonte, das heißt ihre Erkundung ist unabschließbar.³⁰ Man kann immer noch eine weitere Vergangenheit einer Vergangenheit oder Zukunft einer Zukunft denken und kommunizieren. Aber alles nur in der Gegenwart.³¹ Die Vergangenheit

30 Sinn ist ein Endloshorizont von aktuellen Verweisungsmöglichkeiten und deshalb gilt das für alle Sinndimensionen genauso. Das zu betonen ist vor allem wichtig in Bezug auf die sogleich folgende Sozialdimension, weil die dafür konstitutive Differenz von Ego und Alter oftmals schon allzu rasch auf einzelne Personen zugerechnet wird. Das jedoch ist nur die Art und Weise wie Sinn sich sozial durch Zurechnung selbst schematisiert. (Endloshorizont ist selbstverständlich ein Pleonasmus, denn schließlich ist ein Horizont gerade dadurch gekennzeichnet, dass er mit jedem Schritt, den man darauf zugeht, zurückweicht und damit unerreichbar ist. Aber dieses rhetorische Mittel erinnert gerade daran, dass dies so ist.)

31 Die Gegenwart, als Differenz von Vergangenheit und Zukunft, weist im Übrigen eine Besonderheit auf, denn sie kommt in zwei Varianten (also selbst als Unterscheidung) vor: als punktualisierte Gegenwart, die irreversibel immer wieder vergeht (festgemacht an Sekundenzeigern,

ist immer eine gegenwärtige Vergangenheit und die Zukunft immer eine gegenwärtige Zukunft. Gegenwärtig konditioniert die Gesellschaft diese Art und Weise der Selbstvergewisserung von Zeit, indem sie die Vergangenheit als festgelegt und die Zukunft als offen und deshalb ungewiss beobachtet. Eine interessante Umkehrung dieser Konditionierung lässt sich im Fall von Organisation beobachten: Zukunft wird festgelegt und Vergangenheit als Fundus von rekombinierbaren Möglichkeiten behandelt (Luhmann 2000b: 152 ff.). Natürlich bleibt auch für Organisation die Zukunft ungewiss. Sie ist schließlich eine *gesellschaftliche* Form. Aber sie legt qua Entscheidung die Zukunft für sich fest und behandelt dadurch ihre Vergangenheit als disponibel und veränderbar.

Die *Sozialdimension* wird letztlich durch die Unterscheidung von Alter und Ego aufgespannt. Es ist wichtig, hier noch nicht an konkrete Personen oder Systeme zu denken, auch wenn das dann schematisch so zugerechnet wird. Gemeint ist zunächst die sinnhaft gegebene Möglichkeit, alles daraufhin zu befragen, ob irgendein alter Ego den kommunizierten Sinn anders erlebt als irgendein Ego. Ego- und Alter-Perspektiven sind ebenso unabschließbar wie die Doppelhorizonte der anderen Sinndimensionen. Sie leisten eine Reduplizierung von Auffassungsmöglichkeiten (Luhmann 1984a: 119). Selbst wenn man für einen Moment identisches Erleben von Ego und alter Ego unterstellt: die Sozialdimension allen Sinnes sorgt dafür, dass die Perspektiven wieder auseinanderfallen. Deshalb Reduplizierung. Die Duplizierung erfolgt zudem auf beiden Seiten der Duplizierung von Ego und Alter. Alter wird als ein Ego und Ego als Alter des alter Ego sichtbar. Auch deshalb Reduplizierung. Diese Verschachtelung und Multiplikation von Auffassungsmöglichkeiten wirkt in der sprachlichen Darstellung etwas verwirrend, wird aber alltäglich problemlos und fast ohne Zeitverzögerung beherrscht. Es geht einfach darum, dass in der Kommunikation immer mit eingerechnet ist, dass es Andere gibt, die prinzipiell anders erleben. Jeder Sinn antizipiert auf beiden Seiten der Unterscheidung Ego und Alter diesen Verweis ins Soziale. Es sind also

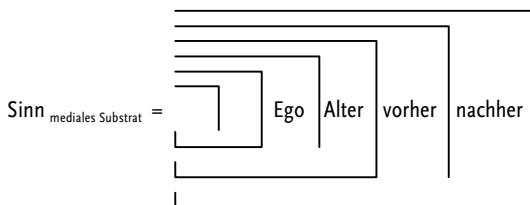
Bewegungen etc.); und als andauernde Gegenwart, die für Sinnsysteme genau so lange dauert, wie Ereignisse noch als reversibel erlebt werden (die zweistündige Besprechung, der Arbeitstag, der dreiwöchige Urlaub, das Verfassen eines Manuskripts etc.). Vgl. Luhmann 1980b.

immer zugleich viele Alter Egos und Egos im Spiel – deshalb Sozial-*dimension* des Sinns. Die Bestimmung, wer in welcher Situation jeweils als Ego und Alter fungiert, nimmt Sinn nicht vorweg, sondern ist der Kommunikation selbst überlassen; und sie verfügt über diese Möglichkeit der Bestimmung, *weil* sie auf diese Sinndimension zurückgreifen kann.

Die drei Sinndimensionen sind die Form, in der sich Sinn gleichsam strukturiert.³² Es handelt sich genauer gesagt um die Form des medialen Substrats von Sinn, das sich wie folgt notieren lässt:

32 Die hier vorgestellten Unterscheidungen des Sinns sind nicht der Welt geschuldet, die gleichsam natürlich in dieser Art eingeteilt ist, sondern sie erzeugen unsere Welt so, wie sie uns dann erscheint. Wir kennen keine andere Welt als diejenige, die wir uns auf Grundlage von Sinn erschließen. Der Weltzugang der Gesellschaft und des Bewusstseins läuft über Unterscheidungen im Medium des Sinns. In Form von Sinn können dann selbstverständlich auch nicht-kommunikative Voraussetzungen und Umweltgegebenheiten der Kommunikation thematisiert werden. Man spricht über Schmerzen, Lungen, Kreislauf, Gedanken, natürliche Ressourcen und ökologische Gefahren. Aber eben nur im Medium des Sinns. Deshalb werden auch Objekte mit Sinn angereichert. Sie gehören zur Sinnwelt dazu. Durch wiederholtes Bezeichnen wird materiellen wie nicht-materiellen Objekten eine sinnhafte Identität gegeben, die dann wie jede andere spezifische Form im Medium des Sinns dazu verwendet werden kann, die Rekursivität der Kommunikation zu ordnen. Die Welt selbst bleibt bei alldem als unmarkierte Außenseite allen Sinns unbeobachtbar. Sie ist weder Aktualität noch Möglichkeit, sondern beides inklusive alles anderem. Sinnsysteme können Welt nur voraussetzen und erschließen, aber nicht beobachten, weil sie ausschließlich auf Seite der Unterscheidung des Sinns operieren können. Wenn sie ihre Außenseite aktualisieren, wird sie zur Innenseite, die eine neue Außenseite produziert, die aktuell nicht zugänglich ist. Vielleicht stellt sich die Sinnfrage in Bewusstsein und Kommunikation deswegen so vehement: Weil der Versuch Sinn zu finden, niemals glücken kann, aber Sinn reproduziert.

Gleichung (6.10)



Man kann hier auf die oben eingeführte Konvention für die Notation von Medien verzichten, weil es sich um eine Aufzeichnung der *Form* des medialen Substrats handelt. Ferner ist zu beachten, dass damit die Form des Sinns nicht überflüssig wird. Vielmehr wird die Form (6.10) als eine Form gelesen, die sowohl aktuell als auch potentiell verfügbar ist, also immer zugleich in beiden Versionen vorliegt. Auffällig ist natürlich, dass die erste Unterscheidung leer bleibt. Das liegt einfach daran, dass die Sachdimension im Grunde genommen nur anzeigt, *dass* es irgendeine primäre Disjunktion braucht und nicht, *was* es für eine Unterscheidung ist. Das heißt mit anderen Worten, dass prinzipiell alles thematisiert werden und im Hinblick auf seine Innen- und Außenseite erkundet werden kann – aber eben nur in Differenz zur Differenz von Auffassungsperspektiven (Ego/Alter), in Differenz zur Differenz von Zeit (vorher/nachher), in Differenz zur Differenz von Auffassungsperspektiven/Zeit und in Differenz zu unbestimmten aber bestimmbareren weiteren Sinnbestimmungsmöglichkeiten (Außenseite der Form). Dieser unmögliche Satz soll nur andeuten, über welche Vielfalt an Bestimmungsmöglichkeiten jede Kommunikation durch Sinn verfügt. Dabei sind noch nicht einmal die re-entries mit genannt, zum Beispiel, dass Auffassungsperspektiven und Zeitdifferenzen selbst zum Thema werden können oder Themen und Themenbeiträge genauso wie mögliche Auffassungsperspektiven zeitlich variiert werden können.³³

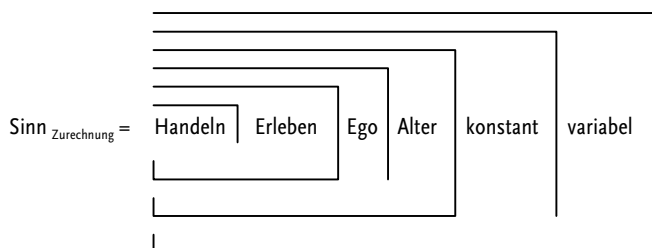
33 Man könnte freilich statt vorher/nachher auch die Differenz von Vergangenheit und Zukunft als Zeitdifferenz notieren, aber ich habe mich hier für diese weniger voraussetzungsvolle und minimale Unterscheidung der Zeit entschieden.

Diese Formdiskussion ließe sich noch weiter führen. Jedoch muss noch eine weitere, wichtige Form hinzugefügt werden, die gleichsam die Bestimmung der durch die Form des medialen Substrats von Sinn eröffneten, aber immerhin schon sachlich, zeitlich und sozial unterscheidbaren, Unbestimmtheiten beschreibt. Luhmann spricht diesbezüglich von einer Schematisierung des Sinns in Form von *Zurechnung* (ebd.: 122 ff.). Schematisierungen ermöglichen »Tempogewinne und Flüssigkeit des Prozessierens bei Offenhalten rückgreifender Thematisierungen« (ebd.: 127), sorgen also für Vereinfachungen, die das System in die Lage versetzen, Bestimmtes in handlicher Form festzuhalten, von dem im Anschluss ausgegangen werden kann.

Jede Dimension hat ihre eigene Zurechnungsform. Der Schematismus der Sachdimension ist die Unterscheidung von Handeln und Erleben (vgl. Luhmann 1978). Rechnet ein System eine Selektion sich selbst oder anderen Systemen intern zu, gilt das dem System als *Handeln*. Erfolgt die Zurechnung extern auf die Umwelt eines Systems, dann *erlebt* das jeweilige System die Selektion. Kommunikation verweist immer auf beide Möglichkeiten, ist immer beides, Erleben und Handeln. Deshalb ist es auch problemlos möglich, Handeln zu erleben, wie auch Erleben zu behandeln. In der Sozialdimension ist erneut die Unterscheidung von Ego und Alter maßgebend, jetzt aber jeweils zugerechnet auf konkrete (natürliche, juristische, andere) Personen. Ego und Alter erhalten also Namen und Adressen, aber man muss beachten, dass sie als *Personen* gefragt sind, also als Autoren, Adressen und Themen von Kommunikation und nicht als Menschen in ihrer organischen und psychischen Wirklichkeit (vgl. Luhmann 1991, 2000b: 89 ff.). Die Zeitdimension schematisiert sich letztlich mit der Unterscheidung von konstant und variabel – eine Unterscheidung, die erst auf den zweiten Blick ihren Zeitbezug offenbart, dann aber umso vehementer, weil sowohl Konstanz als auch Variabilität Funktionen der Zeit sind. Man kann sie nur feststellen, wenn man zumindest die minimale Zeitdifferenz von vorher und nachher zugrunde legt.

Auf Grundlage dieser Schematismen kann man nun erneut die Form des Mediums Sinn notieren. Man beachte, dass damit nicht die Form des Mediums Sinn als Medium (mediales Substrat) notiert wird, sondern die Form des Mediums Sinn als Zurechnungsform.

Gleichung (6.11)



Diese Form definiert die Bedingung der Möglichkeit einer Bestimmung von Sinn.³⁴ Sie formuliert die Art und Weise, wie Kommunikation Sinn nutzt, um Freiheitsgrade einzuführen und zu konditionieren. Es ist nicht zwingend die einzige Möglichkeit der Sinnbestimmung, aber dennoch ist diese Form prominent, weil Sinn auf Zurechnungen kaum verzichten kann und deshalb meist in dieser schematisierten Form behandelt und erlebt wird. Es ist nicht erforderlich, die Implikationen dieser Form ausführlich zu diskutieren. Was für die vorherige Gleichung gesagt worden ist, gilt auch hier. Schaut man aber einen kurzen Moment auf die Variable Handeln, wird man auf ein weiteres Detail der Notation aufmerksam. Was Kommunikation als Handeln zurechnen kann, ist sechsfach bestimmt (was man an den horizontalen Strichen darüber abzählen kann), also alles andere als willkürlich. Davon unberührt ist die Frage nach weiteren, historisch und kontextuell hinzukommenden und variierenden Einschränkungen von Zurechnungen. Allein die Tatsache, dass Kommunikation sinnhaft prozessiert, bedeutet, dass ein Handeln, also eine systeminterne Zurechnung (sei es als Selbstzurechnung des Beobachters oder als Fremdzurechnung des zurechnenden Beobachters auf andere Beobachter), bei seiner Selbstbestimmung abhängig ist von einem Erleben, einem Ego, einem Alter und einem Konstanthalten dieser Abhängigkeiten unter Bedingungen ih-

34 Was in dieser Arbeit eindeutig zu wenig betont wird und zu allem Überfluss auch nur noch Platz in dieser Fußnote findet, ist, dass jede Form eine *historische* Form ist. Alle hier oder anderswo repräsentierten Formen sind grundsätzlich Produkt des evolvierenden Systems der Gesellschaft. Sie hängen nicht an irgendeinem Firmament.

rer und seiner Variabilität. Handeln, Erleben, Ego und Alter können jeweils unterschiedlich konstant gehalten und variabel gehandhabt werden. Es sei an dieser Stelle dem Leser überlassen, eine beliebige Situation auf diese Bedingungen der Selbstbestimmung von Sinn durchzuprüfen. Sollte dabei der Eindruck entstehen, dass ein Handeln nur auf eine bestimmte Art und Weise zugerechnet werden kann, ist das ein Hinweis darauf, dass offensichtlich Konditionierungen dieser Freiheitsgrade am Werke sind, die es soziologisch zu bestimmen gilt. Das führt dann zu einer kybernetischen Erklärung – zu einer Beschreibung, die erklärt, warum fast alle Bestimmungsmöglichkeiten *nicht* realisiert worden sind, so dass Kommunikation ein Handeln so zurechnet, wie es beobachtet werden kann.

Diese Betrachtung macht letztlich auch deutlich, wieso Harrison C. White *social organization* als Resultat eines Spiels mit der Differenz von »getting and blocking action« bezeichnet (White 1992: 230 ff.). Die Entwicklung sozialer Strukturen ist das Ergebnis des Umgangs mit dem zentralen empirischen Problem, wie man unter den Umständen, dass Handlung in einem Netzwerk vielfach (mindestens sechsfach) konditioniert ist, zu »fresh action« kommt. Blockiert ist ein Handeln, wenn man es kaum als solches erkennt, weil es in bestimmten, erwartbaren, wiederholten Bahnen verläuft. Unerwartete, überraschende, neue, frische Handlung macht dagegen einen Unterschied und markiert einen Agenten als ihren Initiator. Eine Blockade des Handelns, so White, dient deshalb immer auch zugleich als Hebel für ein nicht antizipiertes, den erwarteten Verlauf störendes Handeln, und zwar insbesondere wenn ebendiese Kontexte, die das Handeln eigentlich blockieren, vermischt werden (re-entry). Anders geht es nicht. Man kann nicht aus dem Netzwerk heraustreten, wenn man einen Unterschied machen will, sondern kann nur *im* Netzwerk einen Unterschied machen. Und jedes Netzwerk, das steht für White ebenso fest, ist ein »network of meaning« (ebd.: 67; vgl. auch White et al. 2007, Fuchs 2001, Fuhse 2009). Die beiden Gleichungen (6.10) und (6.11) sind insofern eine andere Art der Visualisierung von Netzwerken oder allgemeiner von sozialer Struktur. Sie zeigen, wie die Kommunikation von Sinn interessanterweise beides leistet, sowohl eine Konditionierung von Handlung als auch die Einführung entsprechender Freiheitsgrade.

III. Differenzierung

7. Formdifferenzierung

7.1 EINE ANDERE HYPOTHESE

Kommunikation ist die Grenze der Gesellschaft.¹ Doch diese notwendig produzierte und beobachtete Grenze ist offensichtlich nicht die einzige Grenze, auf die sich die Gesellschaft, ihre Soziologie und ihre Individuen einlassen und verlassen. Sonst könnte man keine Organisation von einer anderen, kein Gespräch von einem anderen unterscheiden. Es würde keinen Unterschied machen, ob man jemandem Prügel androht, wenn man etwas haben will oder ihm etwas dafür zahlt; und es würde auch keinen Unterschied machen, ob man eine Krankheitsdiagnose auf Basis medizinischen Wissens stellt oder dafür in der Bibel nachschlägt.

In diesem dritten Teil wird deshalb der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen im Rahmen der vorgestellten Methodologie der Form und einer Formtheorie des Sozialen die Beobachtung unterschiedlicher und unterscheidbarer sozialer Einheiten möglich ist. Das zentrale Thema ist also *Differenzierung*. Dieses Feld drängt sich für eine nähere Betrachtung auf. Bislang ging es um eine Form sozialer Reproduktion, die alle möglichen konkret realisierten gesellschaftlichen Formen quer durchzieht – von der dauerhaft erscheinenden Weltgesellschaft bis hin zum lokalen, flüchtigen Grüßen oder Aneinandervorbeigehen. Nun wenden wir uns

1 Diese Annahme ist natürlich umstritten (vgl. Firsching 1998; Schwinn 2001: 82 ff.). Die Probleme lassen sich aber lösen, wenn man von einem Formbegriff der Gesellschaft ausgeht, sich also von einer mindestens latenten Container-Vorstellung von Gesellschaft löst und sie operativ begreift. Siehe ferner zu einem entsprechend gebauten Grenzbe-griff Karafillidis 2009.

anderen Fragen zu. Entsprechende Leitfragen lauten unter anderem: Welche selbstähnlichen Eigenwerte, also welche Formen, lassen sich im Hinblick auf *differentielle* soziale Reproduktion beobachten? In welchen Formen wird die Differenz der Kommunikation differenziert, also in weitere Differenzen aufgelöst?

Eines muss man dabei unbedingt im Auge behalten, um das Problem richtig scharf stellen zu können. So unterschiedlich und unterscheidbar verschiedene soziale Formen, inklusive der Gesellschaft, auch sein mögen: *alle* Formen arbeiten an der Unterscheidung von Kommunikation und Nicht-Kommunikation beziehungsweise spezifischer: an der Unterscheidung von Kommunikation und Bewusstsein. Jedes soziale System vollzieht Gesellschaft. Insofern ist jedes soziale System eine *gesellschaftliche* Form, wenn man mit Niklas Luhmann Gesellschaft als dasjenige soziale System begreift, das fortwährend die Bedingungen der Möglichkeit der Fortsetzbarkeit von Kommunikation errechnet (vgl. Luhmann 1997a). Die Konsequenzen dieser systemtheoretischen Annahme schlagen sich im Rahmen einer Formtheorie jedoch radikaler nieder als einem lieb sein kann. Insbesondere kann man die rückblickend äußerst ertragreiche Hypothese Luhmanns, dass es innerhalb der Autopoiesis der Kommunikation zur Entstehung weiterer autopoietischer Systeme kommen kann (Luhmann 1984b), auf sich beruhen lassen und mit einem höheren Auflösungsvermögen verschiedene Formen der Kommunikation beobachten, die als rekursiv erzeugte Eigenwerte der Kommunikation die autopoietische Reproduktion der Gesellschaft ermöglichen und regeln.² Man benötigt dann nur noch die Autopoiesis der Einmalerfindung Kommunikation und kann auf das Problem einer multiplen Autopoiesis in der gesellschaftlichen Autopoiesis verzichten. Wir lassen uns deshalb im Folgenden darauf ein, die Gesellschaft als das einzige, aber hochdifferenzierte, soziale System zu begreifen. Ihre Differenzierung läuft als Formdifferenzierung, das heißt ihre Autopoiesis ist die Bedingung dafür, dass sich Formen ausdifferenzieren und diese Formen sind wiederum Bedingungen der Fortsetzung ihrer Autopoiesis. Wenn von Formen die Rede ist, schließt das die Form des Systems mit ein. Es geht also nicht um eine Widerlegung Luhmanns, sondern um die Einfüh-

2 Dirk Baeckers Studie zur Form der Wirtschaft spielt im Grunde genommen bereits mit diesem Gedanken. Vgl. Baecker 2006a, insb. 121 ff.

rung eines Freiheitsgrads und den Versuch, ihn zu konditionieren. Zu diesem Zweck werden Luhmanns Überlegungen so präpariert, dass in Ansätzen skizziert werden kann, wie eine Formtheorie des Sozialen arbeitet – auch wenn an dieser Stelle die Konsequenzen dieser neuen Hypothese noch nicht vollends abgeschätzt und in allen Facetten ausgearbeitet werden können.

7.2 DER DIFFERENZIERUNGSBEGRIFF DER SOZIOLOGIE

Differenzierung ist seit Entstehung der Disziplin eine Hauptbeschäftigung der Soziologie (vgl. Spencer 1874; Simmel 1890; Durkheim 1893). Schließlich fällt einem entsprechend interessierten Beobachter rasch auf, dass man im Sozialen unablässig auf Differenzen stößt: unterschiedliche Kleidung, Essgewohnheiten und Geschlechter; Alte, Erwachsene und Kinder; unterschiedliches Einkommen; Organisationen und Individuen; Arbeitsmärkte und Produktmärkte; Klassen, Schichten, Lebensstile und Milieus; Unternehmen und Verbände; Plausch und formales Gespräch; Territorialität, Regionalisierung und Globalisierung; Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur und Technologie. Diese Liste ließe sich beliebig verlängern. Angesichts dieser Umstände ist der entsprechende Verdacht der Soziologie genauso naheliegend und einfach wie umfassend: Differenzen liegen nicht in der Natur des Menschen und sind auch kein bloßer Ausdruck psychischer Befindlichkeiten. Es handelt sich ausnahmslos um sozial erzeugte Differenzen. Der soziologische Verdacht löst alle natürlichen Unterschiede auf – auch den Unterschied zwischen natürlich und sozial (oder künstlich), der sich nun selbst als ein historisch erfundener und sozial konditionierter Unterschied erweist. Dasselbe gilt für Geschlechter- und Altersdifferenzen.³ Wenn »Mann« und »Frau« oder »jung« und »alt« gesagt wird, sind ganz bestimmte Implikationen und Praktiken damit verbunden. Natürlich gibt es biologische Unterschiede. Allerdings ist der biologische Blick keiner, der die Dinge in das rechte Licht rückt und uns von irrationa-

3 Man denke an Garfinkels (1967: 116 ff.) berühmt gewordene Transsexuelle Agnes. Siehe auch für eine frühe Formulierung einiger Problemstellungen der Gender-Studies West/Zimmerman 1987 und in Bezug auf die Frage des Alters Laz 1998.

len Vorstellungen oder ungerechten Unterdrückungen befreit. Vielmehr steht die Biologie selbst für die Produktion eines bestimmten Bildes von Geschlecht und Alter. Sie ist nur ein soziales Geschehen neben anderen, das es im Rahmen der Ausdifferenzierung der modernen Wissenschaft zu bestimmten allgemein akzeptierten Beschreibungen der Welt gebracht hat – sie ist also ein Geschehen, das selbst soziale Differenzen produziert.⁴

Das trifft erst recht für die Sozialwissenschaften zu. Auch sie produzieren bestimmte Differenzen, die zuvor niemand gesehen hat. Klassen, Schichten oder Rollen sind ein Produkt sozialwissenschaftlicher Forschung. Deswegen muss man nicht glauben, dass es sich nur um Hirngespinnste handelt. Aber man sollte ein gesundes Misstrauen gegenüber Vorstellungen entwickeln, dass es sich gewiss um empirische Unterschiede handelt, die durch Sozialwissenschaftler nur objektiv registriert werden. Damit stoßen wir auf eine bereits bekannte Frage, die auch unsere Überlegungen zum Thema Differenzierung begleitet: Legt man soziologische Unterscheidungen so an, dass sie letztlich auf analytische Beschreibungen abzielen oder beansprucht man, dass die eigenen Begriffe empirisch getroffene Unterscheidungen beschreiben und zu rekonstruieren erlauben? Eine Formtheorie sozialer Systeme entscheidet sich für letzteres. Sie verfolgt keinen analytischen Anspruch. Sie ist an empirisch identifizierbaren und plausibilisierbaren Differenzierungen interessiert. Sie muss sich somit an dem selbstformulierten Anspruch messen lassen, Differenzen zu beobachten, die alltäglich und tagtäglich überall Anwendung finden und soziale Differenzierungen produzieren und reproduzieren – auch wenn sie sich dafür eines anderen Vokabulars beziehungsweise einer anderen Semantik bedient als im Alltag üblich.

Um zu einem entsprechenden, theoretisch kontrollierbaren Differenzierungsbegriff zu gelangen, müssen Antworten auf zwei Fragen gefunden werden: Erstens die Frage danach, was (sich) differenziert; und zweitens die Frage danach, wie es (sich) differenziert. Die Klärung dieser Fragen führt zu einem Begriff der Differenzierung – und je nach Antwort zu einem anderen Differenzie-

4 In diesem Zusammenhang einschlägig: die Archäologie der Humanwissenschaften von Michel Foucault (1966).

rungsbegriff.⁵ Die erste Schwierigkeit liegt also in der Festlegung des Gegenstands der Differenzierung und es macht diesbezüglich einen großen Unterschied, ob man im differenzierungstheoretischen Rahmen von sozialer Ungleichheit oder von Systemdifferenzierung spricht (vgl. Schimank 1996).

Soziale Ungleichheit ist ein äußerst produktiver Forschungsbereich.⁶ Das liegt mitunter daran, dass sich vielerlei Ungleichheiten feststellen lassen, die alle ihre jeweiligen Besonderheiten aufweisen. Geforscht wird nach Ungleichheiten und ihrem Wandel in Lebenslage, Milieu, Geschlecht, Alter, Ethnie, Bildung, Einkommen, Beruf, Status, Mobilität, Kultur oder Klasse und entsprechenden kausalen Zusammenhängen. Dadurch erhält man eine reichhaltige Aufzeichnung unterschiedlicher gesellschaftlicher Differenzierungen – aber keinen Differenzierungsbegriff. Das ändert nichts daran, dass solche Ungleichheiten eine empirisch wichtige Rolle in der Wahrnehmung und Strukturierung von Situationen spielen (vgl. Bourdieu 1979). Jede Bewältigung von Situationen (also, wenn man so will: jedes Management) in der Gesellschaft genauso wie in Organisationen, Interaktionen und sozialen Bewegungen ist darauf angewiesen, diese gesellschaftlichen Unterschiede zur Kenntnis zu nehmen. Es wäre deshalb verfehlt, Ungleichheit einfach als zu beseitigenden Missstand zu betrachten. Sie ist ein unvermeidliches Nebenprodukt jeglichen Handelns, weil jeder noch so minimale Versuch irgendeine Situationskontrolle zu erlangen entweder neue Ungleichheiten produziert oder vorhandene reproduziert (vgl. White 1992: 257). Spezifischer wird gerade Organisation als dominante Institution der Produktion gesellschaftlicher Unterschiede, die als Ungleichheiten gelesen werden können, gehandelt (vgl. Türk 1997; 2005). Das liegt durchaus nah, denn Organisationen produzieren mindes-

5 Das breite Spektrum soziologischer Differenzierungstheorien erörtert Schimank 1996. Siehe auch die Beiträge in Luhmann 1985. Schimank formuliert, orientiert an soziologischen Klassikern, eine hilfreiche differenzierungstheoretische Agenda, die insgesamt fünf Fragen umfasst. Wir werden uns hier jedoch nur auf die beiden genannten Fragen konzentrieren, da ohne ihre Klärung die drei anderen Punkte auf Schimanks Agenda (historische Ursachen, Folgen und Zusammenhalt von Differenzierungen) ohnehin nicht angemessen behandelt werden können.

6 Für einen Überblick siehe Hradil 2001 und Burzan 2005.

tens hierarchische Unterschiede, die intern wie extern als Ungleichheiten beobachtet und mit unterschiedlichen Gelegenheiten, Chancen und Formen verknüpft werden, die diese Ungleichheiten strukturell verankern können, zum Beispiel Status, Einkommen, Reputation, Karriere oder Einfluss. Doch Organisationen sind mindestens genauso sehr Produkt gesellschaftlicher Ungleichheiten wie sie ihr Produzent sind und sie sind beileibe nicht die einzige soziale Form, die Ungleichheiten produziert. Vergessen wir nicht soziale Bewegungen, die nicht nur auf vorhandene Missstände hinweisen, sondern die Ungleichheiten, die sie bekämpfen, auch produzieren und festigen (Tilly 1998: 59 ff., 212 ff. und passim).

Aus Gründen der Theorie- und Begriffsbildung ist es allerdings nicht ratsam, mit Differenzierungen zu beginnen, die sich an der Ungleichheit individueller Lebenschancen orientieren. Es bleiben zu viele Fragen ungeklärt und vielerlei Ausgangsannahmen verdeckt. Schon die Frage danach, was sich differenziert, ist kaum zu beantworten.⁷ Der Mensch wird als selbstverständliche Untersuchungs- und Erhebungseinheit vorausgesetzt und normative Hintergrundgeräusche sind, gewollt oder ungewollt, vernehmbar. Unter diesen Bedingungen hat es eine Theorie der Differenzierung schwer. Dabei müsste sich die Ungleichheitsforschung nur auf ihre eigenen Tautologien besinnen, um eine erste theoretische Grundlage zu gewinnen. Sie stellt Ungleichheiten fest und sucht nach ihren Ursachen und Wirkungen, die letztlich auf andere, weitere Ungleichheiten verweisen und auf sie zurückgeführt oder aus ihnen extrapoliert werden können. Man erklärt Ungleichheiten durch Ungleichheiten. Die Ungleichheitsforschung beobachtet mit anderen Worten, wie Unterschiede aus Unterschieden produziert werden, wie also, wenn man an Gregory Bateson (1972) denkt, soziale Information erzeugt wird. Das ist keineswegs eine triviale Einsicht und der Ungleichheitsforschung gebührt der Verdienst, immerfort auf die-

7 Man könnte mit Weber klassisch sagen: Wertsphären (vgl. Schwinn 2001). Aber aus welcher grundlegenden (Einheit einer) Differenz heraus differenzieren sich Wertsphären? Selbst wenn man dazu von einem kontinuierlichen Handlungsstrom ausgeht, der sich aus der Abgabe menschlicher Energie ergibt, unterstellt man schon eine Einheit und verzichtet nur darauf offenzulegen, was das für eine Differenz ist, die man dort als Einheit voraussetzt.

se Eigenschaft von Sozialität hinzuweisen und dazu entsprechende Daten zu liefern. Aus dieser Erkenntnis kann man aber viel mehr theoretisches Kapital schlagen, wenn man sie als tautologischen, und deshalb äußerst robusten, Ausgangspunkt verwendet, um weitere Forschungsfragen anzuschließen. Denn was informiert sich auf diese Weise und was reproduziert diese Ungleichheiten? Wo schreiben sie sich ein?

Theorien der Systemdifferenzierung geben darauf eine Antwort. Wie der Begriff schon anzeigt, wird als die sich differenzierende Differenz ein System gesetzt. Damit bekommt man auch eine erste Antwort auf die Frage, was sich differenziert. Es ist ein System. Das ist noch reichlich unbestimmt formuliert und alles weitere hängt nun erst einmal davon ab, mit welchem Systembegriff man arbeitet und worauf man ihn bezieht. Stark gerafft und abhängig vom verwendeten Systembegriff lassen sich drei Arten von Differenzierung unterscheiden.⁸ Zwei davon arbeiten mit der Differenz von Ganzem und Teil, eine mit der Differenz von System und Umwelt.

Differenzierungsbegriffe, die mit der Unterscheidung von Ganzem und seinen Teilen arbeiten, meinen mit Differenzierung entweder die Spezialisierung von Teilen eines Ganzen oder die Teilung eines Ganzen in zwei Ganzheiten. Das eine ist eine Teilung *im* Ganzen, das andere eine Teilung *vom* Ganzen. Entscheidend für Differenzierung als interne Teilung eines Ganzen ist weniger die Teilung, sondern vielmehr die Spezialisierung der entstandenen Teile. Das bekannteste Beispiel außerhalb der Soziologie ist Zelldifferenzierung. Innerhalb der Soziologie erscheint diese Spielart von Differenzierung in der Idee der Arbeitsteilung (vgl. Durkheim 1893). Dabei bleibt die Gesellschaft – als das Ganze – jedoch unterbestimmt. Die Unterscheidung zwischen Ganzem und Teilen verhindert letztlich eine Bestimmung des Ganzen, weil sie das Ganze nur als Summierung und Zusammenhalt der Teile zu denken erlaubt. Emile Durkheim bleibt deshalb an Vorstellungen einer beruflichen Spezialisierung und damit korporativen Teilung der Gesellschaft verhaftet, deren Einheit er dann nur noch moralisch bestimmen kann.

Die zweite Möglichkeit der Arbeit mit dieser Unterscheidung, nämlich die Abspaltung eines Teils von einem Ganzen, wirkt ähnli-

8 Siehe zum Folgenden insbesondere auch Tyrell 1998.

che Probleme auf. Die Produktion zweier Ganzheiten aus einer Ganzheit macht sogar noch deutlicher, dass es unmöglich ist, das Ganze noch zu denken, wenn die beiden entstandenen Teile selbst wiederum Ganzheiten sind, die unabhängig voneinander existieren. Man könnte ein für beide gemeinsames Milieu unterstellen, aber das Ganze bestünde dann ebenfalls bloß aus einer Summierung der Teile und ihres Milieus – und was wäre dann das Milieu? Ein weiterer Teil? Diese Form der Differenzierung trifft man in der Soziologie selten in Reinform an. In Talcott Parsons' Differenzierungstheorie finden sich zwar Tendenzaussagen in Richtung einer zunehmenden Abtrennung der Subsysteme des Gesellschaftssystems (vgl. Parsons 1966, 1972a; Parsons/Platt 1972). Allerdings verfügt er bereits über einen Systembegriff, der die Einheit der Gesellschaft zumindest analytisch immer garantieren kann. Differenzierung erfolgt für Parsons demnach immer entlang des AGIL-Schemas, so dass sich eine Gesellschaft als soziales System dementsprechend in Wirtschaft (Anpassung), Politik (Zielerreichung), Gemeinschaft (Integration) und das Treuhandsystem (Strukturerhaltung) differenziert. Er begreift Systemdifferenzierung dann als zunehmende Trennung dieser Funktionen, und zeigt historisch, dass diese Trennung in modernen Gesellschaften ihren Höhepunkt erreicht hat. Jedoch erhält man bei ihm keine theoretischen Anhaltspunkte für unsere zweite Frage, wie Differenzierung sich empirisch vollzieht. Die Operation des Differenzierens bleibt unbestimmt, weil die Differenzierung des sozialen Systems analytisch vorausgesetzt wird: das soziale System ist *von vornherein* in vier Teilsysteme differenziert; und die zunehmende Trennung dieser Teilsysteme macht Integration zwangsläufig zum Problem.

Talcott Parsons verlässt sich freilich schon nicht mehr allein auf die Unterscheidung von einem Ganzen und seinen Teilen. Er besetzt eine Art Übergangsposition zwischen einer Konzeption von Differenzierung mit Hilfe der Unterscheidungen Ganzes/Teil und System/Umwelt. Doch erst Niklas Luhmann lässt die Ganzes/Teil-Unterscheidung schließlich komplett fallen und setzt vollends auf die Differenz von System und Umwelt (vgl. Luhmann 1997a: 595 ff.). Genauso wie bei Durkheim und Parsons steht auch für ihn außer Frage, dass es die Gesellschaft ist, die sich als System differenziert. Aber im Gegensatz zu Durkheim, der einem klassischen Systemverständnis von einem Ganzen und seinen Teilen verhaftet

war (ohne es »System« zu nennen), und zu Parsons, der seinen Systembegriff an der Kybernetik erster Ordnung orientiert hat, bestimmt Luhmann die Gesellschaft in Bezug auf die Kybernetik zweiter Ordnung als ein auf Grundlage von Kommunikation ausdifferenziertes, operativ geschlossenes System.⁹ Systemdifferenzierung bedeutet dann aber, dass nicht kleine oder große Gruppen von Menschen sich differenzieren, sondern dass sich Kommunikation differenziert – in organisationale, religiöse, geschwätzige, belehrende oder erziehende Kommunikation.

Durch eine Konzentration auf *Systemdifferenzierung* ist jedoch erst einmal festgelegt, dass kommunikative Differenzierung selbst wiederum Systeme erzeugt. Vermutlich hat Luhmann deshalb seine Differenzierungstheorie im Wesentlichen auf das Gesellschaftssystem beschränkt.¹⁰ Seine umfangreichen Darstellungen der Funktionssysteme oder auch von Organisationen machen die hoch differenzierte Reproduktion dieser Systeme greifbar und doch spricht er in diesen Fällen gar nicht (oder nur sehr zögerlich) von Differenzierung, weil er sich selbst nur allzu bewusst war, dass er andernfalls jede Differenzierung in diesen Systemen als Systemdifferenzierung hätte beschreiben müssen, ohne das empirisch einholen zu können. Er wusste von Parsons' Theorie, wohin das, wenn auch auf ganz andere Art und Weise, führen kann und lies deshalb offen, ob zum Beispiel die Nationalstaaten des segmentär differenzierten po-

9 Man muss diesen Begriff von Luhmann, wie gesagt, nicht teilen. Aber faktisch verfügt die Soziologie damit das erste Mal überhaupt über einen Gesellschaftsbegriff, der Gesellschaft nicht irgendwie als Summe von Institutionen, Handlungen, Praktiken oder Produktionsverhältnissen begreift. Er ist hinreichend schwach angelegt, um alles Soziale einschließen zu können, aber auch exklusiv genug, weil er alles andere ausschließt – und Gesellschaft dabei als Form begreift, die diesen Einschluss des Ausgeschlossenen mit vollzieht und selbst regelt.

10 Dabei hat ihn, das kann man gar nicht genug betonen, die *primäre* Form der Differenzierung interessiert, die er dann für die moderne Gesellschaft als funktionale Differenzierung bezeichnet hat. Luhmann behauptet *nicht*, dass funktionale Differenzierung sich auf die Gesellschaft als Ganzes bezieht – *weil sie kein Ganzes ist, sondern eine Unterscheidung*. An der Schwierigkeit dieses Punkts kondensieren viele grundlegende Missverständnisse zu Luhmanns Differenzierungstheorie.

litischen Systems oder ob Abteilungen in Organisationen selbst Systeme sind.

Das Problem lässt sich jetzt ziemlich genau umreißen. Die Gesellschaft reproduziert sich durch mannigfaltige (strukturelle und semantische) Differenzierungen, die systemtheoretisch nur mit dem Systembegriff kontrolliert werden können, sich aber empirisch nicht zwingend als System reproduzieren. Wie kann man die Differenzierung zum Beispiel eines Marktes oder der Öffentlichkeit theoretisch begreifen, ohne sie einfach in Strukturbeschreibungen anderer Systeme aufgehen zu lassen?¹¹ Deshalb wird vorgeschlagen, Systemdifferenzierung als Spezialfall eines allgemeinen Differenzierungsbegriffs zu begreifen. Der Begriff könnte aber auch insofern beibehalten werden, als man ihn jetzt nur noch auf die Tatsache bezieht, dass die sich differenzierende Unterscheidung ein System ist. Differenzierung beschäftigt sich dann mit der Frage der *forms taken out of the form* (vgl. Spencer-Brown 1969) – mit Formen, die der Form der Gesellschaft entnommen werden, sich dabei sozial bewährt und stabilisiert haben und deshalb immerfort disponibel sind, aber auch zur Disposition stehen.

Befürchtungen hinsichtlich einer durch diese Umstellung methodisch nicht mehr kontrollierbaren Beliebigkeit sind begründet und unbegründet zugleich. Sie sind unbegründet, weil es mit Gesellschaft immer eine eindeutige Systemreferenz gibt, der (soziologische) Beobachter sich wie nie zuvor selbst der Beobachtung aussetzt und eine Formtheorie mit der Definition *distinction is perfect continence* beginnt (ebd.: 1). Und sie ist begründet, weil die produzierte Unschärfe eine Unschärfe ist, die sich nicht tilgen lässt, weil sich der Gegenstand selbst dadurch auszeichnet. Dieser Gegenstand ist eine Gesellschaft, von der man sagen kann, dass sie augenblicklich eine Kulturform erprobt, die zwar vom Buchdruck geprägt ist, sich aber bereits vom Computer informieren lässt (Baecker 2001a; 2007).

11 Hier wird unter anderem deutlich, wozu die soziologische Systemtheorie, aber auch die Soziologie im Allgemeinen, eine Formtheorie brauchen können: Die Systemtheorie gewinnt dadurch einem allgemeinen Differenzierungsbegriff; und die Soziologie eine Theorie der Differenzierung, die den Begriff der Differenz tatsächlich ernst nimmt und zur Grundlage macht.

7.3 VON SYSTEM- ZU FORMDIFFERENZIERUNG

Gegenstand von Differenzierung ist das soziale System der Gesellschaft. Nun stellt sich aber die Frage, *wie* sich ein soziales System differenziert. Dazu wird noch einmal auf Luhmanns Begriff der Systemdifferenzierung zurückgegriffen, um betrachten zu können, wie von dort aus der gleichzeitige Abstraktions- und Konkretisierungsschritt möglich ist, den eine Formtheorie im Hinblick auf Differenzierung vorschlägt.

Der klassische Topos der Differenzierung hatte ausgehend von der Tatsache, dass sich die Gesellschaft differenziert, darauf geschlossen, dass es eine Gegenbewegung geben müsse, die die Effekte der Differenzierung abschwächt. Man ging so gesehen davon aus, dass Differenzierung eine zentrifugale Bewegung ist, die zu praktischen Problemen führt und bestimmte daraufhin eine notwendige, zentripetale Ausgleichsbewegung: Integration. Eine Differenzierungstheorie auf Grundlage der Theorie autopoietischer Systeme umschiffte die Selbstverständlichkeit dieser Annahme gleichsam durch eine Umkehrung der Blickrichtung: Wie ist Differenzierung trotz Integration möglich?¹² Wie ist es möglich, dass es trotz der unzähligen Kopplungen und Kopplungsmöglichkeiten zu Entkopplungen kommt, die dann den Eindruck von unterschiedlichen Ebenen und sozialen Bereichen erzeugen?¹³ Die Differenzierung eines Systems verläuft immer schon integriert, weil sie sonst nicht möglich wäre. Die in einem sozialen System ausdifferenzierten Formen (Systeme, Netzwerke, Medien etc.) sind nur deswegen möglich, weil das System, in dem sie sich ausdifferenzieren, sie ermöglicht. In dem Au-

12 Diese Umkehrung ist nur eine auf die klassische Unterscheidung von Differenzierung und Integration bezogene Zuspitzung. Sie verschleiert, dass es gar nicht so sehr um diese Differenz geht, sondern darum, wo man Differenzierung theoretisch verortet und wie man sie dabei von Ausdifferenzierung unterscheidet. Integration bleibt als systemtheoretischer Begriff durchaus erhalten, wird aber entsprechend reformuliert und gewinnt seine Bestimmtheit nicht mehr unmittelbar in Bezug auf den Differenzierungsbegriff. Zum Integrationsbegriff der Systemtheorie siehe Luhmann 1997a: 603 ff. und 2000b: 99 f.

13 Die Systemtheorie teilt diese umgekehrte Blickrichtung mit der Netzwerktheorie. Vgl. White 1992.

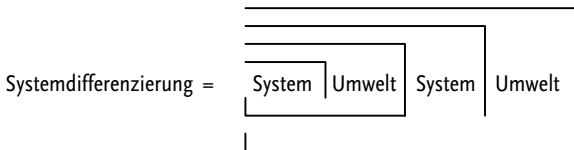
genblick, wo zum Beispiel der Zugriff auf knappe Güter fast ausschließlich über Geldzahlungen läuft, ist längst vorausgesetzt, dass das soziale System der Gesellschaft dies zulässt. Der Widerstand der Gesellschaft hat sich dann schon längst geäußert und schlägt sich zum Beispiel nieder durch den Verzicht beziehungsweise das Verbot der Möglichkeiten eines Kaufs von Seelenheil, geselliger Gespräche, Moral, Liebe oder politischer Ämter (vgl. Polanyi 1944; Hirschman 1977). Der Widerstand der Gesellschaft heißt Integration und Differenzierung ist nur gegen diesen Widerstand möglich.

Solche historischen Augenblicke der *Ausdifferenzierung* können Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte dauern und heftig umkämpft sein. Ausdifferenzierung lässt sich systemtheoretisch nur historisch rekonstruieren. Das teilt sie mit jeder Art von Differenzierungstheorie. Die Systemtheorie stellt daher zuerst immer die Frage, ob ein System ausdifferenziert ist oder nicht. Das ist eine Alles-oder-Nichts-Regel. Es gibt keine ein bisschen ausdifferenzierten Systeme. Die Theorie beginnt mit der Unterscheidung von System und Umwelt und kann daher Systeme nur als schon ausdifferenzierte Systeme begreifen. Die Frage nach der Ausdifferenzierung eines Systems ist deshalb keine theoretisch ambitionierte Frage, sondern nur die empirisch-historische Feststellung (oder: Annahme), dass es zu operativer Schließung eines sozialen Zusammenhangs gekommen ist. Einem Beobachter kann die Ausdifferenzierung eines Systems, abhängig von seiner Differenzierungsform, allerdings stärker oder schwächer erscheinen. Je mehr interne Grenzen ein System produziert und reproduziert, desto mehr Entsprechungen zur Umwelt gibt es auf. Kommunikation ist dann so sehr mit Folgeproblemen ihrer Differenzierung und mit internen Abgrenzungsgesichtspunkten beschäftigt, dass die Unterschiedlichkeit zwischen dem System und seiner Umwelt, wohlgemerkt für einen Beobachter, der entsprechende Kriterien anlegt, größer wird (vgl. Luhmann 1997a: 617). Deswegen ist die funktionale Differenzierung der Gesellschaft für Luhmann auch gleichbedeutend mit einem Höchstmaß an Ausdifferenzierung des Gesellschaftssystems. Das lässt sich mitunter auch an den ökologischen Folgeproblemen festmachen, mit denen sich die Gesellschaft belastet – zum Beispiel Psychopathologien, unter- oder überernährte Körper, Waldsterben oder Slums. Diese Probleme werden zwar intern beobachtet. Aber aufgrund des fehlenden Zentrums einer funktional differenzierten Gesellschaft gibt es

auch keine Repräsentation der Gesellschaft in der Gesellschaft mehr, die sich dieser Probleme annehmen könnte, um sie für die Gesellschaft insgesamt zu lösen (Luhmann 1986a). Dass man immer noch glaubt, die Politik sei ein solches Zentrum, gehört zur Folklore der Gesellschaft – und ihrer Massenmedien.

Im Gegensatz zu Ausdifferenzierung lässt sich Differenzierung jedoch als eine bestimmte Unterscheidungspraxis bestimmen, die sich theoretisch auf den Punkt bringen lässt, ohne ihre historische Analyse deswegen ausschließen zu müssen. Luhmann verwendet zur Gewinnung eines entsprechenden Begriffs der Systemdifferenzierung die Idee des re-entry der Form in die Form. Auf dieser Grundlage schlägt er vor, Systemdifferenzierung als *Systembildung im System* zu verstehen (Luhmann 1997a: 596 ff.). Das ist eine erste und recht einfache Antwort auf das Problem, *wie* sich ein soziales System differenziert. Insofern Systeme nichts anderes als die Reproduktion der Unterscheidung von System und Umwelt sind, bedeutet Systembildung im System, dass sich dieselbe Unterscheidung doppelt und ineinander verschachtelt vollzieht. Systemdifferenzierung wird dementsprechend folgendermaßen notiert:

Gleichung (7.1)



Das ist die minimale Form von Systemdifferenzierung. Sie kann expandiert, jedoch nicht weiter kontrahiert werden (vgl. Spencer-Brown 1969: 8 ff.). Das heißt, dass weitere Systembildungen in einem ausdifferenzierten System möglich sind (Expansion), aber von Systemdifferenzierung nur dann die Rede sein kann, wenn sich in einem System mindestens ein weiteres System ausdifferenziert. Dabei ist die Angabe einer Systemreferenz unerlässlich, weil sich in einem sozialen System durchaus mehrere Systeme nebeneinander (und nicht: ineinander) ausdifferenzieren können. Wissenschaft, Religion, Kunst, Erziehung, Wirtschaft, Recht, Politik und zahllose,

vollkommen unterschiedliche Organisationen haben sich in der Gesellschaft nachbarschaftlich ausdifferenziert, das heißt sie schränken sich zwar wechselseitig ein, aber nicht derart, dass die Religion ein Subsystem der Wissenschaft oder eine Organisation ein Subsystem eines gesellschaftlichen Funktionssystems ist.¹⁴

Systemdifferenzierung ist eine Bifurkation von Operationen in einem System. Die Gleichung (7.1) erhält aus genau diesem Grund zwei re-entries, das heißt man hat es dabei mit zwei Systemen zu tun, die *beide* ihren selbstproduzierten Unterschied beobachten. Das Subsystem kommt im Unterschied zum Gesamtsystem jedoch nicht umhin, mit jeder seiner Operationen das Gesamtsystem mit zu vollziehen, obwohl es das Gesamtsystem und seine Umwelt nur als Umweltgegebenheit behandeln kann. Anders gesagt ist jede Operation eines Subsystems durch das sie einschließende System und seine Umwelt mitbestimmt. Durch Differenzierung multipliziert sich ein soziales System in sich selbst also auf eine Art und Weise, die nicht nur für Beobachter im System, sondern auch für das System durch Selbstbeobachtung nicht kontrollierbar ist. In einem minimal differenzierten System wie in Gleichung (7.1) kommt es aus genannten Gründen mindestens zu einer Verdopplung der Verhältnisse. Ein Beispiel sind die Schwierigkeiten von Organisationen mit eigenständigen Profit-Centern. Die Einführung von Profit-Centern vervielfacht die Organisation: Ein Profit-Center vollzieht Operationen der Organisation, ist also die Organisation, und zugleich sind die Organisation und die anderen Profit-Center für sie Systeme in ihrer Umwelt, die auch ganz andere Dinge im Sinn haben. Ökonomisch schlägt sich eine solche durch Differenzierung erzeugte Vervielfachung der System/Umwelt-Verhältnisse beispielsweise dadurch nieder, dass Transaktionskosten zwischen Profit-Centern innerhalb einer Organisation meist die Kosten externer Transaktionen überschreiten (Eccles/White 1988).

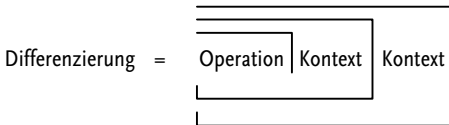
In einem sozialen System kommt es allerdings auch zur Differenzierung von Beobachtern, Funktionen und Schnittstellen, die nicht zwangsläufig einer Systemdifferenzierung folgen. Es ist freilich stets die Möglichkeit gegeben, sie als Strukturen eines Systems zu be-

14 Auch wenn es sich in Bezug auf letzteres bei Luhmann oftmals anders liest. Siehe zum Problem der Zuordnung von Organisationen zu bestimmten Funktionssystemen Kneer 2001 und Karafillidis 2002: 41 ff.

schreiben. Aber gerade strukturelle Arrangements markieren auffällige Unterschiede, die sich formtheoretisch weiter auflösen und notieren lassen.¹⁵ Luhmanns Ausgangspunkt einer Systembildung im System lädt in Bezug darauf zu einer Generalisierung ein, weil er längst am Formbegriff orientiert ist. Differenzierung kann deshalb problemlos als Formbildung in der Form des Systems verstanden werden. Das schließt Systemdifferenzierung nicht aus, sondern mit ein.

Die Gleichung (7.1) lässt sich mit Hilfe des formtheoretischen Modells einer Notation von Operationen und ihren Kontexten generalisieren (vgl. Baecker 2005b: 64 f.). Das geschieht einfach, indem man in dieser Gleichung »System« jeweils mit »Operation« und »Umwelt« jeweils mit »Kontext« ersetzt. Da jeder Kontext kein fixierter Kontext, sondern immer ein durch einen Beobachter operativ aufgerufener Kontext ist, bietet es sich an, eine Operation und ihre differenzierten Kontexte zu notieren. Man erhält dann eine allgemeine Form von Differenzierung, die Systemdifferenzierung einschließt, aber nicht auf sie beschränkt sein muss.

Gleichung (7.2)



Auch hier wird die einfachste Form von Differenzierung notiert. Die Gleichung ist prinzipiell durch weitere Kontexte inklusive re-entries expandierbar, jedoch nicht weiter kontrahierbar, weil sonst die Unterscheidung zwischen Differenzierung und Differenz verschwindet. Es ist nicht zu bestreiten, dass Differenz (Form) und Differenzierung formal-mathematisch nicht unbedingt unterschieden werden müssen. Soziologisch macht ihre Unterscheidung hingegen einen Unterschied. Es handelt sich daher um eine Gleichung, an

¹⁵ Man denke beispielhaft an die Struktur des Mediums Sinn aus dem vorherigen Kapitel. Siehe die Gleichungen (6.10) und (6.11).

der deutlich wird, dass mit einer soziologischen Interpretation des Formkalküls gearbeitet wird, die sich nicht nur am mathematischen Kalkül abarbeitet, sondern ihn mit Einsichten aus der soziologischen Systemtheorie füttert und zum Einsatz bringt. Gleichung (7.2) ist ohne den Umweg über die von Luhmann empirisch plausibilisierte These der Gleichung (7.1) nicht einfach logisch aus dem Kalkül ableitbar.

Der Einsatz dieser stets zu simplifizierenden Schritten anhaltenden Notation führt zu einem interessanten Ergebnis mit Folgen für den Differenzierungsbegriff. In (7.2) fällt im Vergleich zu (7.1) auf, dass man mit einem Kontext weniger auskommt. Nicht mehr die Etablierung einer System/Umwelt-Differenz innerhalb eines Systems (also einer anderen System/Umwelt-Differenz) ist das entscheidende Kriterium für Differenzierung, sondern die Tatsache, dass *mindestens zwei* ineinander verschachtelte re-entries vorliegen.¹⁶ Mit Differenzierung hat man es also dann zu tun, wenn (a) eine kommunikative Operation gleichzeitig mindestens zwei Kontexte aufruft und (b) offen, also ungewiss ist, aber freilich durch weitere Kommunikation bestimmbar bleibt, *wie* diese beiden Kontexte weitere Operationen desselben Typs mitbestimmen und sie und sich unterlaufen (angezeigt durch die re-entries). Differenzierung ist entsprechend Formbildung in der Form, was Systembildung mit einschließt, ohne auf sie beschränkt zu sein. Um auf das vorangegangene Beispiel zurückzukommen: Ob es sich bei einem Profit-Center um eine autopoietische Systembildung im System der Organisation handelt oder nur um eine Struktur der Organisation, kann für die Frage der Differenzierung eingeklammert werden. Entscheidend ist jetzt die Beobachtung, dass sich das Profit-Center von anderen Abteilungen (Kontext 1) *und* von der Organisation (Kontext 2) unterscheidet, diese Unterscheidung zwischen den Kontexten beobachtet, ferner in Rechnung stellt, dass das für die anderen Abteilungen und die Organisation genauso gilt und nicht

16 Man kann diese re-entries in der Notation auch benennen und bezeichnet damit dann gleichsam die sozialen (nicht räumlichen) Orte, an denen die jeweiligen, wiedereintretenden Unterscheidungen typischerweise reflektiert werden, und zwar *als Unterscheidung* reflektiert werden. Vgl. Baecker 2006b. Siehe auch unsere methodologischen Formen in Teil I und weiter unten Gleichung (7.3).

zuletzt mit unbestimmten, aber selbst bestimmbar Ereignissen (Außenseite der Form) zu rechnen weiß. Man kann dann sagen: Die Entscheidungen eines Profit-Centers werden in dieser Form informiert.

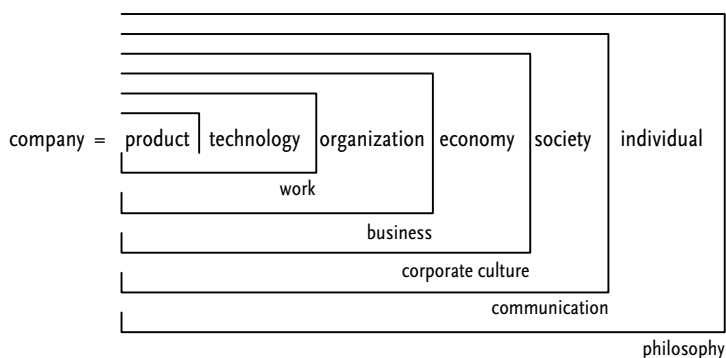
Differenzierung verknötet und multipliziert also die Verhältnisse in einem System. Ein einfach differenziertes soziales System rechnet nach Gleichung (7.2) mindestens mit drei Variablen (drei differenzierte Operationen beziehungsweise eine Operation und ihre beiden Kontexte), mit drei Konstanten (Operation/Kontext, Kontext/Kontext und Kontext/) und mit zwei re-entries gleichzeitig, um für eine Bestimmung seiner kommunikativen Form zu sorgen.¹⁷ Diese unterschiedlichen Elemente des Ausdrucks, die man mit Spencer-Brown *tokens* nennen kann, stehen in einem Nachbarschaftsverhältnis zueinander, das heißt Typ und Spielraum der möglichen Bindungen (Beziehungen, Relationen) sind nicht vorweg definiert, sondern selbst nur kommunikativ bestimmbar, das heißt sie werden in jedem Moment neu bestimmt. Es kann sich dabei zum Beispiel um starke und/oder schwache Bindungen der Nähe, Instrumentalität, Simultaneität, Kausalität oder Subversion handeln. Ohne diese Bindungsmöglichkeiten mit einbeziehen zu können, die in das Zusammenspiel der *tokens* weitere Unbestimmtheiten einbaut, kann man sagen, dass jeder Ausdruck mit n *tokens* $n \cdot (n-1)$ kombinatorische Möglichkeiten zwischen diesen *tokens* aufweist. Für die acht *tokens* eines minimal differenzierten Systems (Gleichung (7.2): 3 Variablen, 3 Konstanten, 2 re-entries) erhält man dementsprechend 56 operativ aktualisierbare Möglichkeiten der kommunikativen Bestimmung in *jedem* Moment. Diese Zahl soll nur als Veranschaulichung dafür dienen, dass sich prinzipiell immer viel mehr kommunikative Möglichkeiten bieten als man denkt und bedenken kann, aber auch dafür, dass die Möglichkeiten immer begrenzt und *endlich* sind, wenn auch nicht so einfach quantitativ bestimmbar, wie die Anwendung dieser Formel suggerieren mag. Rechnen tut letztendlich der Gegenstand selbst (Baecker 2004b). Doch man kann mit Formgleichungen des hier vorgestellten Typs in Ansätzen das Rech-

17 Dass die Kontexte hier nicht mit Indizes oder anderen Unterscheidungsmerkmalen versehen sind, ist beabsichtigt. Kontexte werden empirisch unterschieden, laden jedoch in solchen verknöteten Formen immer auch zur Verwechslung ein. Deshalb wird hier dasselbe unterschieden.

nen des Gegenstands nachvollziehen. Gleichungen wie (7.1) und (7.2) sind Repräsentationen der Eigenwerte rekursiver Operationen (von Foerster 1976) beziehungsweise abstrakter oszillierender Maschinen (Deleuze 1987: 59 ff.), die uns in die Lage versetzen, die jeweiligen bestimmaren Unbestimmtheiten konkreter sozialer Phänomene in einer Form abbilden zu können.

Dirk Baecker hat ein Formmodell der Organisation eines Unternehmens entwickelt, das darauf abzielt, genau diesen operativen Kern für den Fall einer Firmenorganisation auf den Punkt zu bringen. Das Modell ist auch ein Beispiel dafür, wie man in einem weiteren Konkretisierungsschritt mit solchen Formen arbeiten kann (Baecker 2006b).

Gleichung (7.3)



Man sieht hier die Form des Unternehmens, die zugleich die Form der Differenzierung des Unternehmens ist. Es dürfte auf einen Blick deutlich werden, dass dieser Formalismus des Unternehmens, den Baecker aus seiner Beobachtung der organisationstheoretischen Forschung heraus entwickelt, sich nicht ohne Weiteres in System/Umwelt-Unterscheidungen rückübersetzen lässt. Es handelt sich um den Eigenwert oder: Attraktor der fortwährenden Reproduktion einer Organisationsform der Gesellschaft – in diesem Fall die Organisationsform eines Unternehmens. Letzteres kommt insbesondere durch die Variable »economy« und das entsprechende re-entry »business« zum Ausdruck. Eine Verallgemeinerung in Richtung eines allgemeinen

Kommunikationsmodells der Organisation, mit dem auch Kindergärten, Museen, Kliniken und Regierungs- wie Nichtregierungsorganisationen untersucht werden können, liegt nahe.

Systemtheoretisch ist diese Form lesbar als Form, an der sich Interaktionssysteme bei aller thematischen Fluidität als Interaktionen einer bestimmten Organisation wiedererkennen können; als Form, entlang der sich bestimmte Stellen, Rollen, Personen, Programme, Werte und Normen differenzieren; als Form, an der sich die Binnendifferenzierung einer Organisation orientiert, so dass eine operative Ebene (product, technology, work), eine Managementebene (organization, economy, business), eine Führungsebene (organization, economy, society, corporate culture) und eine Personalebene (society, individual, communication) als jeweils autonome Formen der kommunikativen Reproduktion der Organisation unter Bedingungen interner und externer Umweltstörungen entstehen; und als Form der Bestimmtheit der Ausdifferenzierung einer Organisation, das heißt als Beobachtung einer Organisation im Kontext der Wirtschaft, die sich in einer Gesellschaft ausdifferenziert, die wiederum ständig darauf angewiesen ist, Individuen (Mitarbeiter, Kunden, Investoren etc.) zu finden, die ihre Kommunikation auch weiterhin mitzutragen bereit sind. Wer hier Entscheidung vermisst, dem sei gesagt, dass jede Entscheidung in dieser Organisation all diese Unterschiede mit aufruft, um sich als Entscheidung dieser bestimmten Organisation auszuweisen. Zu jedem dieser Unterschiede und Unterscheidungen müssen immerfort Entscheidungen getroffen werden, die alle anderen Kontexte mit erinnern und zwischen ihnen oszillieren. Eine solche Form notiert die gleichzeitig-verschiedenen Unterscheidungen, die eine Organisation parallel handhabt und die sie jeweils individualisieren (vgl. Luhmann 2000b: 238).¹⁸

18 Man beachte, dass die hier notierte Form nicht die individuelle Form eines bestimmten Unternehmens X ist, sondern eine Form, die die Variablen, Konstanten und re-entries notiert, die den Eigenwert der Unternehmensform bezeichnen und insofern für alle Unternehmen gilt. Die Untersuchung eines Unternehmens X muss dann für jede Variable und jedes re-entry durch entsprechende Beobachtung jeweils *einen* konkreten (qualitativen) Wert bestimmen.

Eine soziale Form erfordert deshalb keine abschließende Entscheidung zwischen einer Interaktions-, einer Binnen- und einer Außenperspektive. Die re-entries halten das Ganze in dieser Hinsicht offen. Zum Beispiel bezeichnen »Wirtschaft« und »Gesellschaft« in Gleichung (7.3) sowohl organisationsexterne Formen als auch ihr internes *enactment* durch die Organisation (Weick 1979). Die Organisationstheorie hat ohnehin damit begonnen, sich von der Annahme zu verabschieden, dass Organisationen ein eindeutig bestimmbares Innen und Außen haben (vgl. Sabel 1991). Wenn von der Form einer Organisation gesprochen wird, ist deshalb eine kommunikativ generierte, eingebettete und reproduzierte gesellschaftliche Form der Regulation von Arbeit gemeint, die innen und außen als sachliche Zurechnungsmodi verwendet, um dazugehörige Operationen zu sortieren (vgl. Türk 1995b).

Blickt man auf eine Formgleichung, wird auch deutlich, dass ein einzelner Akteur, im Gegensatz zu einem sozialen System, die Vielfalt der operativ getroffenen Unterscheidungen und ihre Verknotungen niemals *gleichzeitig* aufrufen, geschweige denn bewältigen kann. Die von uns als Form notierten Operationen und Beobachtungen sind temporalisiert, selbstähnlich und verteilt, so dass eine Form vor dem Hintergrund einer Vielheit verschiedener Beobachter gelesen werden muss, die diesen Eigenwert immerfort dynamisch reproduzieren. Um diesen Gedanken nachzuvollziehen, muss man sich gleichwohl von der Vorstellung eines eindeutig lokalisierbaren, singulären, psychischen Beobachters lösen und umschalten auf die Idee einer parallel prozessierenden, heterarchischen, verteilten Form eines Systems.

7.4 KOPPLUNGSFORMEN

Führt man sich die mannigfaltige Differenzierung der Gesellschaft vor Augen, so wäre es falsch anzunehmen, es gäbe eine Superform, die alle ausdifferenzierten und differenzierten Formen in ein großes Ganzes bettet.¹⁹ Auch die Gesellschaft kann dies nicht leisten.

19 In diesem Sinne heißt es auch bei Luhmann (1997a: 595 ff.), dass ein differenziertes System auf eine Koordination seiner Subsysteme verzichtet. Für die Gesellschaft scheint dies rasch nachvollziehbar, es gilt

Andernfalls wäre sie ein Container. Doch mit Gesellschaft ist die erignishafte Reproduktion einer Unterscheidung der Kommunikation bezeichnet, die sich durch all diese Formen hindurch realisiert. Man muss deshalb vielmehr von einer Ökologie gesellschaftlicher Formen sprechen, die gerade deshalb robust ist, weil Formen nur lose gekoppelt sind. Es wird auf eine genaue Abstimmung von Formen verzichtet und stattdessen auf temporäre Kopplungen zwischen ihnen gesetzt, die dauerhaft werden können (und daraufhin als Strukturen erscheinen), aber eben nicht dauerhaft werden müssen. Das bedeutet aber, dass man eine Vorstellung davon bekommen muss, welche Formen der Relationierung zwischen Formen des Gesellschaftssystems erkennbar und benennbar sind.

Man kann zu diesem Zweck zwei grundlegende Formen von Kopplung unterscheiden (vgl. Luhmann 1997a: 100 ff. und 604 ff.). Jede Form ermöglicht in sich *operative* Kopplungen und ist dabei, als gesellschaftliche Form, *strukturell* an die Umwelt der Gesellschaft gekoppelt. Operative Kopplung bezieht sich auf die Differenz der Unterscheidungen *in* der Form, strukturelle Kopplung auf die Differenz der Form zu ihrer unbestimmten, aber nur in der Form bestimmbaren Außenseite. Dabei begegnet man einer nicht unwichtigen Eigentümlichkeit, der anschließend noch ein eigener Abschnitt gewidmet wird. Strukturelle Kopplung erscheint nämlich in zwei Versionen: Die unbestimmte Außenseite verweist zugleich auf weitere soziale Formen, mit denen eine Form gekoppelt sein kann (zum Beispiel: die Politik ist mit der Wirtschaft, dem Recht, der Wissenschaft strukturell gekoppelt oder die Form des Grüßens ist mit der Form des Gesprächs, der Freundschaft oder des Interesses gekoppelt) *und* auf die Umwelt des beteiligten Bewusstseins (das an das Nervensystem, das an einen Organismus, der an eine physikalische Umwelt strukturell gekoppelt ist). Der Begriff der strukturellen Kopplung wird hier auf letzteres beschränkt, also auf die Kopplung von Gesellschaftssystem und Bewusstsein (inklusive

aber, und zwar entgegen der in Organisationen eigens bemühten rationalistischen Rhetorik, gerade auch für Organisationen. Eingriffe durch das Gesamtsystem sind nicht möglich, weil man systemtheoretisch davon ausgehen muss, dass auch die hierarchisch geordneten Formen einer Organisation jeweils eigene, hochselektive Modi der internen und externen Artikulation entwickeln. Vgl. dazu bereits Parsons 1960.

Wahrnehmung). Für Kopplungen innerhalb der Gesellschaft wird lediglich der Begriff der operativen Kopplung verwendet. Die Idee der sozialstrukturellen Kopplung bleibt dabei erhalten, wird aber als Struktur operativer Kopplungen reformuliert.

Doch zunächst müssen die beiden Kopplungsformen näher bestimmt werden. Um ihrem Unterschied auf die Schliche zu kommen, bedarf es eines Rückgriffs auf die Unterscheidung zwischen Operation und Beobachtung. Der Witz und zugleich die Schwierigkeit dieser Unterscheidung liegt ja unter anderem darin, dass jede Beobachtung eine Operation und jede Operation eine Beobachtung ist. Dennoch ist es wichtig, diese beiden zu unterscheiden. Der Blick auf Operationen zwingt dazu mitzudenken, dass man es mit einem Vorgang zu tun hat, der immer schon geschehen ist, wenn er beobachtet wird. Operationen sind immer nur im Nachtrag beobachtbar. Nur die kommunikative Reaktion erlaubt eine Einschätzung, welchen Weg die Kommunikation eingeschlagen hat. Kommunikation findet statt – aber nur weitere Kommunikation kann registrieren, ob beziehungsweise dass dies der Fall ist. Die Beobachtung von Operationen ist also nur durch eine weitere Operation möglich. Das wirft die Frage auf, wie ein System von der einen zur nächsten Operation kommt, obwohl es diesen Vorgang offensichtlich nicht kontrollieren kann, also nicht kontrollieren kann, dass eine Operation geschehen ist. Nur die Lösung dieses für ein System nicht unter Kontrolle zu bringenden Problems des Übergangs von einer zur nächsten Operation macht ein System zum System. Das geschieht durch Rückgriff auf Unterscheidungen, die es in der Umwelt nicht gibt. Vielmehr handelt es sich um selbstgenerierte Unterscheidungen, die eine entsprechende Umwelt erzeugen. Das angezeigte Problem des Übergangs von einer Operation zur nächsten ist damit ein Problem der *Wiederholung* von Rekursionen, das heißt es bezieht sich auf *Ausdifferenzierung*. Blickt man auf Operationen, fragt man folglich nach der Reproduktion eines Systems. Man fragt danach, wie das System selbst *zählt*.

Für Beobachtung gilt das eben gesagte selbstverständlich auch, insofern man sie als Operation beobachtet. Die Mechanismen, die man mit der Frage nach der Reproduktion von Kommunikation untersuchen kann, sind jedoch andere, als die Mechanismen, die man untersucht, wenn man sich auf Beobachtung konzentriert. Man muss dann eine andere Frage stellen. Beobachtung ist nur

möglich als Beobachtung eines operativen Geschehens. Das wirft dann die Frage auf, welche Formen der Beobachtung das jeweilige operative Geschehen zulässt und wie diese wiederum die Möglichkeiten der Reproduktion mitbestimmen. Dann sieht man, dass es zur Kondensierung bestimmter struktureller Muster *im* System kommt, nämlich zu Identitäten (zum Beispiel Systeme, Personen, binäre Codes), die Rekursionen ordnen. Es verdichten sich sowohl bestimmte Formen des Bezugs auf das System selbst (Selbstbeobachtungen, Selbstbeschreibungen) als auch des Bezugs auf alles andere, also Formen des Weltbezugs eines Systems. Blickt man auf Beobachtungen, fragt man nach *Strukturen* als Bedingungen der Reproduktion eines Systems. Man fragt nach *Differenzierung* – danach, wie das System sich selbst *ordnet*.

Auf unser Problem des Unterschieds zwischen operativen und strukturellen Kopplungen bezogen heißt das: operative Kopplungen müssen auf Beobachtungen (Strukturen, Identitäten) setzen und sich auf sie verlassen, während strukturelle Kopplungen auf Operationen (Schließung, Autopoiesis) setzen, sie also voraussetzen und sich auf sie verlassen müssen. Ihr Unterschied wird jedoch erst richtig deutlich, wenn man ihre jeweilige Form notiert. Die Bezeichnung von Beobachtungen zur Bestimmung der Form operativer Kopplungen beziehungsweise die Bezeichnung von Operationen zur Bestimmung der Form struktureller Kopplungen reicht eben nicht aus, um nachvollziehen zu können, wie die Kopplungen sich vollziehen. Die Formgleichungen sehen folgendermaßen aus:

Gleichung (7.4)

$$\text{Operative Kopplung} = \overline{\overline{\text{Differenzierung}} \mid \text{Beobachtung}}$$

Gleichung (7.5)

$$\text{Strukturelle Kopplung} = \overline{\overline{\text{Kausalität}} \mid \text{Operation}}$$

Operative Kopplung erfolgt demnach durch unbestimmte, aber bestimmbare Beobachtung von Differenzierung und strukturelle Kopplung durch unbestimmte, aber bestimmbare Operationen im Zusammenhang mit Kausalität. Für beide Kopplungsformen gilt zunächst einmal, dass sie nicht durch das System geplant oder kontrolliert werden können. Kopplungen passieren einem sozialen System und es kann nur noch registrieren, dass sie passiert sind. Darüber hinaus sind beide Kopplungsformen temporalisiert. Koppeln und Entkoppeln geschieht ereignishaft. Es handelt sich nicht um dauerhafte Zustände. Das schließt eine Untersuchung dauerhafter Kopplungs- oder Entkopplungszustände nicht aus, sondern gerade ein, denn es macht eine genaue Bestimmung der Konditionen erforderlich, unter denen das möglich ist.

Gleichung (7.4) macht hinreichend deutlich, dass nur im Zusammenhang mit Differenzierung von operativer Kopplung gesprochen werden kann.²⁰ Operative Kopplungen gibt es ausschließlich innerhalb differenzierter Systeme. Zwischen organischen, psychischen, physikalischen und sozialen Systemen sind operative Kopplungen nicht möglich. Wenn sich innerhalb eines dieser autopoietischen Systeme jedoch auf Grundlage ihres jeweiligen Operationstyps Formen differenzieren, sind operative Kopplungen der differenzierten Formen *im* differenzierten System unvermeidlich, wenn auch unbestimmt bleibt, welche Formen sich zu welchen Zeitpunkten und für welche Beobachter koppeln. Nur durch Beobach-

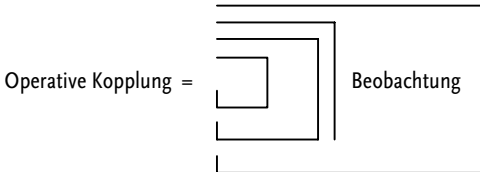
20 Es kursieren in der soziologischen Systemtheorie zwei Begriffsverwendungen von operativer Kopplung. Niklas Luhmann hat zuletzt dann von operativer Kopplung gesprochen, wenn er auf Integration, also die momenthafte wechselseitige Einschränkungen der Freiheitsgrade von Systemen hinauswollte (vgl. Luhmann 1997a: 603 ff.). Er hat im Zusammenhang mit der Unterscheidung von Form und Medium aber gelegentlich auch davon gesprochen, dass Systeme Medien benutzen, um ihre Operationen zu koppeln (vgl. Luhmann 1990a). Peter Fuchs (1999) schließt an letzteres an, um eine höhere Auflösung für die Diskussion des Übergangsproblems zwischen zwei Operationen zu erzielen. Mithin wird mit operativer Kopplung also auch einfach die faktische Autopoiesis eines Systems als »Verkettung« von Operationen bezeichnet. Sobald man jedoch schlicht von der Autopoiesis der Gesellschaft ausgeht, ist zwangsläufig zugleich beides gemeint.

tung ist bestimmbar, welche Differenzierungen eine Rolle spielen und damit, welche Formen sich letztlich operativ koppeln.

Die Gesellschaft ist ein hochdifferenziertes System mit un abzählbar vielen operativen Kopplungen, weil sie immer mindestens einfach differenziert ist: in Interaktion und Gesellschaft (Luhmann 1984a: 551 ff.). Es gibt keine Gesellschaft ohne Interaktion, aber es gibt auch keine Interaktion ohne Gesellschaft. Das wäre höchstens als primordiale soziale Situation denkbar, die auf zwei Teilnehmer beschränkt bleiben müsste. Gesellschaft kennt als differenziertes System folglich immer beides, sowohl operative als auch strukturelle Kopplungen.

Auf Basis der damit verbundenen Einsicht, dass Differenzierung einfach dann der Fall ist, wenn man es mit zwei ineinander verschachtelten re-entries zu tun hat, lässt sich die Gleichung (7.4) zur operativen Kopplung weiter auflösen. Setzt man diese einfachste Form der Differenzierung (vgl. Gleichung 7.2) dort ein, so erhält man:

Gleichung (7.4.1)



Man beachte, dass hier nur noch die für die minimale Form der Differenzierung konstitutiven, zwei ineinander verschachtelten re-entries notiert werden. Sofern operative Kopplungen diese Form haben, wird in dieser Schreibweise deutlich, dass operative Kopplungen Differenzierung voraussetzen, die selbst jedoch Beobachtung erfordert, die dann bestimmt, welche operativen Kopplungen erfolgen und welche nicht. Die Beobachtung tritt in die Form der Differenzierung wieder ein und koppelt dadurch die differenzierten Formen. Würde man operative Kopplungen an Operationen und nicht an Beobachtungen festzumachen versuchen, käme man nur zu dem Schluss, dass sich zahlreich soziale Formen überlagern – falls man über-

haupt so weit kommt und nicht nur vollkommen unspezifisch behaupten müsste, dass es sich eben um eine Operation des Gesellschaftssystems handelt, womit man natürlich immer richtig liegt. Da sich, wie in dieser Gleichung dargestellt, Beobachtung bei operativer Kopplung auf Differenzierung bezieht (in die Differenzierung wiedereingeführt wird), bedeutet das, dass sie selbst entsprechend differenziert ist und deshalb zugleich in vielfacher Weise im System vorkommt. Es handelt sich im Fall operativer Kopplung also auch um *differenzierte Beobachtung*. Man kann dazu beispielhaft an Unternehmen in einem Konzern denken. Jede Konzerntochter weiß um ihre Budgetgrenzen, ihre Konkurrenzverhältnisse, ihre Austauschbarkeit auf Märkten und ihre Produktdifferenzen im Konzern. Das beeinflusst nicht jede Entscheidung, denn es handelt sich um jeweils eigenständige Unternehmen, aber es gibt Entscheidungen, in die diese Abhängigkeiten hineinspielen – und das sind dann Momente, in denen die Kopplung sich ereignet, um anschließend die so gekoppelten Unternehmen wieder sich selbst zu überlassen. Alle operativ gekoppelten Unternehmen in einem differenzierten Konzern rechnen in ihre Beobachtungen mit ein, dass alle anderen Unternehmen inklusive des Konzerns selbst die Kopplung gleichzeitig mit beobachten – und das integriert die Unternehmen und den Konzern. Sie schränken dadurch, in einer anderen Formulierung, wechselseitig ihre jeweiligen Freiheitsgrade ein.

Niklas Luhmann fasst diesen Punkt der operativen Kopplungen beziehungsweise der Integration differenzierter Systeme in seiner Gesellschaftstheorie folgendermaßen zusammen:

»Integration ist also ein mit der Autopoiesis der Teilsysteme voll kompatibler Sachverhalt. So gibt es zahllose ereignishaft operative Kopplungen, die ein ständiges Herstellen und Wiederauflösen von Systemzusammenhängen bewirken. Geldzahlungen etwa sind und bleiben stets Operationen des Wirtschaftssystems im rekursiven Netzwerk vorheriger und späterer Zahlungen. Aber sie können in gewissem Umfange zu politischer Konditionierung freigegeben werden im rekursiven Netzwerk politischer Vorgaben und politischer Konsequenzen. Auf diese Weise werden Systeme kontinuierlich integriert und desintegriert, nur momenthaft gekoppelt und sofort für eigenbestimmte Anschlussoperationen wieder freigestellt. Eine solche Temporalisierung des Integrationsproblems ist die Form, die hochkomplexe Gesellschaften entwickeln, um Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten

zwischen den Teilsystemen zugleich prozessieren zu können.« (Luhmann 1997a: 606)

Zur Erläuterung der Form struktureller Kopplung müssen zunächst einige systemtheoretische Bemerkungen vorgeschaltet werden. Strukturelle Kopplung bezieht sich auf den Sachverhalt, dass jedes System *operativ* in seine Umwelt – die Gesellschaft also in ihre Umwelt teilnehmender Individuen – eingebettet ist. Es ist immer schon an seine Umwelt angepasst, sonst wären keine Operationen möglich. Die Umwelt muss die Operationen des Systems tolerieren und ermöglichen können.²¹ Diese operative Einbettung ist für ein System kognitiv nicht zugänglich, sofern man unter Kognition die Fähigkeit eines Systems versteht, neue Operationen an erinnerte anzuschließen (ebd.: 122 f.). Kognition scheidet in dieser Begriffsfassung also als ein solcher Mechanismus der Einbettung in die Umwelt aus und bezieht sich auf die Verwendung beobachtungsleitender Unterscheidungen, mit denen sich ein System von seiner Umwelt gerade unabhängig zu machen versteht. Für die Unterscheidungen, die ein System dazu verwendet, gibt es in der Umwelt keine Entsprechung. »Die Umwelt ist, wie sie ist.« (von Foerster 1972: 123 und 133) Über Kognition arbeiten Systeme lediglich an verschiedenen Formen, sie (und sich) zu beobachten.

Dass die dabei verwendeten Unterscheidungen ausschließlich systemimmanent sind, mindert die Abhängigkeit eines Systems von seiner Umwelt hingegen nicht. Vielmehr wird seine Abhängigkeit dadurch noch gesteigert. Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten variieren nicht unter Nullsummenbedingungen. Indem ein System sich kognitiv schließt, ist es umso mehr darauf angewiesen, dass seine Umwelt es trägt. Umwelt ist beim Vollzug jeder einzelnen Operation gleichzeitig präsent. Neben einer Öffnung über beobachtungsfähige Operationen sind Beziehungen zur Umwelt für ein System also obligatorisch aufgrund der operativen Gleichzeitigkeit.

21 Das kann man an der Gleichung (7.5) ablesen, weil Operation in Unterscheidung zu einer unbestimmten Außenseite der Form notiert wird, die gleichzeitig mitwirkt. Die Bestimmung dieser die Operation tragenden Voraussetzungen kann aber wiederum nur in der Form struktureller Kopplung bestimmt werden, also nur indem man Kausalität und Operation unterscheidet und ihren Zusammenhang bestimmt.

keit von System und Umwelt gegeben (vgl. Luhmann 1984a: 242 ff.). Solche Einbettungen sind für das System kognitiv unverfügbare Umweltbeziehungen, während seine Öffnung die Art und Weise bezeichnet, wie das System sich seine Umwelt über Beobachtung intern verfügbar macht und sie selektiv zu berücksichtigen lernt.

Der Begriff der strukturellen Kopplung arbeitet exakt an diesem Problem der für ein System operativ nicht verfügbaren Beziehungen zur Umwelt (vgl. Maturana/Varela 1984: 83 ff.; Luhmann 1997a: 100 ff.). Das bedeutet, dass strukturelle Kopplung stets schon da ist, wenn ein System operiert. Es koppelt sich strukturell nicht durch eigene Operationen, sondern die Bedingungen seines Operierens sind längst auf den entsprechenden Kopplungsmodus eingestellt. Deshalb spricht Niklas Luhmann davon, dass strukturelle Kopplungen unbemerkt, ja geräuschlos funktionieren (Corsi 2001; Luhmann 1997a: 106 f.). Ein autopoietisches System kann seine strukturellen Kopplungen zwar beobachten (thematisieren), doch nicht über sie verfügen. Um das zu können, muss es eigene Operationen benutzen, die selbst wieder strukturelle Kopplungen voraussetzen.

Nun offenbaren sich die Einschränkungen und Abhängigkeiten, auf die ein System sich als System notwendig einlässt. Ein strukturdeterminiertes System kann im Prinzip alle Strukturformen erzeugen, aber nur unter Verzicht auf mindestens zwei Freiheitsgrade. Seine Form und Formen sind nur möglich, insofern sie mit der Form seiner strukturellen Kopplung kompatibel sind (1. Einschränkung) und insofern sie mit seiner Autopoiesis kompatibel sind, das heißt sofern sie es ihm ermöglichen, auch weiterhin zu leben, zu denken, zu kommunizieren (2. Einschränkung). Die erste Einschränkung ist aus Sicht des Systems die Bedingung seiner Möglichkeit. Die zweite Einschränkung ist eine Selbsteinschränkung durch Selbstorganisation.²² Ein System kann sich auf eine Einschränkung durch strukturelle Kopplungen nur deshalb einlassen, weil es durch Entkopplung von der Umwelt intern Möglichkeitsüberschüsse erzeugt und so auf die prinzipielle Unbestimmbarkeit seiner Umwelt mit eigener Unbestimmtheit reagiert.

22 Eigentlich könnte man die zweite Einschränkung noch in die zwei Einschränkungen der Selbstreproduktion einerseits und der selbstorganisierten Regulation dieser Selbstreproduktion andererseits aufsplitten, so dass man den Verlust von drei Freiheitsgraden konstatieren müsste.

Auch strukturelle Kopplung hat eine bestimmbare Form. Unsere Gleichung (7.5) ist dabei von Luhmanns Vorschlag geleitet, die zwei Seiten der Form struktureller Kopplung als Ausschluss und Einschluss von Kausalität zu bestimmen (Luhmann 1997a: 102 f.).²³ Über strukturelle Kopplungen ist ein System hochselektiv auf bestimmte Kausalitäten eingestellt und lässt sich durch sie faszinieren und irritieren. Alle anderen Kausalitäten schließt es aus. Man muss das mit der notwendigen Genauigkeit betrachten: Es schließt sie als Kausalitäten aus, von denen es sich in Bezug auf seine Strukturbildung irritieren lässt. Das kann ein Beobachter anders sehen und zum Beispiel einen kausalen Einfluss menschlicher Gene auf Kommunikation konstatieren – jedoch nur in analytischer Manier. Denn Kommunikation selbst lässt sich nicht von Biomolekülen (zum Beispiel DNA oder Proteine) stören.²⁴ Man muss ferner genau sehen, dass mit struktureller Kopplung keine Einrichtung gemeint ist, die bestimmte externe Ursachen verlässlich und vorhersehbar in bestimmte interne Zustände transformiert. Sie funktio-

23 An der Notation der Form struktureller Kopplung springt die Differenz zwischen einem rein sprachlichen Ausdruck von Formen und einer mathematischen Notation von Formen sofort ins Auge (vgl. dazu Schönwälder/Wille/Hölscher 2004: 30 f.). Es macht eben einen (enthaltenden und disziplinierenden) Unterschied, ob man eine Form notiert oder nicht. Orientiert man sich an Luhmanns Bestimmung der Form struktureller Kopplung, müsste man »Einschluss von Kausalität« auf der Innenseite und »Ausschluss von Kausalität« auf der Außenseite notieren. Will man diese Form aber notieren, so muss man wissen, dass jede Form prinzipiell ausdrückt: dass die eine Seite in Bezug auf die andere Seite stets in einem Verhältnis des Ausschlusses steht, aber (durch das re-entry) jeweils auch mit eingeschlossen ist.

24 Es sei denn über den Umweg medizinischer Kommunikation. Etwas anderes ist also die Frage nach den gesellschaftlichen Folgeproblemen und durchaus auch biochemischen Veränderungen einer Thematisierung von Gendiagnostik oder des menschlichen Genoms (vgl. dazu eindrücklich Lemke 2004). Jedoch sind es nicht die Gene selbst, die entsprechend strukturelle Veränderungen der Kommunikation bewirken, sondern die kommunikative (wissenschaftliche) Erzeugung unbestreitbarer Tatsachen, die dann Bewusstsein und Gesellschaft strukturell irritieren.

niert eher wie ein Filter, indem sie eine bestimmte Form von Kausalität zulässt, von der ein System sich regelmäßig irritieren lässt, und schließt alle anderen Einflussmöglichkeiten (inklusive andere Formen der Kausalität) aus. Man spricht von Irritation oder genauer von Selbstirritation, um zu betonen, dass diese Zulassung von hochspezifischen Kausalitätsstellen vollkommen unbestimmt lässt, was das System damit macht. Die kausale Zerstörung des Systems durch Umweltgegebenheiten oder plötzlichen Wegfall von Kopplungen bleibt gewiss möglich. Strukturelle oder gar operative Determination von außen ist hingegen ausgeschlossen. Das Ohr sorgt zum Beispiel für eine strukturelle Kopplung des Nervensystems mit seiner physikalischen Umwelt. Es reagiert nur auf einen ganz bestimmten Frequenzbereich, in dem es nur die Frequenzen innerhalb dieses Bereichs passieren lässt und alle anderen (zum Beispiel tiefe Basstöne und Ultraschall) ausschließt. Doch für das Nervensystem sind die Wirkungen innerhalb des tolerierten Frequenzbereichs nur undifferenziert codiert (vgl. von Foerster 1973: 30 f.), das heißt, was das Gehirn dann qualitativ hört und in welcher Form die Sensomotorik dadurch möglicherweise in Gang gesetzt wird, ist durch seine eigene strukturelle Beschaffenheit determiniert. Das schließt es aber eben nicht aus, dass ein zu lautes Geräusch den Kopplungsmechanismus oder gar drastischere Einflüsse das System selbst zerstören.

Strukturelle Kopplung setzt also voraus, dass die operative Schließung des Systems durch die Kopplung unberührt bleibt. Sie kann die Reproduktion von Operationen nicht determinieren. Die Form struktureller Kopplung lässt eine bestimmte Kausalität zu, die aber durch eine Operation (die immer auch Schließung mitimpliziert, weil sie sonst nicht als Operation kenntlich wäre) bestimmt wird, die sich, wie in der Gleichung ersichtlich, wiederum nur selbst bestimmen kann. Die operationale Schließung schließt Kausalität erst einmal aus, weil die Einheit einer Operation nur selbstreferentiell zustande kommen kann. Sie ist aber als Operation nur durch Zulassung einer bestimmten Kausalität möglich. Die Unterscheidung von Kausalität und Operation wird in dieselbe Unterscheidung wieder eingeführt, so dass Kausalität operativ aufgerufen werden muss, um wirken zu können und die Operation sich durch Kausalität, die sie selbst bestimmt, irritieren (nicht: determinieren) lässt. Das heißt, dass jede Operation um ihre kausalen Abhängigkeiten

wissen kann, sie aber als gleichzeitig wirkend voraussetzen muss und deshalb unmöglich selbst determinieren, wohl aber für ihre Selbstbestimmung nutzen kann. Von Kausalität kann also nur ein operativ geschlossenes System überhaupt etwas wissen. Sie ist das Produkt eines Systems, das schon längst operiert, wenn es Kausalität durch Operationen bestimmt. Auch deshalb hat die Untersuchung des Beobachters/Systems Priorität vor der Untersuchung von Kausalitäten.

Gerade wenn man systemtheoretisch argumentiert steht also außer Frage, dass die Gesellschaft auf ein Mitwirken ihrer Umwelt angewiesen ist. Jedoch gibt sich der Begriff der strukturellen Kopplung nicht mit irgendeiner Kopplung an eine irgendeine Umwelt zufrieden, sondern zwingt zu mehr Genauigkeit. Der Begriff zwingt dazu zu spezifizieren, *welche Systeme* miteinander (beziehungsweise welche Systeme mit welchen Umwelten) gekoppelt werden und vor allem *wie* sie gekoppelt werden.

Luhmann antwortet auf die erste Frage mit der These, dass Kommunikation ausschließlich an Bewusstsein gekoppelt sei (Luhmann 1987; 1988c; 1997a: 103 f.). Es gibt keine unmittelbaren strukturellen Kopplungen zwischen Kommunikation und der physikalischen oder biologischen Welt. Solche Beziehungen machen sich nur als destruktive Kausalität bemerkbar, sind aber nicht in der Lage, Kommunikation zu irritieren, das heißt sie können sich nicht unmittelbar in der Strukturgenese oder im Strukturgebrauch sozialer Systeme niederschlagen, sondern müssen den Umweg über das Bewusstsein gehen. Zentral für diese Kopplungsnotwendigkeit mit Bewusstsein ist aber weniger Verstand oder höhere geistige Fähigkeiten (oder gar Vernunft), sondern die *Wahrnehmungsfähigkeit* des Bewusstseins. Kommunikation kann beobachten, aber nicht wahrnehmen. Sie ist deshalb vollkommen von den Wahrnehmungskapazitäten ihrer Individuen abhängig. Diese Abhängigkeit beschränkt sich aber keineswegs nur auf Situationen körperlicher Kopräsenz. Ein Brief, ein Ticker, ein Buch, der Kaffeesatz wollen gelesen, die Werbung, ein Link, ein Statussymbol, ein Schild wollen gesehen, Musik, Durchsagen, Hupen wollen gehört, gute Küche will gerochen und die Qualität eines Stoffes will gefühlt werden. Jedoch läuft die Etablierung dieses hochspezifischen Kausalitätskanals in beide Richtungen. Kommunikation kann selbstverständlich auch Wahrnehmung beeinflussen und anleiten. Die Kunst bietet hierfür ein

sehr gutes Beispiel (Baecker 2001b); und auch Organisationen laborieren an genau dieser Schnittstelle (vgl. Foucault 1975: 173 ff.; Luhmann 2000b: 119 ff.; Weick/Sutcliffe 2001).

Auf die Frage, wie strukturelle Kopplung zwischen Bewusstsein und Kommunikation sich realisiert, lautet Luhmanns Antwort: in erster Linie durch Sprache und durch Schemata (Luhmann 1997a: 108 ff.). Im Sinne unserer Form der strukturellen Kopplung sind dies zwei Formen,²⁵ in denen in beide Richtungen Wirkungen erzielt werden können, es dann aber den Operationen und der Schließung von Bewusstsein beziehungsweise Kommunikation überlassen bleibt, wie mit der dadurch erzeugten Irritation verfahren wird. Sprache und Schemata sind jedoch keine voneinander unabhängigen und gegeneinander abgrenzbaren Domänen. Sie sind ineinander verflochten, denn Sprache wird selbst schematisiert verwendet und Schemata liegen auch sprachlich formuliert vor (vgl. Neisser 1979). Strukturelle Kopplungen von Kommunikation und Wahrnehmung funktionieren insofern unter anderem durch eine Kombination von sprachlicher Universalität und schematischer Spezifität.

Sprache ist, folgt man der netzwerktheoretischen Argumentation von Harrison C. White, ein universeller Nebeneffekt von *switchings* (White 1995). Damit ist gemeint, dass sie aus dem Erfordernis der Koordination eines permanenten Umschaltens zwischen verschiedenen interaktiven und materiellen Bindungen menschlicher Organismen in sozialen Situationen entstanden ist.²⁶ In diesem Sinne gehen wahrnehmungsfähiges Bewusstsein und Kommunikation der Entstehung von Sprache voraus. Sollte Sprache im Kontext der Differenz dieser beiden Operationsformen aufgetaucht sein, so liefert das auch eine Erklärung dafür, weshalb sie sowohl psychisch als auch sozial verwendbar ist und sich als Mechanismus struktureller Kopplung eignet. Ihr Gebrauch produziert (lautliche, opti-

25 Es müssen nicht die einzigen Formen sein, können aber augenblicklich doch als grundlegend gelten. Luhmann nennt mit Person und Motiv weitere Formen struktureller Kopplung von Bewusstsein und Kommunikation, die aber selbst schematisiert und oft auch sprachabhängig sind. Siehe Luhmann 1991, 1993c und vgl. auch Hutter/Teubner 1994.

26 Und da Sinn für White durch diese *switchings* erzeugt wird (vgl. White 2008), korrespondiert das mit Luhmanns Argument von Sprache als lautliches und optisches Korrelat von Sinn (Luhmann 1997a: 205 ff.).

sche, haptische) Wahrnehmbarkeit immer im Hinblick auf unbestimmte, aber bestimmbare Kommunikation ebenso wie er (lautliche, optische, haptische) Kommunizierbarkeit nur im Hinblick auf unbestimmte, aber bestimmbare Wahrnehmung produziert. In beiden Systemtypen funktioniert Sprache dabei unbemerkt und leichtgängig, und zwar nicht trotz, sondern gerade wegen der Notwendigkeit ihrer Kontextualisierung, der Multifunktionalität ihrer Satzglieder und der Polysemie ihrer Wörter (vgl. Halliday 1985; De Joia/Stenton 1980: 38 ff.; White 1995). Sprache ist deshalb ein Medium der Kommunikation (Luhmann 1997a: 205 ff.), das die Aufmerksamkeit des Bewusstseins genauso wie die Mitteilungen der Kommunikation in hohem Maße bündelt und ihnen dadurch jeweils ermöglicht, sich ihrer selbst zu vergewissern.

Schemata sind dagegen historisch (manchmal binär) verdichtete, spezifische Sinnkombinationen.²⁷ Sie sind im Vergleich zu Sprache weitaus lern- und anpassungsfähiger, weil sie situativ rasch variieren können. Ihre Spezifität macht sie dafür aber auch unzuverlässiger, was mitunter damit zusammenhängt, dass ihre Verwendung kulturell determiniert ist, also, abhängig vom Kontext, als falsch oder richtig, angemessen oder unangebracht beobachtet werden kann.²⁸ Schematisierungen kommen deswegen je nach Bedarf und Kontext in vielerlei Formen vor. Sie funktionieren dabei wie eine *Bayesian fork*, das heißt sie erleichtern die Bestimmung der

27 Kommen im Schema Handlungsaufforderungen oder bestimmte Ursache/Wirkungs-Ketten vor (Niemals Bonbons von fremden Männern, Foul im Strafraum ist Elfmeter, in Russland: Wodka zum Geschäftsabschluss), spricht man auch von *Skripts* (Abelson 1981). Die Handlungsbezogenheit von Skripts ist ein weiteres Indiz für ihre Brauchbarkeit als Mechanismus struktureller Kopplung. Denn wie Talcott Parsons für Handlungen im Allgemeinen gezeigt hat, sind dabei stets zugleich mehrere Systemreferenzen involviert (Parsons/Bales 1953; Parsons 1968).

28 Man denke an das Problem kultureller Kontakte durch beziehungsweise in Organisationen und den dabei aufkommenden Bedarf einer Kenntnis von grundlegenden Schemata und Skripts, die von Grundbedürfnissen (Nahrungsaufnahme, Gang zur Toilette) bis hin zum Umgang mit Visitenkarten und Vorgesetzten reichen. Siehe zudem zu der auf Talcott Parsons zurückgehenden Idee von Kultur als Rechner, der es erlaubt, richtiges und falsches Verhalten zu unterscheiden, Baecker 2004c.

durch Umschalten und Lücken entstehenden Unbestimmtheit weiterer sozialer Bindungs- und Anschlussmöglichkeiten über ein (bayessches) Wahrscheinlichkeitskalkül im Rahmen von Ungewissheit (White 1995: 1047 ff.). Das betrifft nicht nur kommunikative Fortsetzbarkeit, sondern auch die Entstehung von sozialem Geschick. Eine ganz zentrale Schemaform sind Kategorien (vgl. Lakoff 1987), insbesondere die sogenannten *basic-level categories*, also die Kategorisierung mittelgroßer Gegenstände (Stuhl, Hund, Tür, Schaukel, Gabel), mit denen wir tagtäglich umgehen. Sie sensibilisieren dafür, dass die Sensomotorik von Körpern bei der Kopplung womöglich mitgedacht werden muss (vgl. Varela 1992: 16 f.) und spannt deshalb ein kognitionswissenschaftliches Forschungsfeld am Schnittpunkt von Linguistik, Psychologie, Biologie und Soziologie auf, das es erst noch zu etablieren gilt.

7.5 NETZWERKE OPERATIVER KOPPLUNG

Bestimmt man die Form struktureller Kopplung auf die Art und Weise, wie sie in Gleichung (7.5) zusammengefasst ist, entsteht fast automatisch der Bedarf für eine Reformulierung des Problems struktureller Kopplung innerhalb des Gesellschaftssystems. Luhmann hat auf Grundlage der Hypothese, dass jede Ausdifferenzierung innerhalb der Autopoiesis der Gesellschaft selbst ein autopoietisches System erzeugt, den Begriff der strukturellen Kopplung auf zweierlei Weise eingesetzt: einmal zur Beschreibung der Beziehungen sozialer Systeme untereinander und einmal zur Beschreibung der Beziehungen sozialer Systeme zu nicht-sozialen Systemen in ihrer Umwelt.²⁹ Zwar gibt es auch immer wieder Aussagen, dass ein System mit seiner sozialen beziehungsweise nicht-sozialen *Umwelt* strukturell gekoppelt ist, doch das ist im Rahmen einer Differenztheorie temporalisierter Systeme nicht viel mehr als eine Betonung

29 Siehe zu diesem Problem und einigen Möglichkeiten des Umgangs damit auch Hutter 2001, Lieckweg 2001 und Esposito 2001. Einen Überblick über die Geschichte und Variabilität von Luhmanns Begriffsverwendung gibt Baecker 2001c.

des Selbstverständlichen.³⁰ Um aus dieser Aussage für Forschungszwecke Kapital schlagen zu können, muss die Umwelt zumindest in einzelne Bereiche oder Segmente aufgeteilt werden, weil nur so eine hinreichende Genauigkeit erzielt werden kann. Aber was wären das dann für Umweltsegmente und wie differenzieren sie sich, so dass sie als solche wiedererkennbar sind? Systemtheoretisch hat man genau zwei Möglichkeiten: solche Segmente entweder als fremdreferentielles Konstrukt eines Systems zu begreifen (aber wozu dann strukturelle Kopplung?) oder aber sie selbst als Systeme zu beschreiben.³¹ Deshalb bezeichnet strukturelle Kopplung immer eine System-zu-System Beziehung.³² Das dokumentieren auch die bisherigen Ergebnisse der systemtheoretischen Forschung. Bekannte Beispiele sind Eigentum und Vertrag als strukturelle Kopplung von Wirtschaft und Recht (Lieckweg 2003), Verfassung als Kopplung

30 Wenn man die Systemreferenz Gesellschaft wählt, stößt man dabei ferner auf das Problem, dass bereits die minimale Differenzierung von Gesellschaft und Interaktion nicht mit der Differenz von System und Umwelt zusammenfällt (vgl. Luhmann 1984a: 552 f.). Kein soziales System ist in Bezug auf die Gesellschaft Umwelt; und die Gesellschaft wird zwar von sozialen Systemen als Umwelt *beobachtet* (und beschrieben), aber *operativ* liegt kein System/Umwelt-Verhältnis vor.

31 Natürlich sind strukturelle Einrichtungen in der sozialen Umwelt eines sozialen Systems identifizierbar und eine Kopplung des Systems mit sozialen Strukturen in seiner Umwelt (zum Beispiel mit »Institutionen«) entsprechend denkbar, aber das ändert im Fall sozialstruktureller Kopplung nichts daran, dass diese Strukturen in der Umwelt letztlich immer Strukturen eines Systems sind, und zwar immer zumindest: des Gesellschaftssystems. Alles andere würde letzten Endes nur auf Kosten des Gesellschaftsbegriffs gehen. Eine Formtheorie umgeht dieses Problem, weil sie auch Strukturen als Form kommunikativ aufgegriffener Unterscheidungen bestimmen kann, ohne sich dazu auf ein anderes System als die Gesellschaft selbst berufen zu müssen.

32 Das ist bei Humberto Maturana anders, der auch die Beziehung eines Systems zu seinem Medium als strukturelle Kopplung beschreibt (Maturana 1985). Unser Ohr-Beispiel zeigt, dass man das biologisch so machen kann. Aber in der soziologischen Respezifikation eines systemtheoretisch generalisierten Begriffs der strukturellen Kopplung ist das nicht mehr so einfach machbar.

von Politik und Recht, Steuern als Kopplung von Politik und Wirtschaft, Universität als Kopplung von Wissenschaft und Erziehung (Luhmann 1997a: 776 ff.) oder Kapital als Kopplung von Wirtschaft und Unternehmen (Baecker 2001c). Genau wie in der Bestimmung struktureller Kopplung zwischen sozialen und psychischen Systemen über die Formen der Sprache und des Schemas sieht man auch hier wieder, dass der Begriff seine soziologische Stärke erst dann ausspielen kann, wenn man *Systeme* bestimmt, die sich koppeln und ferner angibt, *in welcher Form* sie sich koppeln.

Doch damit sind die Probleme der sozialstrukturellen Kopplung (also der strukturellen Kopplung einer sozialen Form mit einer anderen) noch lange nicht behoben. In diesem Zusammenhang mehr als interessant ist der Verzicht Luhmanns, im Rahmen seiner Differenzierungstheorie beim Begriff der strukturellen Kopplung noch von Kausalität zu sprechen. Stattdessen hat er sich dort konsequenterweise auf die Erwähnung einer Intensivierung bestimmter Irritationen und einer Umwandlung von analogen in digitale Verhältnisse beschränkt (Luhmann 1997a: 779 f.). Diese Begriffsfassung weicht keinesfalls von der in Gleichung (7.5) notierten ab. Sie ist nur nicht auf derselben Konkretisierungsebene formuliert und weist auf einen viel allgemeineren Punkt hin, auf den bereits hingewiesen worden ist. Was Luhmann damit letztlich einfach sagt, ist folgendes: Sobald man von struktureller Kopplung *in* der Gesellschaft spricht, kann man erstens nicht mehr vorbehaltlos von einem Ein-/Ausschluss von Kausalität ausgehen und muss zweitens angeben, in welcher *Form* bestimmte Formen gekoppelt werden, denn es geht schließlich um eine *Digitalisierung* analoger Verhältnisse.³³ Der Formbegriff umfasst genau diese Umwandlung von analogen (unbestimmte Außenseite) in digitale Verhältnisse (ein Arrangement von Un-

33 Zum Beispiel digitalisiert die Form der Verfassung die andernfalls wechselseitig nur analoge Beobachtung von Politik und Recht und sorgt auf diese Weise für temporäre Kopplung dieser beiden Bereiche. Ebenso digitalisiert die Form des Arbeitgeberverbands die analogen Verhältnisse zwischen Unternehmen, Politik, Wirtschaft und Arbeitgebern. Wenn man darauf verzichtet, die entsprechende Form zu bestimmen, in der sich zwei Kommunikationsformen strukturell koppeln, produziert man im Prinzip zunächst nur eine Leerformel oder, positiv formuliert, eine empirisch noch zu füllende Hypothese.

terscheidungen) und ist damit gleichsam parallel zu Gregory Batesons Begriff der Codifizierung gebaut, der damit die Übersetzung von unbestimmten externen in bestimmte interne Ereignisse bezeichnet (Ruesch/Bateson 1951: 168 ff.).

Angesichts dieser Umstände wird vorgeschlagen, den soziologischen Begriff der strukturellen Kopplung ausschließlich für die Beziehung zwischen der Gesellschaft und Systemen in ihrer Umwelt zu reservieren. Damit werden keinesfalls die Möglichkeiten verschenkt, die man bislang mit dem Begriff der strukturellen Kopplung sozialer Systeme gewonnen hat. Aber er bedarf nun einer Reformulierung. Innerhalb der Gesellschaft kommen ausschließlich – dafür massenhaft und permanent – operative Kopplungen vor. Diese Mikrodiversität operativer Kopplungen ermöglicht es der gesellschaftlichen Selbstorganisation jedoch, bestimmte operative Kopplungen zu verdichten, erwartbar zu machen und sie auf diese Weise in ihrem Gedächtnis strukturell zu verankern.³⁴ Es verdichten sich Strukturen (zum Beispiel die Form der Verfassung, des Vertrags, der Steuern, der Expertenberatung etc.; vgl. Luhmann 1997a: 781 ff.), in deren Rahmen sich Formen bevorzugt koppeln (sich also gegenseitig in ihren Freiheitsgraden einschränken und deshalb stören) und mit denen die Gesellschaft rechnen kann. Man kann dann in diesen Fällen von *Strukturen operativer Kopplung* sprechen.

Operative Kopplungen kommen zahllos und sehr häufig vor, sind dafür aber längst nicht so verlässlich wie Strukturen. Sie sind flüchtig und unbeständig. Man kann sich nicht darauf verlassen, dass ein Kunstwerk auch als politisches, religiöses oder szientistisches Ereignis beobachtet wird (oder als all das zusammen oder als nichts davon oder als etwas anderes) und ob und wie künstlerisch, politisch, religiös oder wissenschaftlich weiter damit verfahren wird. Das heißt man kann nicht prognostizieren, unter welchen Umständen operative Kopplungen vorkommen und wie sie in die Rekursionen der jeweiligen Systeme dann eingebunden werden, ob sie zum Beispiel als Anlass, Konditionierung, Voraussetzung, Ursache oder Wirkung weiterer Operationen fungieren oder erst gar nicht registriert werden. Auf Strukturformen wie Verträge, Kapital und die Verfassung kann man sich dagegen verlassen – nicht auf ihre Ein-

34 Siehe zur Unterscheidung von Mikrodiversität und Selbstorganisation Luhmann 1997c.

haltung, ihre Unerschöpflichkeit oder ihre allgemeine Anerkennung, aber darauf, dass sie bei Bedarf aufgerufen werden können, dass auch anderen ihre Geltung bekannt ist, dass sie nicht erst seit heute gelten und dass es sie auch morgen noch gibt. Man kann sie folglich *als Strukturen* konsensuell, zeitstabil und sachgerecht *erwarten*. Sie sind mit anderen Worten institutionalisiert (vgl. Luhmann 1970).³⁵ Bei sozialstrukturellen Kopplungen handelt es sich folglich um gesellschaftliche Strukturen, die als Eigenwerte operativer Kopplungen entstehen und die zu einer gemeinsamen *drift* der auf diese Weise regelmäßig gekoppelten/entkoppelten (also: sich wechselseitig irritierenden) Formen führt.

Diese strukturellen Überlegungen münden unmittelbar in eine Vorstellung von Netzwerken, die sie als sinnbasierte Netzwerke von Unterscheidungen begreift (Fuchs 2001a; White 1992, 2008; Fuhse 2009). Man hat es in der Gesellschaft immer mit einer endlichen, aber nicht abzählbaren Vielzahl von Formen zu tun, die sich voneinander unterscheiden und aufeinander verweisen, sich also fortwäh-

35 Ein Nebenertrag der Unterscheidung von operativen und strukturellen Kopplungen könnte in einer systemtheoretischen Reformulierung des soziologischen Begriffs der Institution liegen (vgl. Schelsky 1970). Mit einer Institution hätte man es dann zu tun, wenn eine soziale Struktur *Differenz und Einheit* von operativen und strukturellen Kopplungen prozessiert. Klassische und neuere Institutionen der sozialwissenschaftlichen Forschung wie Ehe, Eigentum, Herrschaft, Markt, Staat, Organisation und Akteur könnten daraufhin geprüft werden, ob und wie sie dies leisten. Ein solcher Begriff könnte zudem eine Klammer liefern für scheinbar vollkommen unterschiedliche Vorstellungen von Institutionen aus der Institutionenökonomie (als ein Interesse an strukturellen und operativen Kopplungen im Kontext wirtschaftlichen Handelns; vgl. Williamson 1985, Mantzavinos 2001), der Sozialanthropologie (strukturelle Kopplung über Bedürfnisse und operative Kopplung durch normorientiertes Verhalten; vgl. Malinowski 1944, Gehlen 1961), der soziologischen Systemtheorie (strukturelle respektive operative Kopplung von personalem, kulturellem und sozialem System; vgl. Parsons 1968), dem Neo-Institutionalismus (globale Homogenität der Strukturen operativer Kopplungen; Meyer 2005) und der Netzwerktheorie, die Institutionen als Erzeugung von Grenzen durch Entkopplung versteht (White 1992: 126 ff.).

rend entkoppeln und koppeln (vgl. auch White 1966; Karafillidis 2009). Dennoch ist es typisch für die Gesellschaft, und das verleiht ihr ihre Struktur, dass bestimmte Formen durch andere Formen konditioniert sind oder andere Formen erwartungsgemäß nach sich ziehen beziehungsweise voraussetzen. Wie das jeweils genau geschieht, lässt sich nicht theoretisch entscheiden, sondern nur empirisch untersuchen. Ein Handschlag kann zum Beispiel an ein Geschäft gekoppelt sein, aber auch eine Freundschaft begründen. Der Prostituiertenbesuch eines Politikers wird sich möglicherweise, insofern er an die Öffentlichkeit gekoppelt (also bekannt) wird, zu einem Skandal entwickeln, der sich wiederum als Kopplung von rechtlichen Schritten, möglichen Strafzahlungen und moralischen Appellen eine Zeitlang fortsetzt und sich dabei vom politischen Tagesgeschäft zunächst entkoppelt – weil diesbezüglich ein Rücktritt das einzige ist, was es in dieser Hinsicht noch zu eruieren gibt.

Diese Kopplung und Entkopplung von Formen verdeutlicht, dass man formtheoretisch notwendigerweise Netzwerke konstatieren und untersuchen muss. Netzwerke sind stets Netzwerke kommunikativ generierter Unterscheidungen (Fuchs 2001a: 1 ff.) beziehungsweise Sinnnetzwerke (White 1992: 67), was im Prinzip auf eine unterschiedliche Beobachtung desselben hinausläuft.³⁶ Ist eine Kopplung von Formen jedoch einmal etabliert, ergibt dies eine neue Form: die Form des Netzwerks. Man sieht hier erneut, dass Form ein skalenunabhängiger Begriff ist. Das heißt, er ist nicht auf irgendeine »Ebene« beschränkt. Das Mikro-Makro-Problem wird dadurch nicht gelöst – es taucht gar nicht erst auf. Es ist irrelevant.

Die Kopplung von Formen zu Netzwerken setzt voraus, dass die Gesellschaft, ganz gleich in welcher Form, differenziert ist. Sonst gäbe es schlicht und ergreifend nichts, was gekoppelt und entkoppelt werden könnte. Netzwerke sind demnach die Kehrseite jeglicher Differenzierung. Sie sind so gesehen aber auch Voraussetzung für Differenzierung. Sie treten theorietechnisch an die Stelle, an die man in der Tradition und noch bis heute den Begriff der Integrati-

36 Hier drängt sich auch die Argumentation von Andrew Abbott auf, dass es die Kombination von Unterscheidungen (»sites of difference«) ist, die soziale Gebilde wie bestimmte Professionen, Organisationen, Parlamente, Berufe oder Ausstellungen und ihre jeweiligen Besonderheiten erzeugt (Abbott 1995a).

on setzt, jedoch ohne damit auch nur annähernd seine klassische Bedeutung zu übernehmen. Wie auch immer, diese Ansatzpunkte können hier nur erwähnt werden, ohne sie weiter ausarbeiten zu können. Fest steht, dass man in Folge dieser Überlegungen festhalten kann, dass »Netzwerk« hier in erster Linie als Begriff Verwendung findet und nicht einfach als Ergebnis von gesellschaftlicher Differenzierung (oder gar Modernisierung) behandelt wird. Netzwerke haben also nicht den Status, den Organisationen, soziale Bewegungen oder einzelne Funktionsbereiche haben. Sie treten nicht einfach unter modernen Bedingungen zu diesen Formen hinzu, sondern sind immer Korrelat, aber auch Bedingung, gesellschaftlicher (und keineswegs nur: funktionaler) Differenzierung. Sie sind ihr Supplement.

8. Die Form der Gesellschaft

8.1 GESELLSCHAFT ALS DAS (EINFACHSTE) SOZIALSYSTEM

Differenzierung bedeutet, dass mit jedem kommunikativen Ereignis vielfach umgegangen wird, und zwar ohne dass das jeweilige Ereignis deshalb ebenfalls vielfach vorkommt. Es kann etwas in der Umwelt sozialer Systeme passieren und die Gesellschaft multipliziert es (und dabei: sich) in ein Vielfaches. Nach dem Hurricane »Katrina«, der im August 2005 die Südküste der Vereinigten Staaten mit voller Wucht getroffen hatte, wurden versicherungsrechtliche, politische, wirtschaftliche und ökologische Folgen diskutiert und Ursachen, Maßnahmen oder Probleme genannt. Wissenschaftler rechneten fleißig, Familien wurden auseinandergerissen und Priester erinnerten daran, dass Gott durch Zulassen solcher Zerstörungen uns etwas mitteilen will. Hilfsorganisationen, Katastrophentrupps, Verwaltungen, Klimainstitute und Versicherungen wurden aktiviert und mischten sich ein und Menschen interagierten vor Ort Hand in Hand oder auch gegeneinander, um zu überleben. Man erzählte sich Geschichten auf der Straße und in den Massenmedien, was wer wo gemacht und erlebt hat und wie das jeweils zusammenhängt und nutzte entfernte Kontakte, um Unterschlupf zu finden oder um Verwandte zu lokalisieren.

Bliebe man bei einer solchen Beschreibung (die selbst schon theoriegeleitet ist), kann man nur undurchsichtige Überschneidungen sehen und einen Knoten beobachten, den zu lösen aussichtslos erscheint. Man hat nur dann eine Chance, den Blick so zu schärfen, dass sich zuverlässige Aussagen zum Zusammenhang und der Differenz solcher gesellschaftlicher Ereignisse machen lassen, wenn man eine Leitreferenz bestimmt, auf die man sich erst einmal einlässt, die man aber auch wieder wechseln kann. Wählt man die Re-

ferenz »Wirtschaft«, verschwinden die Probleme und Schmerzen auseinandergerissener Familien womöglich aus dem Blickfeld und es erscheinen dafür die Kosten wissenschaftlicher Forschung, unternehmerischer Möglichkeiten, negativer Presseberichte und politischen Missmanagements auf dem Schirm. Wählt man die Referenz »Hilfsorganisation«, sind ähnliche Bezüge, aber ganz andere Stoßrichtungen festzustellen. Familienzusammenführungen werden wichtig, wissenschaftliche Forschung ist aktuell irrelevant und Presseberichte über die eigene Arbeit sind wichtig, aber nicht nur zur Pflege des Selbstbilds in der Gesellschaft, sondern auch für die Reflexion der eigenen Arbeit und vor allem für die Identifizierung von noch unbekannten Problembereichen und -regionen. Persönliche Kontakte und Interaktionen sind für Soforthilfe unverzichtbar, unternehmerische Möglichkeiten aber, sofern man sich über Spenden finanziert, eher ausgeblendet. Das ließe sich für weitere Referenzen weiter durchspielen. Zeigen sollen diese Beispiele nur, dass die Festlegung einer Referenz Beobachtungen sortieren hilft und Relevanzgrenzen markiert, um die Analyse zu fokussieren. Jedes Management solcher Situationen arbeitet an genau dieser Unterscheidungsfähigkeit.

Wo steckt bei dieser Beschreibung nun die Gesellschaft? Sie ist jedenfalls nicht das Dach, unter dem diese Vielheit der Perspektiven gährt und auch nicht der Boden, auf dem sie sich abspielt. Vielmehr nutzt Gesellschaft jede einzelne dieser Kommunikationsformen zu ihrer Reproduktion und kommt deshalb vielfach in sich selbst vor. Sie ist mit anderen Worten ein System, das es versteht, jedes Ereignis in Möglichkeiten der Fortsetzung von Kommunikation zu transformieren. Sie hat aber immer nur derartige Eigenformen zur Verfügung, um ein Ereignis überhaupt als Ereignis beobachten zu können. Für die Gesellschaft selbst gibt es keine externen, sondern nur externalisierbare Ereignisse – was nicht heißt, dass es außerhalb der Gesellschaft nichts gibt, sondern vielmehr darauf hinweist, wie unwahrscheinlich und scharf die Form ihrer Selektivität ist.

Aus Perspektive der Theorie sozialer Systeme ist Gesellschaft nur ein soziales System neben anderen (vgl. Luhmann 1975a; 1984a). Sie ist aber, und das macht ihre Besonderheit aus, dasjenige soziale System, das in seiner Umwelt keine anderen sozialen Systeme kennt. Ihre Umwelt ist nicht sozial, sondern beispielsweise be-

wusst, organisch, physisch, elektrisch oder mechanisch. Gesellschaft schließt, anders gesagt, alle anderen sozialen Systeme als letztlich immer *kommunikativ* generierte Differenzen mit ein. Wenn Kommunikation stattfindet, dann findet sie immer und ausschließlich in Gesellschaft statt. Es gibt keine Ausnahmen. Deshalb ist Gesellschaft auch nicht regional, territorial, global oder allgemein: räumlich bestimmbar. Sie ist die Markierung einer Grenze – die Markierung der Grenze kommunikativer Bestimmbarkeit. Die Form der Gesellschaft wird daher folgendermaßen notiert (vgl. Baecker 2005b: 125 ff.):

Gleichung (8.1)

$$\text{Gesellschaft} = \boxed{\boxed{\text{Kommunikation}}}$$

Damit ist gesagt, dass die Außenseite der Kommunikation kommunikativ unbestimmt ist, diese Unbestimmtheit aber in jeder Kommunikation mitgeführt und immerfort in sie eingeführt wird.¹ Unbestimmt sind Themen, relevante Personen, Zeitpunkte, Risiken, Entscheidungen, Anwesenheiten, Proteste und Naturereignisse – solange nicht kommuniziert wird. Die unbestimmte Außenseite der Kommunikation kann nur durch Kommunikation bestimmt werden. Das schließt die Gesellschaft als soziales System und konfrontiert sie mit ihrer selbsterzeugten Unbestimmtheit und einer einzigen – dafür einschneidenden – Konsequenz: die Kommunikation fortzusetzen oder nicht. Man könnte im Übrigen auch, vielleicht sogar etwas pointierter, notieren:

1 Die unbestimmte Außenseite der Kommunikation lässt sich, folgt man Luhmanns Argumentation in *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, näher als »Bewusstsein« bestimmen, das dann in der Kommunikation dennoch nur als unbestimmt, aber bestimmbar behandelt werden kann. Jedoch hält die hier notierte Form diese Möglichkeit offen, so dass man auf diese Weise zu einer generalisierten (man möchte fast sagen: Tarde'schen oder Whitehead'schen) Form der Gesellschaft auf Grundlage einer allgemeinen Kommunikationstheorie gelangt.

Gleichung (8.1.1)

$$\text{Gesellschaft} = \boxed{\quad \text{Kommunikation} \quad}$$

Beide Versionen der hier notierten Form der Gesellschaft sind gleich-gültig. Aber es verschiebt sich der Schwerpunkt, wenn auch minimal. Die letztere Form hebt hervor, dass Gesellschaft sich genau dadurch reproduziert, dass jede Markierung von irgendetwas Bestimmtem seine Bestimmtheit durch Kommunikation erhält, die ihre eigene Unbestimmtheit in Bezug auf irgendein Ereignis wiederum nur selbst bestimmen kann. Sie hebt ferner hervor, dass Gesellschaft prinzipiell jedes Ereignis, jede Selektion, jede Operation (leere Markierung) beobachten kann, insofern eine kommunikative Bestimmung gelingt und dass sie in einem unbestimmten Kontext operiert (Außenseite der Form), den sie aber durch Kommunikation selbst wieder in sich hineinholen kann. Gesellschaft ist gleichsam die Selbstbestimmung von Kommunikation durch Oszillation zwischen einer bestimmten Leerstelle und einer unbestimmten Fülle.

Wenn die Gesellschaft eine Form ist, die über Kommunikation jedes weitere Ereignis als Kommunikation bestimmt und nur als Kommunikation bestimmen kann, dann ist das nur eine andere Formulierung für die Annahme, dass die Gesellschaft ein autopoietisches System ist. Deshalb kann man fortan von Gesellschaft als Form sozialer Autopoiesis ausgehen und jegliche Differenzierung ihrer Reproduktion als Formdifferenzierung begreifen. Eine Entscheidung darüber, ob die Gesellschaft tatsächlich die einzige Form sozialer Autopoiesis ist oder nicht, ist ohnehin müßig, weil die entscheidende Frage nur lauten kann, ob man mit dieser Theoriekonstruktion in der Lage ist, eine solche Entscheidungslage gar nicht erst entstehen zu lassen. Aber natürlich ist es attraktiv davon auszugehen, und zwar allein schon deshalb, weil sich jedes soziale System zweifelsohne als Form beobachten lässt – inklusive der Gesellschaft selbst. Deshalb kann jede Form der Kommunikation als eine Form der Beobachtung (in) der Gesellschaft bestimmt werden. Die Gesellschaft ist insofern nicht umfassend (schon gar nicht im räumlichen Sinne), sondern gleichsam: inbegriffen. Jede Form trägt zur Autopoiesis der Gesellschaft bei. Man hat es dabei mit einem

gleichzeitigen Nacheinander, verteilten Nebeneinander und selbst-ähnlichen Durcheinander unterschiedlicher sozialer Formen zu tun. Das heißt nicht, dass die Gesellschaft sich einfach in eine Vielzahl von Kommunikationsformen dekomponieren lässt, die gleichsam wie Teile auch wieder zur Gesellschaft zusammengesetzt werden können – denn *jede kommunikativ generierte Form ist eine sich in und mit der Zeit stabilisierte, aber prinzipiell auch wieder destabilisierbare, Reproduktionsmöglichkeit der Gesellschaft*. Verliert eine Form an Attraktivität (man denke zum Beispiel an den Sozialismus, aber auch an bestimmte Taktformen oder Arten des Speisens), so fehlt der Gesellschaft dadurch nicht etwas. Sie reproduziert sich einfach anderweitig, und zwar durch jede einzelne Kommunikationsform – beständige und dauerhafte genauso wie unbeständige und flüchtige – hindurch. Deswegen können *Zeitlichkeit, Verteiltheit und Selbst-ähnlichkeit* als ihre Reproduktionsgarantien gelten, auf die eine Theorie mehr als nur Rücksicht nehmen muss: sie muss sie als theoretische Prinzipien in sich und ihre Begriffe einbauen.² Eine Formtheorie ist nicht zuletzt deshalb soziologisch attraktiv, weil sie das leisten kann, auch wenn es noch gewisser Entwicklungsschritte bedarf, um ihre Möglichkeiten voll ausloten und ihre Grenzen genauer identifizieren zu können.

Die vielleicht erste daraus zu gewinnende Einsicht ist, dass die Gesellschaft die einfachste soziale Form ist. Systemtheoretisch müsste man sagen, dass sie nicht das komplexeste aller Sozialsysteme ist, sondern vielmehr das einfachste. Die Form der Gesellschaft ist maximal entleert, weil sie von allen inhaltlichen, qualitativen Bestimmungen Abstand nimmt; und sie ist zugleich maximal verdichtet, weil sie durch diese Offenheit hochsensibel wird für die Entstehung weiterer Formen, die ihre Freiheitsgrade konditionieren (vgl. Wille 2007: 20 f.). Insofern sind in der einfachsten sozialen Form alle Bestimmungsmöglichkeiten konzentriert. Alle weiteren, konkreten Kommunikationsformen werden dann aus dieser Form gewonnen und wahren aus diesem Grund ihren Rückbezug zur Gesellschaft. Dieser Rückgang auf die Gesellschaft als einfachste aller sozialen Formen ist also geradezu Bedingung dafür, um Komplexität erzeugen zu können (vgl. Kauffman 2000: 92). Die

2 So auch White (1992) in Bezug auf die Aspekte Verteiltheit und Selbst-ähnlichkeit. Unser Versuch eines solchen Einbaus findet sich in Kapitel 4.

Form der Gesellschaft ist die denkbar schwächste Voraussetzung für Sozialität, weil sie keinerlei Voraussetzungen außerhalb ihrer selbst benötigt und gerade deshalb äußerst empfindlich für die Bestimmung ihrer Form durch weitere Formen ist.

Man darf sich unter dem umfassenden sozialen System deshalb keinen Behälter vorstellen, in dem alles drin ist, so als ob sich die Komplexität aller sozialen Formen aufsummieren ließe, sondern muss es als Vollzug einer Unterscheidung denken, die überall inbegriffen ist und aus der die beobachtbare soziale Mannigfaltigkeit hervorgeht. Aus der Form der Gesellschaft lassen sich beliebig viele Formen generieren und auch wieder reduzieren.³ Führt man die Komplexität der Gesellschaft immer weiter zurück auf eine erste soziale Unterscheidung, so erhält man die Form aus Gleichung (8.1) beziehungsweise (8.1.1), die sich durch alle sozialen Formen hindurch reproduziert und sie insofern einschränkt und ermöglicht, sich aber selbst auf diese Formen, also auf Differenzierung verlassen muss, um die Wahrscheinlichkeit ihrer Reproduktion zu erhöhen. Diese Form ist nun, wie jede Form, formal unbegrenzt differenzierbar (Spencer-Brown 1969: 10). Aber empirisch verlässt sich die Differenzierung der Gesellschaft auf einige wenige Formen, mit denen sie sich bereits hinreichend anspruchsvoll ordnen kann, nämlich Interaktion, Organisation, soziale Bewegung und Gesellschaft (vgl. Baecker 2005b: 104 ff.; Luhmann 1997a).

8.2 DIE ORDNUNG DER GESELLSCHAFT

Jede soziale Form vollzieht Gesellschaft – es handelt sich schließlich stets um kommunikativ generierte und verwendete Formen – und unterscheidet sich zugleich von ihr – sonst könnte sie sich nicht als Form ausdifferenzieren. Man muss sich vor Augen führen, dass das, was für einen (theoretischen) Beobachter als Paradoxie daherkommt (eine Interaktion ist die Gesellschaft und ist sie nicht, eine Organisation ist die Gesellschaft und ist sie nicht, die Kunst ist die Gesellschaft und ist sie nicht etc.) empirisch überhaupt keine Schwie-

3 Siehe zu diesem Aspekt in Bezug auf Spencer-Browns Kalkül Schönwälder/Wille/Hölscher 2004: 39 ff.

rigkeiten macht. Die gängige Praxis ist immer schon eine Auflösung dieser Paradoxie und eine Form ihrer Bearbeitung.

Betrachten wir ein Beispiel. Eine Galerie lädt zur Vernissage. Die aufgehängten Bilder und ihre Betrachter machen deutlich, dass es sich um Kunst handelt; die Galerie ist eine Organisation, die Bilder verkaufen und Künstler an sich binden möchte; die Rede der Kunsthistorikerin und die zahlreichen Gespräche der Besucher untereinander und mit den Galeristen und den ausstellenden Künstlern sind jeweils eigene Interaktionen mit ihren eigenen Geschichten und Bekanntschaften. Natürlich weiß jeder, dass Kunst auch eine Form des Protests gegen Bestehendes ist. Endlich ist auch die Gesellschaft anwesend, nicht nur als Kunst, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass alle diese Beobachtungen Kommunikation erfordern und nicht zuletzt auch in der Form, dass die Unbestimmtheit der Wahrnehmung der Bilder jede Kommunikation begleitet. All das geschieht gleichzeitig. Es fällt zusammen in *eine* Gegenwart.⁴ Aus Darstellungsgründen ist darauf verzichtet worden, auch noch zu erwähnen, dass sich im Phänomen »Vernissage« zugleich auch Fragen des Preises (Wirtschaft), der Wissenschaft (Kunstgeschichte), der Ausbildung (Akademien) und des Rechts (Verträge zwischen Künstlern und Galeristen) stellen können. Die kommunikative Praxis kommt trotz all dieser signalisierten Unterschiede offensichtlich in keinerlei Dilemma. Doch wie ist das möglich?

Die Antwort lautet einfach: durch Differenzierung. Denn Differenzierung, das unterschlägt das Wort (aber nicht der Begriff), bezeichnet nicht nur den Unterschied der involvierten Formen, sondern immer auch ihren Zusammenhang. Differenzierung vollzieht sich auch nicht nach einem Matroschka-Prinzip. Sie erzeugt keinen Trichter, mit dem ein Mitarbeitergespräch, eine Strategieentscheidung oder eine neue Richtlinie vom Funktionssystem in die Organisation in die Abteilung bis in die Interaktion hinein untersucht

4 »Gegenwart« immer versehen mit der Möglichkeit, als punktualisierte oder als andauernde Gegenwart zu erscheinen. Siehe oben Abschnitt 6.6, Fn. 31. Insofern könnte man auch sagen, dass all das in *ein* Ereignis zusammenfällt, wenn man dies mitdenkt und sich ferner klar macht, dass nur Kommunikation, und zwar durch Beobachtung, bestimmt, wie lange ein Ereignis empirisch dauert und welche Version von Gegenwart Verwendung findet.

werden könnte. *Differenzierung bedeutet, dass auch jeweils unterschiedliche Beobachter mit ausdifferenziert werden.* Die Rekonstruktion eines grundlegenden Problems ist deshalb vom Beobachter abhängig und kann entsprechend, je nachdem, auf welchen Beobachter man sich bezieht, vollkommen anders ausfallen. Das Mitarbeitergespräch wirkt als gesellschaftliche Operation zum Beispiel andere Fragen auf als in Bezug auf Interaktion. In Bezug auf Gesellschaft treten Fragen der sozialen Konditionierung von Arbeit, der gesellschaftlichen Einflusschancen (Autorität, Macht) und der prekären Balance von kommunikativer Teilnahme und Motivation, vor allem in der Zeitdimension, in den Vordergrund. In Bezug auf Interaktion wären es eher Fragen der Setzung von Anfangs- und Endzeiten, der Anwesenheit von Aufzeichnungsgeräten oder anderen Personen und der Wahrnehmung individueller Darstellungsformen. Freilich passiert beides zugleich, Gesellschaft und Interaktion, aber theoretisch wie empirisch genaue Aussagen lassen sich nur gewinnen, wenn man sie als *Unterscheidung* im Blick behält.

Aus differenzierungstheoretischer Perspektive ist deshalb die entscheidende Frage, im Hinblick auf welche Form Kommunikation jeweils bestimmt wird, das heißt welche Spielräume welche Form des Sozialen eröffnet und eben dadurch unter bestimmte Bedingungen setzt. Gesellschaft wird bestimmt als diejenige soziale Form, die Kommunikation im Hinblick auf ihre blanke Fortsetzbarkeit ordnet, und zwar immer im Kontext der Unbestimmtheit der kommunikativen Operationen selbst. Gesellschaft ist aber nicht nur dasjenige soziale System, das alle Differenzierungen in sich ermöglicht und erdulden muss, sondern sie ist andererseits auch nur eine Möglichkeit sozialer Ordnung neben anderen. Das kommt in Niklas Luhmanns Bestimmung von drei Typen sozialer Systembildung, und zwar Gesellschaft, Organisation und Interaktion, zum Ausdruck (Luhmann 1975a). Das müssen historisch nicht die einzig möglichen sozialen Formen der Ordnung und Schließung kommunikativer Ereignisse sein. Das sieht man schon daran, dass Luhmann sich circa zwanzig Jahre nachdem er diese drei Systemtypen vorgestellt hat, aus empirischen Gründen dazu gezwungen sah, einen weiteren Typ einzuführen, der offensichtlich weder Organisation noch Interaktion ist, obwohl diese beiden bekannten sozialen Ordnungsmöglichkeiten dabei durchaus eine Rolle spielen. Diesen vierten Typ sozialer Ordnungsbildung nennt Luhmann soziale Be-

wegung oder auch Protestbewegung (vgl. Luhmann 1996a; 1997a: 847 ff.; Hellmann 1996).

Die Unterscheidung dieser Formen kommunikativer Ordnung weist eine Besonderheit auf. Sie hat nämlich sowohl eine heuristische Funktion als auch eine empirische Grundlage. Das ist genau genommen typisch für die gesamte hier vorgestellte Theorie, weil sie zugleich eine Methode ist (siehe Teil I.). Die heuristische Verwendung dieser Unterscheidung funktioniert als Vergleichsschema und methodische Anleitung für die Produktion von Erkenntnissen. Man gewinnt dadurch klare Referenzpunkte für Suchrichtungen und Untersuchungen, die die eigenen Beobachtungen sortieren können und es zudem anderen Beobachtern (Forschern, Beratern, Mitgliedern, Lesern) erleichtern, die Reichweite und den Bezug von Erkenntnissen, Empfehlungen, Anweisungen oder Argumenten einschätzen zu können. Das systemtheoretische Stichwort »Systemreferenz« fasst diese heuristische Funktion zusammen.

Mit diesem Schema lässt sich jedes einen Beobachter interessierende soziale Phänomen synthetisch eingehender analysieren – vom Familienkonflikt über schulischen Unterrichtsausfall bis hin zur Gefängnisrevolte. Zu diesem Zweck erzeugt es bestimmte Fragestellungen. Was sind die gesellschaftlichen Bedingungen des Phänomens und in welchen Hinsichten trägt es selbst zur Reproduktion der Form der Gesellschaft bei? Spielt Protest in irgendeiner Form hinein oder ist es selbst ein Resultat von Protest und Mobilisierung? Welche Organisationen spielen in Bezug auf das Phänomen eine Rolle und inwiefern ist es selbst Produkt einer Organisation? Wie sind Interaktionen des Phänomens oder in Bezug auf das Phänomen strukturiert und welche Besonderheiten der Kommunikation unter Anwesenden lassen sich beobachten und bringen es hervor? Und nicht zuletzt: Wie werden Interaktion, Organisation, Protest und Gesellschaft jeweils unterschieden und aufeinander bezogen? Gibt es Abgrenzungsbemühungen oder Versuche der Verknüpfung und was wird diesbezüglich jeweils als vorteilhaft beziehungsweise problematisch kommuniziert? Selbstverständlich müssen die Fragen, die man jeweils stellt, nicht exakt so lauten. Es geht vielmehr um den Typ von Fragestellung, den eine solche Heuristik produziert.

Die Handgabe dieses heuristischen Schemas ist indes keinesfalls ein Ergebnis rein soziologischer Spekulation, sondern ergibt

sich aus vielerlei Beobachtungen eines empirisch-historischen Differenzierungsprozesses der Gesellschaft selbst. Bereits für archaische Gesellschaften lässt sich eine soziale Differenzierung zwischen Interaktion und Gesellschaft konstatieren (vgl. Luhmann 1984a: 551 ff.). Ein Stamm weiß meist von der Existenz anderer Stämme und auch stammesintern ist die Kommunikation Anwesender in Differenz zum Stamm oder zu den Göttern möglich, auch wenn es soziale Mechanismen wie zum Beispiel die Magie gibt, die die kommunikative Anwesenheit von abwesenden Göttern, Stammesältesten oder ursprünglichen Besitzern von anwesenden Gütern und Gebrauchsgegenständen dennoch garantieren (Maus 1925). Demgegenüber sind Organisationen ein recht junges soziales Phänomen. Als soziale Systeme im heute verstandenen Sinne lassen sie sich vereinzelt erst im 18. Jahrhundert nachweisen, wenn es auch für einen heutigen Beobachter »Organisation« im Sinne eines Ineinandergreifens menschlicher Verhaltensweisen inklusive Zielrhetorik schon immer gegeben hat. Auch lassen sich historisch ähnliche Formen wie Kirche, Kloster und die mittelalterliche Korporation (Zünfte, Gilden) ausmachen, die wahrscheinlich den Boden für sie bereitet haben (Kieser 1987, 1989). Organisationen haben jedenfalls seit ungefähr 250 Jahren einen Siegeszug in der Gesellschaft begonnen, der immer noch anhält,⁵ auch wenn man mittlerweile, angezeigt durch den stark gestiegenen Bedarf an Beratung, ein schwindendes Vertrauen gegenüber den Möglichkeiten der klassischen Variante dieser sozialen Form konstatieren kann. Man macht sich deshalb mittlerweile auf die Suche nach neuen Formen der Organisationsform (vgl. Drucker 1988, Heydebrand 1989, Smith 1997).

Ungefähr im selben historischen Zeitraum, so wird es zumindest aus heutiger Sicht rekonstruiert, fallen insbesondere in Städten zahlreiche kontroverse Versammlungen auf, die sich bestimmter Themen annehmen und sie durch gewaltbereite Präsenz öffentlich und mit Nachdruck zur Sprache bringen (zum Beispiel Parteinahme für die Wahl eines Parlamentariers oder streikende Kohle-

5 In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es zum Beispiel zu einer sprunghaften Gründung von Vereinen und Logen, die den Durchbruch dieser Ordnungsform der Kommunikation anzeigt. Siehe dazu Türk/Lemke/Bruch 2002 und Türk 1995a.

arbeiter). Charles Tilly (2004a) spricht von *contentious gatherings*. Mitte des 19. Jahrhunderts erlebt die Gesellschaft dann den Beginn der Arbeiterbewegung und die noch sehr junge Soziologie spricht in Person von Lorenz von Stein 1850 zum ersten mal von »sozialer Bewegung« (ebd.). Dennoch kann man zum damaligen Zeitpunkt nur schwerlich von einer etablierten sozialen Ordnungsform sprechen. Dafür sind die meisten dieser Versammlungen noch zu flüchtig und lokal eingeschränkt, um als eigenständige Sozialform gelten zu können. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kommt es zu einer Expansion von Protestbewegungen, die sich dann als neuartige Ordnungsform kommunikativer Verhältnisse beobachten lassen. Dabei bilden die meisten dieser Bewegungen einen organisatorischen Kern aus und brauchen für die Erzeugung von Engagement auch Interaktion, sind aber weder nur als Organisation noch nur als Interaktion begreifbar. Mittlerweile gehören Protestbewegungen (man spricht auch von neuen sozialen Bewegungen) zur Tagesordnung und die Themen des Protests haben sich selbst stark differenziert, so dass es zum Beispiel nicht nur eine Ökologiebewegung, sondern davon viele gibt: von Robbenschlaggegnern bis zu Atomkraftdemonstranten.

Gesellschaft und Interaktion genauso wie Organisation und Protest sind folglich Resultate eines empirischen Differenzierungsprozesses, der zu komplexen Verschachtelungs- und Durchkreuzungsverhältnissen dieser Formen führt.⁶ Jede Kommunikation führt

6 Diese Sozialformen sind meist selbst differenziert. Für die Form der Gesellschaft diskutiert Luhmann vier Differenzierungsformen, und zwar segmentäre, zentralisierte, stratifikatorische und funktionale Differenzierung (vgl. Luhmann 1997a: 609 ff.). Sie bezeichnen jeweils die Art und Weise, wie Beobachter sich in einer Form selbst ordnen. Prinzipiell lassen sich diese vier Formen auf zwei Möglichkeiten reduzieren: Beobachter können sich symmetrisch oder asymmetrisch (komplementär) beobachten (vgl. Bateson 1972: 67 ff.). Segmentäre Differenzierung, wenn sich also Beobachter als gleichartig beobachten, ist die einzige symmetrische Form. Alle anderen sind letztlich asymmetrische/komplementäre Ordnungen, die Zentren, Ränge und Funktionen unterscheiden. Es gibt allerdings keinen Grund, diese Differenzierungsformen allein auf die soziale Form der Gesellschaft zu beschränken und nicht auch soziale Bewegungen, Organisationen und Interaktionen

prinzipiell die Möglichkeit mit, sich in jeder dieser vier Formen und ihrer jeweiligen Unterscheidung zu ordnen, das heißt sie sowohl aufzurufen als auch füreinander zu substituieren. Für heuristische Zwecke kann man stets alle Ordnungsformen der Kommunikation prüfen. Der Aufruf zu einer Friedensdemonstration ist beispielsweise eine Kommunikation, deren Annahme unbestimmt ist, aber bestimmbar bleibt; sie ist eine Form des Protests in der Gesellschaft gegen diese Gesellschaft; sie erfolgt meist durch Vereine und andere Organisationen; und ist letztlich, wenn als Flugblattaktion oder mit einem Stand in der Fußgängerzone durchgeführt, auf die unmittelbare Kontrolle der Mobilisierungsmöglichkeit durch Interaktion angewiesen (»Sind Sie nicht für den Frieden?«). Das ließe sich für Krankenbehandlung ebenso durchspielen wie für Rechtsprechung, politische Wahlen, Kindergärten oder Kapitalinvestitionen. Es sind allerdings immer empirisch gegebene Umstände, die die Grenzen eines solchen Vorgehens abstecken und signalisieren. Im Gegensatz zu einer nur analytisch-heuristischen Funktion der verschiedenen Formen des Sozialen, erfordert eine empirisch-historische Untersuchung deshalb immer auch die Einsicht, dass man diese Fragen zwar stellen kann, um dadurch Sachverhalte aufzu-

als derart differenziert zu betrachten (wobei letztere in Bezug auf dieses Schema eine Art Sonderstellung zu haben scheinen; vgl. Kieserling 1999). Differenzierungsformen kopieren sich überdies ineinander (segmentär differenzierte Zentren, gerangordnete Funktionen oder funktionale Segmente) und können in sich selbst wiedereintreten (segmentierte Segmente, Hierarchien innerhalb von Hierarchieebenen, Zentren in Zentren, periphere Peripherien sowie Unterfunktionen von Funktionen). Sie lassen sich jedoch nicht in irgendeine historische Abfolge bringen, eignen sich also nicht für Geschichtsphilosophie. Vielmehr kann man davon ausgehen, dass alle Differenzierungsformen in mehr oder weniger starken Ausprägungen immer *parallel* existieren. Historisch, aber auch methodisch, lässt sich nun daran die Frage anschließen, welche Differenzierungsform jeweils den *Primat* hat, also alle weiteren Differenzierungsformen mitbestimmt. Ausgehend von dieser Differenz von Primat und Parallelität wird dann auch hinreichend deutlich, dass es historisch nicht um zunehmende Differenzierung oder Entdifferenzierung gehen kann, sondern nur um Verschiebungen des Primats unter den Differenzierungsformen.

spüren, die ansonsten unbeachtet blieben, dass aber nicht notwendig immer alle Formen des Sozialen bei der Erzeugung des Phänomens beteiligt sein müssen. Man muss also nicht zwangsläufig eine Organisation oder eine Protestbewegung unterstellen, wenn sich dafür keine empirischen Anhaltspunkte finden lassen. Aber in irgendeiner dieser Formen oder ihrer Unterscheidung ordnet sich Kommunikation immer. Wenn es weder Interaktion, noch Organisation, noch Protest ist, dann ist es immer noch: Gesellschaft.

8.3 DIE UMWELT DER GESELLSCHAFT

Dirk Baecker hat die Formen des Sozialen im Hinblick auf die Frage untersucht, auf Grundlage welcher Unterscheidungen sie welche Freiheitsgrade setzen und wie sie sie jeweils konditionieren.⁷ Diese Formen werden hier nun ergänzend daraufhin untersucht, mit welchen Möglichkeiten der Umweltbeobachtung sie die Gesellschaft ausstatten. Ersteres beschreibt die Formen im Wesentlichen als Formen der Selbstreferenz des Systems, das heißt als Grundlage, auf der die Gesellschaft überhaupt Selbst- und Fremdreferenz unterscheiden kann. Letzteres schaut auf die dadurch generierte Ordnung der Fremdreferenzen der Gesellschaft und beobachtet, wie diese Formen es dem Sozialsystem Gesellschaft ermöglichen, differenzierte Information in Bezug auf die selbsterzeugten Umweltrealitäten zu erarbeiten, in der es die Fortsetzbarkeit von Kommunikation immer wieder neu erproben kann.

Die Gesellschaft errechnet die Realitäten, in denen sie sich reproduziert und von denen sie sich stören lässt, nicht einfach durch ein Eindringen von Widerständen aus der Umwelt, sondern über rekursive Beschreibungen (von Foerster 1973: 33 f.) und eine daran orientierte Auflösung systeminterner Inkonsistenzen, die sich aus dem Widerstand eigener Operationen gegen eigene Operationen ergibt (Luhmann 1997b: 58). Dass ihre Kommunikation sich so reproduziert, wie sie es dann an sich selbst beobachten kann, verbucht sie extern, was aber nichts daran ändert, dass sie sowohl für die Registrierung als auch für die Verbuchung nur Kommunikation

7 Siehe Baecker 2005b: 107 ff. Dort finden sich auch entsprechende Formgleichungen.

verwenden und sich auch nur darauf verlassen kann. Gesellschaft, also die Errechnung von Möglichkeiten der Selbstfortsetzung von Kommunikation, beobachtet anhand des Widerstands eigener Operationen gegen sich selbst ihre Auswirkungen in der Umwelt und errechnet dadurch die eigenen Voraussetzungen der Fortsetzung von Kommunikation (vgl. Luhmann 1997a: 92 f. und 117). Doch die Gesellschaft bildet genau deshalb auch Formen aus, um ihre Umweltbeobachtung zu kanalisieren und in bestimmten Hinsichten zu spezifizieren. Man trifft hier in gewisser Weise auf die Materialität der Kommunikation – auf die Art und Weise, wie Gesellschaft sich ihrer eigenen materiellen Voraussetzungen vergewissert und sie regeneriert, um sich selbst reproduzieren zu können.

Ohne diese Überlegung im Rahmen dieser Arbeit detailliert ausarbeiten zu können, möchte ich behaupten, dass die vier Formen des Sozialen, die sich gesellschaftlich ausdifferenzieren, jeweils eine solche spezifische Umweltbeobachtung der Gesellschaft nach sich ziehen. Interaktion spezifiziert Umwelt durch Beobachtung von Verhalten und daran ablesbaren psychischen Befindlichkeiten, Organisation durch Beobachtung der Erzeugung, Entnahme und des Verbrauchs von Ressourcen und Protest durch Beobachtung bio-physischer Zustände und Abhängigkeiten der Gesellschaft. Die Umweltbeobachtung der Gesellschaft selbst erfolgt über symbiotische Symbole ihrer Medien. Auf letzteres kommen wir im Abschnitt über mediale Codierung zurück, wenn auch in einem etwas anderen Zusammenhang.

Die Form der Interaktion ist hoch sensibel für die Wahrnehmung des Verhaltens der teilnehmenden Individuen, weil sie nur so ermitteln kann, wer oder was als anwesend beziehungsweise als abwesend behandelt werden kann. Sie oszilliert zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, um in jedem Augenblick überprüfen zu können, mit wem man noch rechnen kann und mit wem nicht (»Hörst Du mir eigentlich noch zu?«), aber auch mit wem man rechnen muss. Dafür hat sie ein extrem feines Auflösungsvermögen in Bezug auf die Beobachtung des Verhaltens der Anwesenden und Abwesenden (auch der abwesend Anwesenden oder anwesend Abwesenden – man denke an Partys und Empfänge) entwickelt, um in jedem Moment weitere Kommunikationschancen aufzugreifen

und abschätzen zu können.⁸ Auf diese Weise ist ein zeitschnelles Einlassen auf die Gelegenheiten der Situation möglich. Am Verhalten werden überdies auch Gemütszustände und Charaktere sichtbar – und je nach dem welche anderen Formen noch im Spiel sind: auch eruierbar (Goffman 1967). Die vielleicht auffallendste Form, in der diese Verhaltensbeobachtung sich verdichtet, sind Personen. Sie verdanken der Interaktion im Prinzip ihre Entstehung⁹ und erfahren dort – auch wenn sie, einmal entstanden, nicht auf Interaktion beschränkt bleiben – ihre stärkste Verdichtung in Bezug auf ihre Form als individuell attribuierte Einschränkung von Verhaltensmöglichkeiten (Luhmann 1991).

Die Form der Organisation kann auf Interaktion und Personen nicht verzichten, macht sich jedoch unabhängig von den interaktionsspezifischen Beschränkungen und setzt dafür auf andere Konditionierungen. Interaktionen erscheinen nun als organisierbare und organisationsbedürftige Ressource, genauso wie Personen, die dadurch zum »Personal« werden. Die Welt der Organisation ist eine Welt der Ressourcen – und da sie Information ebenfalls als Ressource behandelt, auch eine Welt der Unsicherheit (vgl. Aldrich/Mindlin 1978).

Die Ressourcenabhängigkeit von Organisationen ist ein bekanntes Thema der Organisationssoziologie (vgl. Aldrich/Pfeffer 1976, Pfeffer/Salancik 1978). Was aus Sicht der Organisation als Problem erscheint, ist mit Referenz auf Gesellschaft jedoch eine Lösung. Die Gesellschaft löst ihr eigenes Ressourcenproblem, indem sie Organisation als Kommunikationsform absondert, die sich speziell dieser Frage widmet. Organisation hat also nur deshalb dieses Problem einer Abhängigkeit von Ressourcen, weil sie eine soziale Form ist, die genau für diese Art der Umweltbeobachtung der Gesellschaft

8 Man braucht es eigentlich kaum erwähnen, dass im Prinzip jede Untersuchung von Erving Goffman eine Fundgrube zur Stützung dieser These ist. Siehe auch Kieserling 1999.

9 Selbst wenn sie nur als Thema, als abwesender Autor oder Adressat von Kommunikation vorkommen, so rechnet Kommunikation zurück (und vor) auf einen Körper und sein Verhalten, der in Interaktionen seine Verhaltensmöglichkeiten erprobt hat (oder in Zukunft unter Beweis stellen könnte) und dort seine personale Bestimmtheit erwirbt (oder zumindest erworben hat). Platon zum Beispiel.

spezialisiert ist. Organisation sorgt dafür, dass die Umwelt als Ressource behandelt und als Unsicherheit erlebt wird. Darunter fällt die Gewinnung von Rohstoffen genauso wie die Erzeugung von Energie oder die Bildung und Nutzung von Humanressourcen – ein Wort, das ohne Organisation ohnehin kaum denkbar gewesen wäre. Schon Talcott Parsons hat in der Ressourcenbeschaffung eine wesentliche Funktion von Organisation für die Gesellschaft gesehen (vgl. Parsons 1956). Und Niklas Luhmann sieht vor allem in der Personalrekrutierung den Mechanismus, der es Organisationen ermöglicht, auf Ressourcen zugreifen zu können (Luhmann 1997a: 838). Gerade letzteres macht darauf aufmerksam, dass die Form der Organisation als Unterscheidung von Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern entscheidend für die Ausbildung dieser Art von Umweltbeobachtung ist. Anders gesagt, greift Organisation über Mitgliedschaft auf Arbeit zu, indem sie sie in die Form von Entscheidungen bringt (Luhmann 1984c; 1997a: 826 f.; Karafillidis 2002). Es kann daher kaum verwundern, dass die moderne Gesellschaft formal freie Arbeit eigentlich nur noch in organisierten Kontexten kennt (vgl. Udy 1970). Eine Gesellschaftstheorie der Organisation könnte diese Überlegungen aufgreifen und Organisation, einem beiläufigen Hinweis Luhmanns folgend, als Umsetzung von Kommunikation in Kausalitäten begreifen (Luhmann 1997a: 132). Organisation ließe sich dann – wenn auch in anderer Abstraktionslage formuliert – als *assembling machine* der Gesellschaft betrachten, mit der sie als nicht-triviale Maschine ihrer Umwelt immerfort diejenige Materialität abringt, die sie benötigt, um fortlaufend alternative Möglichkeiten ihrer selbst bauen und erproben zu können.¹⁰

Dass Protestbewegungen oftmals als Masse demonstrierender Menschen erscheinen, ist nur eine mögliche Illustration dieser Ver-

10 Diese Idee der »assembling machine« geht auf Warren S. McCulloch und John von Neumann zurück (McCulloch 1952), die sich gefragt haben, ob eine Maschine eine andere Maschine bauen kann, die in irgendeiner Hinsicht einen höheren Spezifikationsgrad erreichen kann als sie selbst. Eine generalisierte Turing-Maschine ist dazu in der Lage, insofern sie mit einer Vorrichtung zum Sammeln/Montieren und einem Duplikator ihres Bandes ausgestattet ist, mit dem sie ihr Programm kopieren kann. Aber was wäre in unserem Fall der Duplikator? »Kultur« und »Codierung« wären zumindest interessante Spuren.

sammlungsmaschine, denn auch Protest will bisweilen organisiert werden. Soziale Bewegungen setzen in ihrem Kern deshalb oft auf Organisation. Aber sie lassen sich eben nicht auf diese Form reduzieren. Protestbewegungen sind ebenfalls eine distinkte, ereignishaft auftretende, eigenständige Kommunikationsform mit eigener Selektivität. Man kann es also auch dann mit einer Bewegung zu tun haben, wenn sich niemand zu einer Demo zusammenfindet und es auch keinen organisatorischen Kern gibt, der Aufmärsche plant. Führt man beispielsweise dezidiert zum Öko-Bauern, um Salat zu kaufen, wird man womöglich als Anhänger einer Bio-Food- oder Genfrei-Bewegung beobachtbar, der sich der gängigen Nahrungsmittelproduktion der industrialisierten Gesellschaft widersetzt, dabei aber zugleich das Autofahren, eine entsprechende Logistik und die vielfältigen Abhängigkeiten des Bio-Bauern von ebendieser Gesellschaft, gegen die man sich richtet, in Kauf nimmt.¹¹ Letzteres ist keine ironische Nebenbemerkung, sondern konstitutiv für die Form der Protestbewegung (vgl. Baecker 2005b: 122 ff.). Jeder Protest setzt die Gesellschaft als Bedingung seiner Möglichkeit voraus und bestätigt sie dadurch, begreift sie aber zugleich als defizitär, ungerecht, kriegerisch oder krankmachend. Zum Protest wird eine Kommunikation also immer dann, wenn sie sich *in* der Gesellschaft *gegen* die Gesellschaft stellt (Luhmann 1996a; 1997a: 847 ff.). Damit verfügt die Gesellschaft über eine Form, in der sie sich selbst negieren kann, in der sie sich selbst in ihrer aktuellen Form ablehnen kann. Die durch diesen kommunizierten Widerspruch erzeugte Unbestimmtheit der Anschlussmöglichkeiten, die sich als Instabilität des Gesellschaftssystems äußert, blockiert die Beobachtung für einen Moment – weil man nicht zugleich Ja und Nein zur Gesellschaft sagen kann – und eröffnet dem Gesellschaftssystem deshalb zahlreiche Möglichkeiten, auf sich selbst und auf die Umwelt reagieren zu können (vgl. Luhmann 1984a:

11 Dass es mittlerweile industrielle Fertigung von Bioprodukten gibt, ist dann gerade besonders interessant. Die Gesellschaft kann Protestthemen aufgreifen und versteht es, sie zum Beispiel entsprechend wissenschaftlich, wirtschaftlich, erzieherisch oder rechtlich zu codieren und auszubeuten.

488 ff.). Der Protest ist deshalb eine immunologische Form,¹² die im Gegensatz zum Recht, das diese Funktion in Bezug auf gesellschaftsinterne Ereignisse übernimmt, Reaktionen in Bezug auf die Umwelt ermöglicht.¹³ Folgendes Zitat macht noch einmal deutlich, wie man sich diese Immunisierung vorstellen muss:

»Normalerweise wird die Annahme von Selektionsvorschlägen erwartet, sonst würde ihre Kommunikation unterbleiben. Zugleich läuft aber immer auch, wie immer marginal, die Möglichkeit der Ablehnung mit. Das System immunisiert sich *nicht gegen das Nein*, sondern *mit Hilfe des Nein*; es schützt sich *nicht gegen Änderungen*, sondern *mit Hilfe von Änderungen* gegen Erstarrung in eingefahrenen, aber nicht mehr umweltadäquaten Verhaltensmustern. Das Immunsystem schützt nicht die Struktur, es schützt die Autopoiesis, die geschlossene Selbstreproduktion des Systems.« (Ebd.: 506 f.; Hervorhebungen im Original)

Beide Formen schützen die Autopoiesis des Systems, aber das Recht im Hinblick auf Selbstreferenz und der Protest im Hinblick auf Fremdreferenz. Das korrespondiert mit der Beobachtung, dass Protestbewegungen an der Selektivität bestimmter Themen kristallisieren (vgl. Luhmann 1997a: 856 ff.). Die extrem enge Bindung der Protestform an Themen ist ein zusätzliches Indiz für ihre Umweltsensibilität, weil Thematisierung im Prinzip die einzige Möglichkeit ist, über die Kommunikation verfügt, um sich der Umwelt zu öffnen.

12 Dieser Gedanke bereits bei Luhmann 1984a: 543 ff. Siehe auch Hellmann 1996: 69 ff.

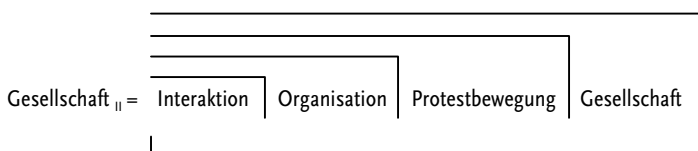
13 Das heißt nicht, dass damit zur Form des Rechts und des Protests schon alles gesagt ist (oder dass damit auch gleich der Grund für ihre Existenz benannt ist) und es heißt auch nicht, dass sie diese Funktion exklusiv ausüben. Ferner ist es nicht so, dass Recht *nur* selbstreferentielle und Protest *nur* fremdreferentielle Immunereignisse erzeugen. Man kann gegen Rechtsprechung oder geltendes Recht protestieren, genauso wie man Proteste verrechtlichen kann. Man kommt nicht umhin, immer wieder darauf hinzuweisen, dass wir es mit wiedereintrittsfähigen Unterscheidungen zu tun haben und nicht mit Kategorisierungen vom Entweder-Oder-Typ.

Die Selektivität der Themen lässt sich allerdings weiter spezifizieren. Es gerät nämlich weniger die Umwelt des Bewusstseins und des körperlichen Verhaltens in den Blick, auf die sich Interaktion spezialisiert hat, als vielmehr die (meist negativ markierten) Auswirkungen der Gesellschaft auf ihre bio-physische Umwelt. Das resultiert aus der Form des Protests, die nicht die forminterne Grenze der Gesellschaft zum Bewusstsein und seiner Wahrnehmung negiert, sondern die *Einheit* der Form der Gesellschaft – und deshalb den Blick auf die dann noch unbestimmte Außenseite der Unterscheidung von Kommunikation *und* Bewusstsein lenkt. So erscheinen dann vor allem lebende Organismen (insbesondere menschliche Körper als Organismen) und ihre ökologischen Lebensbedingungen auf dem Schirm der Kommunikation, von denen die Gesellschaft freilich nur das weiß, was sie sich selbst in Form von Wissenschaft als Information erarbeitet hat. Und genau deshalb betonen alle Protestbewegungen auch mehr oder weniger offen, dass sich nicht nur »die Gesellschaft«, sondern das »Bewusstsein« gleich mit ändern muss. Wenn die Arbeiterbewegung anfänglich (gibt es noch eine?) vor allem auf die Subsistenzsicherung und körperliche Verelendung der Arbeiter aufmerksam gemacht und ein Arbeiterbewusstsein, andere Arbeitsbedingungen und das Streikrecht gefordert hat; die Frauenbewegung mit der biologisch definierten Frau gegen die biologisch definierte Frau protestiert und dabei fordert, dass sich ein Bewusstsein der Unterdrückung durch das Patriarchat bilden und die Gesellschaft sich in Richtung Gleichberechtigung verändern muss; wenn es um das ökologische Gleichgewicht und die drohende Selbstvernichtung der physischen Grundlagen des Lebens geht und dazu ein fehlendes Umweltbewusstsein, neue Gesetze und Selbstverpflichtungen reklamiert werden; dann ist damit genau diese Form der bio-physischen Umweltbeobachtung beziehungsweise -thematisierung in Verbindung mit Forderungen der Veränderung der Gesellschaft und des sie begleitenden Bewusstseins aufgerufen. Letztlich ist es auch die mindestens latente Verbindung mit physischer Gewalt, Fragen ihrer Legitimation und entsprechender körperlicher Präsenz, die jeder Protestbewegung ein gewisses Maß an politischem Charakter verleiht – von der Sklavenbefreiungsbewegung, über die faschistischen und terroristischen Bewegungen, bis eben zum Problem der häuslichen

Gewalt. Die Frage der Unversehrtheit von Organismen ist stets präsent, aber es ist immer eine gesellschaftliche Frage an sich selbst, wenn auch in hoch verteilter, selbstähnlicher und zeitlich variierender Manier.

Die Unterscheidung zwischen Interaktion, Organisation, Protest und Gesellschaft ist die differenzierte *Form* der Gesellschaft. Dirk Baecker (2005b: 107) notiert diese Form folgendermaßen:

Gleichung (8.2)



Über diese Form ihrer Differenzierung versorgt sich Gesellschaft mit *Selbstsubstitutionsmöglichkeiten*.¹⁴ Man darf sie deshalb nicht für eine Kategorisierung halten, so als ob sich Gesellschaft auf diese Weise ohne Rest einteilen ließe, um dann jeder auftretenden Kommunikation ihren Platz zuweisen zu können. Diese vier Formen des Sozialen operieren nicht einfach sauber getrennt nebeneinander her. Die Gleichung zeigt *eine* Form: die differenzierte Gesellschaft.¹⁵ Die differenzierten Sozialformen der Gesellschaft durchkreuzen sich, laufen gleichzeitig, unterlaufen sich gegenseitig und sorgen für wechselseitige Einschränkungen, aber auch für kombinatorische Freiheitsgrade. Es gibt selbstverständlich massenhaft durch Organisation gerahmte Interaktion genauso wie es interaktionsfreie Kommunikation (Lesen, Briefe, Fernsehen) gibt oder soziale Bewegungen mit dem Charakter einer Organisation und umgekehrt

¹⁴ Siehe dazu eingehender Luhmann 1979.

¹⁵ Wer hier die mindestens zwei re-entries vermisst, die oben als konstitutiv für Differenzierung eingeführt worden sind, sei darauf verwiesen, dass alle vier hier dargestellten Variablen, wie sich bei Baecker im weiteren Verlauf zeigt, selbst wiedereintretende Formen sind, so dass eine weitere Auflösung der Gleichung mindestens vier re-entries zeigt.

(man denke an die frühen Grünen oder an Attac). Alle diese Formen sind letztlich nur Wege, Spielräume von Kommunikation einzuführen und so zu konditionieren, dass ihre Fortsetzung wahrscheinlich wird. Und die Außenseite der hier notierten Form erinnert immerzu daran, dass dabei auch die unbestimmte Seite der differenzierten Form der Gesellschaft mit eingeschlossen ist. Auch die Umweltbeobachtung der Gesellschaft wird deshalb nur in dieser und durch diese Form ermöglicht und konditioniert.

9. Mediendifferenzierung

9.1 DAS REMEDIUM DER FORM

Die Gesellschaft kommt als eine Möglichkeit der Ordnung ihrer Operationen in sich selbst wieder vor und ist insofern eine Form des Sozialen neben anderen (vgl. Gleichung (8.2)). Sie beobachtet und ordnet sich mit anderen Worten selbst, und zwar auf eine historisch variierende Art und Weise. Momentan gibt es kaum eine überzeugendere Beschreibung gesellschaftlicher Ordnung als das Angebot von Luhmann, Funktionssysteme zu unterscheiden, die operativ geschlossen in einer operativ geschlossenen Gesellschaft operieren.¹ Auf Basis der bisherigen Überlegungen muss man jedoch fragen, wie man mit empirisch offensichtlichen Differenzierungen theoretisch umgeht, wenn die Hypothese (oder war es Hypothek?) einer Autopoiesis in der Autopoiesis empirisch nur schwer durchzuhalten ist. Es ist kein Zufall, dass sich dieses Problem erst in Bezug auf Differenzierung in aller Radikalität stellt. Wenn man zum Beispiel die segmentäre Differenzierung der Politik in Nationalstaaten, die Zentrum/Peripherie- und Marktdifferenzierung der Wirtschaft, die funktionale Differenzierung und Abteilungsdifferenzierung einer Organisation oder die Themen- und Rollendifferenzierung in Interaktionen und sozialen Bewegungen beschreibt,

1 Zuletzt ausführlich ausgearbeitet in Luhmann 1997a. Seine Gesellschaftsbeschreibung ist aber auch deshalb die momentan am ehesten überzeugende, weil man anderswo das Problem gesellschaftlicher Ordnung nicht mit demselben Anspruch formuliert findet und überdies lieber ganz auf einen Gesellschaftsbegriff verzichtet. So gibt es in Bezug auf exakt diese Frage eben kaum Alternativen. Ein aktuelles Beispiel für den Verzicht auf einen Gesellschaftsbegriff ist Schwinn 2001.

dann stellt sich jedes Mal die Frage, wie man die entsprechend differenzierten Einheiten begreift. Ebenso trifft man bei der Differenzierung der Gesellschaft einerseits auf Medien ohne Systembildungspotential, wie Moral oder Werte, und andererseits auf Funktionssysteme ohne eindeutig bestimmbares Erfolgsmedium, wie Krankenbehandlung oder Erziehung. Man hat freilich immer die Möglichkeit, jede Differenzierung einer Interaktion, einer Organisation, einer sozialen Bewegung, der Gesellschaft oder einer ihrer Funktionsbereiche jeweils selbst als autopoietische Systeme aufzufassen und die restlichen darauf bezogenen Phänomene in Form einer Strukturbeschreibung mitlaufen zu lassen. Luhmann sieht dieses Problem und entscheidet sich dann praktisch dafür, immer von der Spontangenese sozialer Systeme auszugehen, so dass die Gesellschaft als ein System begriffen werden muss, das aus zahllosen entstehenden und wieder vergehenden kleinen und großen Systemen besteht (Luhmann 2005: 245 ff.). Exakt diese theoretische Entscheidungslage wird hier nun wieder geöffnet. Es wird gleichsam zu ihr zurückgekehrt² und eine andere Entscheidung getroffen, die, das muss man dazu sagen, Luhmann zu jenem Zeitpunkt gar nicht treffen konnte, weil sie theoretisch und empirisch noch nicht kontrollierbar war. Erst seine damals zugleich begonnene Rezeption von Spencer-Brown und die daraufhin in vielen Details vorbereitete Umstellung auf eine Theorie sozialer Formen ermöglicht es uns, eine andere Entscheidung zu treffen. Hinzu kommt jetzt die Beobachtung, dass für die Struktur der Gesellschaft und ihre Beschreibung weniger eine Differenzierungsform und ihre Umstellung entscheidend ist, sondern vielmehr das Auftauchen neuer Verbreitungsmedien und eine dadurch ausgelöste Suche nach entsprechenden Kulturformen (vgl. Baecker 2007). Sowohl die formtheoretischen als auch die sich mit dem Verbreitungsmedium des vernetzten Computers andeutenden empirischen Entwicklungen, machen nun eine Theorie der Differenzierung möglich und notwendig, die in der Lage ist, das Problem einer Auto-

2 Fast schon wie eine Steilvorlage für die erneute Öffnung der Entscheidungslage lesen sich vor allem zwei Texte aus jener Zeit, als diese theoretische Entscheidung gerade getroffen worden war. Siehe Luhmann 1984b und 1986c.

poiesis innerhalb der Autopoiesis³ zu suspendieren und dadurch nicht nur Systemdifferenzierung, sondern auch Rollen-, Personen-, Sinn-, Struktur-, Stellen-, Evolutions- und Kontextdifferenzierung differenzierter erfassen und modellieren kann.

Trotz allem tritt eine Formtheorie nicht an, um die Systemtheorie zu ersetzen. Man kann auf Systemtheorie nicht verzichten, wenn man nicht zugleich auf Erkenntnisgewinne verzichten möchte, die sich aus Einsichten in operative Schließung, perturbierte Rekursion, Kognition, Selbstorganisation und Selbstreproduktion oder die Selbstreferenz und Verteiltheit des Beobachters ergeben. Deshalb wird weiterhin auf die Behauptung gesetzt, dass jede (differenzierte) soziale Form zum Netzwerk der Autopoiesis des Gesellschaftssystems gehört, inklusive der Form der Gesellschaft selbst. Es gibt dann eben nur noch diesen einen Fall sozialer Autopoiesis – die Gesellschaft. Dadurch wird es möglich, empirische Differenzierungsmodelle mittlerer Reichweite (middle range) zu entwickeln, die die genetischen respektive beobachtungsleitenden Unterscheidungen des jeweiligen Untersuchungsgegenstands rekonstruierbar machen und mithin entsprechende Applikationsmöglichkeiten eröffnen.

Dazu sind im Prinzip nur kleine Verschiebungen der Aufmerksamkeit in Luhmanns Theorie der Gesellschaft nötig. Letztere lässt sich dann so präparieren, dass man besser sieht, wie sie schon längst als Formtheorie arbeitet. Im Falle der Funktionssysteme erweist sich diese Aufgabe als besonders schwierig und besonders leicht zugleich. Schwierig ist sie vor allem deswegen, weil wir die

3 Maturana und Varela können sich durchaus autopoietische Systeme höherer Ordnung vorstellen, die sich aus strukturell gekoppelten autopoietischen Systemen bilden (Maturana 1985, Maturana/Varela 1984: 83 ff.). Das ist aber nicht dasselbe wie eine Autopoiesis innerhalb der Autopoiesis und ist ferner konzipiert für Systeme, die ihre Autopoiesis in einem *physischen* Raum realisieren. Ob Metazeller selbst autopoietische Systeme sind, lassen Maturana und Varela explizit offen, beschreiben sie aber dennoch als operativ geschlossen. Sie unterscheiden also operative Geschlossenheit von Autopoiesis. Diese Unterscheidung könnte sich auch für eine Formtheorie als wichtig erweisen, denn wiederentretende Unterscheidungen sind eine Form der Schließung, aber deswegen nicht zwingend autopoietisch.

Hypothese der Möglichkeit einer sozialen Autopoiesis innerhalb einer sozialen Autopoiesis erst einmal auf sich beruhen lassen, was angesichts der Prominenz und Plausibilität dieses durch zahlreiche Einzelstudien unterfütterten Gedankens ein zumindest riskantes Unterfangen ist. Vollzieht man diesen Schritt jedoch erst einmal, fällt sofort auf, wie leicht Luhmann es macht, darauf zu verzichten. Denn jedes Funktionssystem ist bei ihm durch eine spezielle und spezifische Unterscheidung charakterisierbar, die ein Medium konstituiert und sich darüber mit kontingenten, aber programmierbaren Fortsetzungsmöglichkeiten versorgt. Man stößt mit anderen Worten auf mediale Formen, auf *codierte* Kommunikation als eine spezielle Form des Unterscheidungsgebrauchs, die offensichtlich im genauen Wortsinn attraktiver ist als andere Formen des Unterscheidungsgebrauchs. Ein Code gewinnt seine Attraktivität durch *Binarisierung* und funktioniert deshalb wie eine Duplikationsregel, wie eine Kontextur im Sinne Gotthard Günthers (1979). Diese Überlegungen werden im Folgenden als Remedium für den Verlust des Begriffs »Funktionssystem« aufgegriffen, so dass man sich fortan darauf beschränken kann, von gesellschaftlicher Mediendifferenzierung zu sprechen, die sich an spezifischen, selbsterzeugten Bezugsproblemen der Autopoiesis der Kommunikation orientiert.

Luhmanns Funktionssysteme sind insofern soziale Formen der Selbstbeobachtung des sozialen Systems Gesellschaft als Gesellschaft.⁴ Sie können mit Referenz auf das Gesellschaftssystem voneinander unterschieden und – häufig, aber nicht nur, durch Organisation – miteinander gekoppelt und voneinander entkoppelt werden. Daraus entsteht dann die Komplexität und dynamische Stabilität, durch die sich die Gesellschaft auszeichnet. Es reicht daher vollkommen aus, sich auf die jeweiligen Formen zu konzentrieren, ohne deswegen irgendeinen Verlust an deskriptiver und explikativer Schärfe in Kauf nehmen zu müssen. Von Funktionssystemen zu sprechen hätte dann nur noch den Vorteil, für die zahlreichen von funktionsspezifischen Codierungen abhängigen heterogenen Strukturmerkmale (in Simmels Worten: für ihre angebildeten Formen) einen Einheitsbegriff zur Verfügung zu haben.

4 Wir beziehen uns damit auf die Variable »Gesellschaft« unserer Gleichung der differenzierten Gesellschaft (8.2).

9.2 KAUSALITÄTSVERSPRECHEN UND DAS PROBLEM DES DRITTEN

Die Strukturmerkmale, die Luhmann braucht, um von Funktionssystemen sprechen zu können, gewinnt er interessanterweise nicht im Rahmen der Differenzierungstheorie, sondern der Kommunikationstheorie, genauer gesagt in der entsprechenden Ausarbeitung zu symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien (Luhmann 1974a; 1997a: 316 ff.). Die Funktion dieser Medien für die Autopoiesis der Gesellschaft ist hochspezifisch, dafür aber nach ihrer Durchsetzung im Fahrwasser der Erfindung des Buchdrucks umso prägender für die Gesellschaft. Sie besteht darin, die im Prinzip stets höhere Wahrscheinlichkeit einer Ablehnung spezifischer Kommunikationszumutungen in die Wahrscheinlichkeit einer Annahme zu transformieren. Man spricht deshalb auch von Erfolgsmedien. »Erfolg« bezieht sich dabei auf die Funktion dieser Medien, nicht auf die Resultate, die sie produzieren. Erfolgsmedien können anders gesagt den Erfolg von Kommunikation nicht garantieren. Aber sie haben sich im Laufe der gesellschaftlichen Evolution und insbesondere dann in der Moderne als Mechanismen etabliert, die Kommunikation auch dort ermöglichen können, wo Selektionen hochriskant sind, weil sie zum Beispiel auf Gewalt, körperliche Bedürfnisse, Sexualität oder kontrafaktische Wahrnehmung rekurren. Ihr Trick besteht darin, die eigene Selektivität selbst unmittelbar zum Motivationsfaktor machen zu können.⁵ Sie stellen dadurch eine Einheit kommunikativer Ereignisse her, wo eigentlich eine sachliche oder soziale Differenz besteht (sie sind deshalb symbolisch), erzeugen dabei neue sachliche/soziale Differenzen (sie sind deshalb auch diabolisch) und machen diese Sym- und Diabolisierung zeitunabhängig, das heißt situationsübergreifend immer wieder neu verfügbar (und sind deshalb generalisiert).

Das hohe Maß an Selektivität, das nötig ist, um damit zugleich entsprechend motivieren zu können, gewinnen diese Medien über zwei Einschränkungen. Sie kondensieren zum einen an spezifischen *Zurechnungskonstellationen* und zum anderen an klar umrissenen *Bezugsproblemen* (Luhmann 1997a: 332 ff.). Die Kombination

5 Wie oben (Abschnitt 6.5) bereits angedeutet, ist diese Verbindung von Selektivität und Motivation nicht unbedingt ein Spezifikum von Erfolgsmedien, sondern von Kommunikationsmedien überhaupt.

dieser beiden Einschränkungen ermöglicht eine äußerst spezifische Konditionierung entsprechender Selektionen, so dass sie allein schon aufgrund dieser ostentativen Selektivität hinreichend motivieren und dadurch die Wahrscheinlichkeit steigern, als Selektion angenommen zu werden. Eine Spezifikation der jeweiligen Erfolgsmedien in der Sachdimension (Bezugsproblem) und Sozialdimension (Zurechnung) ist schon deswegen unumgänglich, weil alle Medien in dieser Hinsicht funktional äquivalent sind. Ohne eine Differenzierung entlang dieser spezifischen Konditionierungsformen gäbe es nur ein einziges Kommunikationsmedium der Gesellschaft.

Zurechnungskonstellationen entstehen in der Kommunikation durch Schematisierung der Sozialdimension des Sinns in zwei Richtungen.⁶ Man kann Handeln und Erleben jeweils auf Alter und Ego zurechnen, so dass beide handeln oder beide erleben oder jeweils einer handelt und der andere erlebt. Diese Schematisierung der Zurechnung ergibt prinzipiell vier Möglichkeiten der Zurechnung – und doch gibt es nicht nur vier Medien im System der Gesellschaft. Dann wäre man gleichsam wieder bei Parsons. Es kommen unterschiedliche Bezugsprobleme hinzu, so dass sich selbst bei identischen Zurechnungskonstellationen je nach Bezugsproblem unterschiedliche Medien bilden können. Die Zurechnungsmöglichkeiten sind durch attributionstheoretische Annahmen limitiert (was nicht heißt, dass sie empirisch nicht vorhanden sind) und die Entstehung von Bezugsproblemen der Kommunikation durch Evolution. Beide unterliegen aber letztlich empirischen Beschränkungen.

Kommunikation lässt sich durch Beobachter (also mitunter durch sich selbst) grundsätzlich in eine spezifische Zurechnungskonstellation von Handeln und Erleben und Alter und Ego auflösen, weil sie sich nicht außerhalb des Mediums Sinn abspielen kann. Jemand ist erlebend beteiligt, während andere handeln oder umgekehrt. Man handelt und andere handeln zugleich oder man erlebt, dass andere auch erleben. Was diese Medien allerdings letztendlich gesellschaftlich so attraktiv macht, ist das Einschleusen von Kausalität. Um die genannten Möglichkeiten der sozialen Zurechnung konditionieren zu können (und genau das tun Medien),

6 Siehe oben Abschnitt 6.6.

werden sie *in der Kommunikation* als Kausalbeziehung markiert. Deshalb lesen sich die vier Konstellationen der Verteilung von Handeln und Erleben auf Alter und Ego letztendlich wie folgt:

- Alter handelt und bewirkt ein Handeln von Ego.
- Alter handelt und bewirkt ein Erleben von Ego.
- Alter erlebt und bewirkt ein Handeln von Ego.
- Alter erlebt und bewirkt ein Erleben von Ego.

Eine dieser vier Zurechnungskonstellationen kann ein analytischer Beobachter immer feststellen. Er wird immer Handelnde und Erlebende einer Situation unterscheiden und sie kausal aufeinander beziehen können. Dagegen stellen sich empirisch nur selten Zurechnungsfragen und selbst wenn sie sich dann stellen, so ist wiederum nur selten mit Schwierigkeiten zu rechnen, die nicht mit dem vorhandenen Situationspotential selbst bewältigt werden können. Man darf das nicht missverstehen. Ohne die Möglichkeit, Mitteilung, Information und Verstehen zurechnen zu können, würde Kommunikation rasch zum Erliegen kommen. Ihre Form der Selbstbeobachtung ist vollends auf Möglichkeiten der Zurechnung eingestellt. Aber das geschieht gleichsam beiläufig und ohne es problematisieren zu müssen. Fragen und Probleme der kausalen Zurechnung auf das Handeln und Erleben von Alter und Ego stellen sich empirisch nur dann, wenn ein ganz bestimmtes Problem der Kommunikation selbst gelöst werden muss (und nicht etwa ein Problem der Beteiligten oder ein ökologisches Problem). Auf diese Weise kann die Autopoiesis auch dort möglich gemacht werden, wo die Kontingenz und damit das Risiko einer Selektion offensichtlich werden und es deshalb unwahrscheinlich ist, dass sie als Prämisse weiteren Handelns und Erlebens übernommen wird. Das lässt sich letzten Endes zuspitzen auf die Problematik, Motivation für eine Selektion beschaffen zu müssen.

Hier kommen die Bezugsprobleme ins Spiel. Bezugsprobleme lassen sich nicht auf anthropologische Grundbedürfnisse oder auf Subsistenzfragen zurückführen. Sie sind einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklung geschuldete, wiederkehrende funktionale Zusammenhänge, die sich zu einem Problem verdichten, das anzeigt, an welchen Stellen Kommunikation regelmäßig ins Stocken gerät. Funktion ist das Stichwort, das anzeigt, in welcher Form diese

Problemverdichtung erfolgt. Unter Funktion versteht Luhmann die Bestimmung eines Bezugsproblems, das dann als Vergleichsmoment für äquivalente Möglichkeiten seiner Bearbeitung fungiert (Luhmann 1962; 1984a: 83 ff.). Nicht schon das Bezugsproblem selbst ist die Funktion, sondern der Ordnungszusammenhang, der durch seine Relationierung mit aktuellen und möglichen Problemlösungen entsteht. Dieser Zusammenhang eröffnet dann Möglichkeiten der funktionalen Analyse – aber es würde eindeutig zu kurz greifen, Funktion als ein rein für methodische Zwecke eingeführtes, soziologisches Konstrukt zu betrachten. Dass Handlungen mit hinreichend zeitlichem Abstand beobachtet und deshalb auf ihre Funktion hin befragt werden können, hat insbesondere mit dem Buchdruck und seinem Effekt zu tun, die Zeitdimension und die Sozialdimension auseinander zu ziehen (Luhmann 1984a: 408 ff.). Gesellschaftliche Funktionen sind demnach kontingente Resultate von Evolution und deshalb ist auch die Soziologie in der Bestimmung von Funktionen nicht frei (es sei denn: analytisch). Es gibt keine Liste von Bezugsproblemen, also auch keinen Funktionskatalog, der erfüllt werden muss, damit sich die Gesellschaft erhalten kann. Aber gewiss können deswegen einmal eingeführte und stabilisierte Funktionsbeobachtungen nicht einfach wieder abgeschafft werden, weil die gesamte gesellschaftsstrukturelle Abstimmung darauf eingestellt ist. Das alles bedeutet aber, dass die Gesellschaft keine Bezugsprobleme hat, die gelöst werden müssen, sondern dass sie sich Bezugsprobleme *macht* und mit der Beobachtung von Funktionen einen Raum von vergleichbaren Möglichkeiten ordnet, die als funktional äquivalent gelten. Die Gesellschaft braucht keine funktionalen Bezugsprobleme, um sich zu reproduzieren, sondern um sich zu *ordnen*. Funktionen sind ein Beobachtungsphänomen, sie greifen erst auf Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung. Es dürfte nun angesichts der kommunikativen Differenzierung von Handlung und Beobachtung und der dadurch ermöglichten Beobachtung von Funktionen nicht mehr verwundern, dass die funktionalen Bezugsprobleme, die sich die Gesellschaft stellt, allesamt Ordnungen von Handeln und Erleben betreffen und darin funktional äquivalent sind.

Bezugsprobleme sind folglich *selbstgenerierte* Probleme der Autopoiesis der Gesellschaft. Ein evoluierendes System greift geradezu jede Möglichkeit auf, die sich bietet, um seine Autopoiesis zu

realisieren. Es reagiert deshalb äußerst sensibel auf Schwierigkeiten seiner Reproduktion und dadurch kommt es im Laufe seiner Evolution zu mitunter immer unwahrscheinlicheren Kommunikationsformen.⁷ Dazu gehören auch Erfolgsmedien. Sie sind spezifische, aber generalisierte Mechanismen, die an regelmäßig auftretenden Problemen kondensieren und sie bestätigen. Einmal etabliert, attrahieren sie gleichsam alle weiteren Situationen, in denen diese Probleme beobachtet werden, sorgen aber insbesondere auch dafür, dass diese Probleme immer wieder beobachtet und entsprechend bearbeitet werden können. Die Gesellschaft sieht dann rückblickend und vorausschauend lauter Möglichkeiten des Zugriffs auf knappe Güter (Eigentum/Geld), der Durchsetzung neuen, strittigen Wissens (Wahrheit), des Einlassens auf die Weltsicht anderer beziehungsweise der Suche nach Zustimmung für die eigene Weltsicht (Liebe), der Absicherung kontrafaktischer Erwartungen (Recht), der Formulierung von Minimalbedingungen für die Fortsetzung sozialer Kontakte (Werte), der Reaktivierung ausgeschalteter Möglichkeiten (Kunst) oder der Ausnutzung von Willkürchancen (Macht).⁸ Ohne diese Engführung auf spezifisch abgegrenzte Problembereiche wäre die Etablierung von Erfolgsmedien nicht möglich gewesen, weil erst sie die Selektivität so zuschneiden, dass sie zugleich als Motiv fungieren kann.

Erfolgsmedien machen es nicht zuletzt aufgrund ihres Kausalitätsversprechens attraktiv, sich erst recht auf sie einzulassen. Es ist aber auch nur ein Versprechen wie es auch nur ein Sich-Versprechen ist. Zum einen kann die durch Erfolgsmedien erhöhte Annahmewahrscheinlichkeit für bestimmte Selektionen niemals Sicherheit bieten. Kommunikation kann dieses Versprechen nur bedingt halten. Das fällt im Alltag kaum noch auf, am wenigsten wohl beim Medium Geld, weil man sich dort daran gewöhnt hat, das Problem eher in der Regeneration von Zahlungsfähigkeit (also meist in Bezug auf Arbeit beziehungsweise Arbeitslosigkeit) zu sehen und ge-

7 Die Differenzierungstheorie würde sagen: Das Gesellschaftssystem steigert auf diese Weise seine Ausdifferenzierung, weil es dadurch immer mehr Entsprechungen zur Umwelt aufgibt.

8 Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie ist empirisch offen. Siehe auch die zum Teil historisch verankerte, systematische Darstellung dieser Bezugsprobleme bei Luhmann 1997a: 339 ff.

rade nicht in der Frage der motivierenden Selektivität des Geldes selbst. Wenn man entsprechend zahlen kann, bekommt man auch das, was man will – wenn es nicht ausverkauft ist. Die Brüchigkeit dieses Versprechens wird aber schnell deutlich, wenn man nicht einfach an den Kauf oder Verkauf materieller Güter denkt, sondern zum Beispiel an Dienstleistungen, die schon eines umfangreichen semantischen Apparats bedürfen, um sich als Gegenleistung sichtbar zu machen. Aber auch Organisationen kennen nur allzu gut die Schwierigkeiten des Einkaufs von unbestimmter Arbeitskraft und ferner das regelmäßige Ins-Leere-laufen geldwerter Anreize für Mitarbeiter.⁹ Diese Brüchigkeit des Kausalitätsversprechens wird für Macht, Wahrheit, Liebe oder Kunst ohnehin offensichtlich. Kausalität ist eben zum anderen auch nur ein Sich-Versprechen der Kommunikation, denn es ist *ihre* Konstruktion von Kausalität und nicht irgendeine objektiv feststellbare Weltkausalität, die hier im Spiel ist. Kommunikation invisibilisiert sich durch diesen Versprecher, begleitet und unterläuft ihre eigene Kausalkonstruktion jedoch laufend. Erfolgsmedien sind eben keine Erfolgsformen. Und sie sind nicht nur *Erfolgsmedien*, sondern vor allem *Erfolgsmedien*. Ihr Kausalitätsversprechen ist nur die halbe Wahrheit, weil die strikte Kopplung der Bewirkung eines bestimmten Handelns oder Erlebens nur die eine Seite der Form ist. Die andere Seite ist der Hintergrund mitlaufender, lose gekoppelter Möglichkeiten, die das Versprechen als Selektion in einem Medium erkennbar werden lässt (vgl. Weick 1976, Orton/Weick 1990, Latour 1996, Luhmann 1997b). Die Robustheit von Erfolgsmedien steckt also gerade nicht in ihrem Kausalitätsversprechen, sondern zusätzlich in ihrem mitlaufenden, aber unscheinbaren Kontingenzversprechen, also in dem Wissen, dass ihre Verwendung nie notwendig und zudem immer wieder anders möglich ist.

Man muss diese Überlegungen in mindestens zwei Richtungen kanalisieren, um eine erste Vorstellung davon zu gewinnen, wie die Gesellschaft sich durch Beobachtung mit Medien dynamisch stabi-

9 Das wird in der Industriesoziologie unter dem Titel »Transformationsproblem« verbucht. Siehe klassisch Braverman 1977 und Edwards 1979. Dass Anreize nicht unbedingt den erwarteten Erfolg haben, ist insbesondere entlang der Principal-Agent-Problematik diskutiert worden. Siehe vor allem den Band von Pratt/Zeckhauser 1984.

lisiert (vgl. Baecker 2002b), wie sie also in der Lage ist, sich zu ordnen und in sich selbst wiedereinzutreten, wenn man auf eine autopoietische Systembildung innerhalb ihrer Autopoiesis verzichtet. Erstens zwingen Medien die Gesellschaft dazu, ihre Stabilität über Beobachtung zweiter Ordnung zu suchen, was dazu führt, dass gerade an Medien die Kontingenz ebendieser Ordnung ins Auge springt. Und zweitens sorgen Medien dafür, dass die Gesellschaft als der, die oder das Dritte immer trotzdem im Spiel bleibt. Zieht man diese beiden Perspektiven zusammen, so wird ersichtlich, dass die Gesellschaft mit Medien ihre Ordnung zugleich kontingent setzt und sie dennoch stets ins Spiel bringt. Sich selbst kontingent setzen ist das Spiel, mit dem sie sich ordnet.¹⁰ Sowohl die Figur des Dritten (wenn auch nicht in dieser Semantik) als auch die Figur der Beobachtung zweiter Ordnung finden sich bereits in Luhmanns Gesellschaftstheorie. Unsere Aufgabe ist an dieser Stelle nur, sie als diejenigen Merkmale der Kommunikation mit Medien hervorzuheben, die die Ordnungsform der Gesellschaft bereits hinreichend bestimmt, wenn funktionale Differenzierung theoretisch und womöglich auch empirisch nicht mehr bestimmend ist.

Insofern man medial beobachtet, verweist man auf eine aktuell unbeobachtete, aber beobachtbare Außenseite einer Selektion. Sie wird dann als Form in einem bestimmbar Medium beobachtet – als Form im Medium des Rechts, der Kunst, der Macht, des Geldes, des Glaubens, der Wahrheit, des Lebenslaufs, der Information oder der Liebe. Wohlgemerkt: Medien ermöglichen es, eine Selektion auf diese Art und Weise zu *beobachten*. Der Rückgriff von Kommunikation auf ein Medium ist niemals im klassischen Sinne objektiv, sondern ausschließlich kommunikativ bestimmbar. Kommunikation ist nichts, was sich als Operation kategorial, also gleichsam in Kästchen, sortieren ließe. Aber sie lässt sich empirisch durch Beobachter für den Moment so bestimmen, dass Erwartungen möglich werden, die es ebendiesen Beobachtern erlauben zu erschließen, wie es weitergehen könnte. Diese Beobachter sind jedoch keine Instanzen außerhalb der Kommunikation. Es sind die Beobach-

10 Spencer-Brown (1969: 10) bestimmt Ordnung als eine sich selbst zugleich setzende und aufhebende Unterscheidung (*compensation/cancellation*). Siehe auch Baecker 2005b: 98 ff.

ter der Kommunikation¹¹ und insofern sind Medien Korrelat der Selbstbeobachtung von Kommunikation im Kontext ihrer Kontinenz.

Man kann diesen Gedanken an einem einfachen Beispiel einmal durchspielen. Das Reichen von Geld ist erst einmal das, was es ist. Jemand reicht jemand anderem einen Geldschein. Erst durch Beobachtung in einem Medium¹² wird dieses Ereignis so qualifiziert, dass entsprechendes Handeln und Erleben zugerechnet, entsprechende Erwartungen gebildet und die Kommunikation erfolgreich (im hier gemeinten Sinne) fortgesetzt werden kann. Wird das Reichen von Geld zum Beispiel als Selektion im Medium der Macht beobachtet, könnte es auf Erpressung oder Steuern, im Medium der Liebe auf Prostitution oder Taschengeld, im Medium der Wahrheit auf Anstiftung zur Datenfälschung oder Anwendungsforschung, im Medium des Glaubens auf Prädestination oder Spende, im Medium der Krankheit auf Vorzugsbehandlung oder Praxisgebühr, im Medium der Information auf journalistische Manipulation oder Recherche, im Medium des Rechts auf Kautions- oder Prozessvertretung, im Medium der Kunst auf eine Auftragsarbeit oder Kunstförderung, im Medium des Lebenslaufs auf Fortbildung oder Titelkauf und im Medium des Geldes auf eine Investition oder einfach auf Konsum hinweisen. Je nach Medium, das unterstellt wird, werden andere Erwartungen und Anschlussmöglichkeiten aufgerufen und erprobt. Diese mehr oder minder plausiblen Beispiele sollen nur klar machen, dass ausschließlich Beobachtungen zweiter Ordnung eine Operation so qualifizieren können, dass man behaupten kann, sie verdanke sich als Form einem Medium. Keines

11 Durchaus genau in dem doppelten Sinne, den dieser Ausdruck mitführt.

12 Eine Selektion und ihre Beobachtung in einem Medium erfordert keine Zeitdifferenz, sondern erst einmal nur eine Asymmetrie. Beides geschieht gleichzeitig, denn wir haben es mit sozialen, also mitunter verteilten Verhältnissen zu tun, in denen immer mehrere Beobachter als Beobachter aufgerufen und involviert werden. Die selektive Operation und ihre mediale Beobachtung sind die beiden Seiten einer Form. Man denke an die an Shannon orientierte Herleitung des Kommunikationsbegriffs und die allgemeinen Überlegungen zum Begriff des Mediums in Kapitel 6.

dieser Beispiele kann dagegen darüber hinwegtäuschen, dass eine Zahlung, wenn sie denn als eine solche beobachtet wird, immer eine wirtschaftliche Operation ist. Aber diese Beispiele zeigen auch, dass man hierüber nicht so einfach Konsens erzielen kann, weil man sich bei Medien auf Beobachtung zweiter Ordnung und mit ihr auf Kontingenz einlassen muss. Fragen der Zugehörigkeit bestimmter Operationen zu bestimmten Medien werden dadurch für einen Moment blockiert und an einen Beobachter delegiert.

Man muss sich darüber im Klaren sein, dass Beobachtung zweiter Ordnung keine Erfindung der Moderne ist. Schon Platons Dialoge führen Sokrates als Beobachter vor, der andere Beobachter auf ihre Beobachtung (beispielsweise von Gerechtigkeit) hin beobachtet – Maieutik ist anders gar nicht möglich. Aber erst die moderne Gesellschaft kommt im Zuge der Durchsetzung von Erfolgsmedien auf die Idee, sich über Beobachtung zweiter Ordnung zu ordnen. Dabei wird oftmals nur unzureichend betont, dass die mediale Ordnung der Gesellschaft nur möglich wird, wenn sie auch eine Möglichkeit der Bearbeitung des Problems des Dritten zur Verfügung stellt. Während bereits bei Zweierverbindungen das Problem *sozialer* Ordnung durchschlägt, ist *gesellschaftliche* Ordnung eine Ordnung, die sich am Dritten zeigt und daran kondensiert.¹³ Simmel hat das Problem als erster sehr deutlich beobachtet (vgl. Simmel 1908: 113 ff.). Tritt ein drittes Element zu einer Verbindung von Zweien hinzu, kommt es zur Umsetzung einer quantitativen in eine qualitative Differenz, die sich auch bei weiterem quantitativen Zuwachs in ihrer Radikalität nicht mehr wiederholt. Denn mit dem Dritten kommt ein Beobachter (ein »Zuschauer«) ins Spiel, der die Zwei zugleich trennt und verbindet, der sie stört, irritiert, sie selbst als Beobachter markiert und einen »über beide

13 Das würde auch Gesa Lindemanns Darstellung der konstitutiven Funktion des Dritten präzisieren helfen (Lindemann 2006). Das Dritte ist konstitutiv für Gesellschaft, nicht für Sozialität – auch wenn man soziale Ordnung ohne Gesellschaft vermutlich nie zu Gesicht bekommen hätte. Reine Zweierbeziehungen sind der Gesellschaft deshalb verdächtig und werden nur unter bestimmten Bedingungen akzeptiert. Siehe dazu Luhmann 1997a: 344 f. und die dort aufgeführte Literatur.

hinausgreifenden sozialen Rahmen« sichtbar macht (ebenda: 115).¹⁴ Es geht nicht einfach um eine dritte Person, deren Interessen und Ressourcen jetzt auch noch in Betracht gezogen werden müssen. Auch wenn ein Beobachter drei menschliche Körper abzählen könnte, ist das nicht der entscheidende Punkt, denn auch bei vierhundertsechszundvierzig Menschen bleibt das *Problem* dasselbe. Das dritte Element zirkuliert gleichsam zwischen allen Elementen der Verbindung, so dass schon bei drei abzählbaren Elementen »jedes einzelne Element als Zwischeninstanz der beiden andren« wirkt (Simmel 1908: 114).¹⁵ Diese über jede unmittelbare Interaktion hinausgreifende Form, die jedes Element zu einer Zwischeninstanz macht, als Beobachter auffällt und andere zu Beobachtern macht, wird Gesellschaft genannt – und die Differenzierung dieser Form betrifft ihre Ordnung.

Wenn man nun auf Erfolgsmedien zurückkommt, so scheint ihre Differenzierung entlang der Unterscheidung von Alter und Ego zu verschweigen, dass sie ihren Erfolg gerade auch aufgrund der *Ruhigstellung des Dritten* feiern können. Dieses Verschweigen ist jedoch nur der Effekt eines problematischen Umgangs mit Ego und Alter. Sie können leicht mit zwei konkreten Personen verwechselt werden und deshalb sieht es dann so aus, als habe man es in Bezug auf Medien mit dyadischen Konstellationen zu tun. Tatsächlich sind mit Alter und Ego nicht bestimmte Zweierkonstellationen gemeint, obwohl diese Medien auch solche mit Wahrscheinlichkeit der Annahme versorgen können, sondern *unbestimmte Dreierkonstellationen*. Der Bäcker gibt mir zwar die Brötchen, weil ich Geldzahlung anbiete, diese Offerte also als Selektion motiviert. Aber im Hinblick auf die Frage der Möglichkeit gesellschaftlicher Ordnung

14 Das ist im Prinzip genau die Stelle, an der auch der Beobachter in Shannons Kommunikationsmodell auftaucht (Shannon/Weaver 1949: 68; siehe oben Abschnitt 6.1.). Und es ist wahrscheinlich auch genau die Stelle, an der der fiktive Spieler in der Theorie der Spiele auftaucht (von Neumann/Morgenstern 1944: 504 ff.).

15 An dieser Stelle noch einmal unvermeidlich der Verweis auf Jean-Paul Sartres Einakter »Geschlossene Gesellschaft« (1944), der dieses Problem wie kaum ein anderer vor Augen führt – vor allem, dass Dritte Sozialität zugleich stabilisieren und destabilisieren, wie schon bei Simmel deutlich wird.

besteht die Pointe des Ganzen vielmehr darin, dass auch andere (einerlei ob anwesend oder abwesend, angestellt oder nicht), die zumeist auch noch in der Mehrzahl sind, gerne auf Brötchen zugreifen möchten, aber mich zugreifen lassen, weil ich dafür zahle und sie *deshalb* stillhalten – zumindest bis sie dran sind (vgl. Luhmann 1997a: 348). Alter greift zu (Handeln) und Ego bekommt es mit (Erleben), greift aber nicht ein, obwohl dasselbe Gut begehrt wird. Es ist aber nie ein bloßes Stillhalten. Das Stillhalten wird selbst zu einem Motivationsanlass, das heißt solche Situationen motivieren Dritte zugleich, selbst nach Möglichkeiten zu suchen, Knappheit auf diese Art und Weise zu erzeugen und zu reduzieren, weil sie damit rechnen können, dass andere in Zukunft ebenso stillhalten werden, wenn sie ihrerseits zugreifen.

Es ist davon auszugehen, dass alle Medien für eine Ruhigstellung des Dritten durch Einschränkung des Beobachtens auf bloßes Erleben (von Handeln und Erleben) sorgen, und zwar bei gleichzeitiger, je nach Medium unterschiedlich ausgeprägter Motivation, sich selbst auf Beobachtung mit Medien einzulassen, also das Spiel mitzuspielen, weil man beobachten kann, dass auch andere dazu bereit sind, nur zuzuschauen.¹⁶ Man könnte das ganze kurzschließen und sagen: Dritte werden dazu motiviert stillzuhalten. Dieser Bezug zum Dritten lässt sich auch bei weiteren Erfolgsmedien beobachten. Neben dem soeben knapp skizzierten Fall des Mediums Geld werden nun ebenso knapp noch Kunst, Wahrheit, Liebe und Macht beispielhaft herausgegriffen.

Kunst bemüht die gleiche Zurechnungskonstellation wie Geld, aber freilich mit einem anderen Bezugsproblem. Alters Handeln wird von Ego als Kunstwerk erlebt und beruhigt damit Dritte, dass es Möglichkeiten des normativ und perzeptiv abweichenden Ausdrucks beziehungsweise Handelns gibt, auf die sich andere trotzdem (und vor allem genau deswegen) erlebend einlassen können. Christoph Schlingensiefs Extremaktionen sind trotz aller Kontroversen bis hin zur Einleitung rechtlicher Ermittlungen nur mög-

16 Luhmann hebt diese Ruhigstellung des Dritten im Prinzip nur in Bezug auf das Geldmedium hervor (1997a: 348 ff.). Für das Folgende dennoch maßgebend, ebd.: 339 ff. Siehe zum Bezug von Erfolgsmedien auf das Problem des Dritten auch Baecker 2005b: 213 ff.

lich,¹⁷ weil sie im Medium der Kunst beobachtet werden und somit Dritte beruhigen, dass es sich doch nicht einfach um eine Erregung öffentlichen Ärgernisses handelt. Daran anschließende Diskussionen, ob es sich dabei noch um Kunst handelt oder nicht, machen nur umso deutlicher, dass man es künstlerischer Beobachtung überlässt, darüber zu reflektieren. Die Akzeptanzschwelle für das Zulassen ungewöhnlichen Handelns und Erlebens verschiebt sich, auch wenn Dritte kein eigenes Interesse an Kunst haben. Deshalb braucht die Kunst auch mitunter Museen, Bühnen und Bücher als Schutzräume, die es nahelegen, eine Selektion im Medium der Kunst zu lesen. Die künstlerische Anordnung von Kommunikation motiviert Dritte allerdings auch, eigene Versuche zu unternehmen, sinnlos Erscheinendes (Unbestimmtes) sinnhaft behandeln und vorführen zu können, auch wenn nichts garantieren kann, dass diese Versuche dann auch im Medium der Kunst beobachtet werden. Die Selbstbeschreibung als Künstler und einmalige Aktionen reichen dafür offensichtlich nicht aus. Es muss ein Bezug auf vorherige und anschließende (eigene oder fremde) Kunstkommunikation mit vorführbar sein – und beobachtet werden.

Im Medium der Wahrheit kann man nur erleben. Würde man Wahrheit herstellen, geriete man in den Verdacht, Daten oder Ergebnisse zu fälschen.¹⁸ Kommunikation im Medium der Wahrheit

17 Auch hier wieder: das Stillhalten wird durch Medien nicht garantiert und ist durch sie erst recht nicht durchsetzbar. Man kann ganz im Gegenteil gerade aufgrund dieses Anhaltens zum Stillhalten dazu motiviert sein, nicht stillzuhalten. Aber auch das ist ein Effekt der Tatsache, dass Kommunikation auf diese Medien setzt. Es dürfte sich lohnen, die Schule oder den Terrorismus auf diesen medialen Aspekt des Stillhaltens und der dadurch angezeigten Möglichkeiten der Abweichung zu untersuchen.

18 Das ist ein medientheoretisches Argument und mehr nicht – aber auch nicht weniger. Der neueren Wissenschaftsforschung gebührt der Verdienst gezeigt zu haben, dass Wissenschaft nur als Konstruktionsprozess verstanden werden kann (Latour/Woolgar 1979, Knorr-Cetina 1984, Stengers 1997). Wissenschaftliche Tatsachen werden produziert. Dem kann man sich vorbehaltlos anschließen. Jedoch liegt das Medienargument praktisch quer dazu. Es formuliert nur eine Antwort auf das Problem der Annahme wissenschaftlicher Kommunikation. Das Inter-

zwingt Alter und Ego dazu, Kommunikation so zu arrangieren, dass ein Geschehen nur im Hinblick auf das Erleben der Beteiligten konditioniert wird, und zwar insbesondere durch Methoden und Theorien. Die Ruhigstellung Dritter stellt sich allein schon dadurch ein, dass die Kontingenz dieser Theorien und Methoden mitkommuniziert wird. Das Lachen der thrakischen Magd, die glaubte, Thales sei in den Brunnen gefallen und nicht etwa in ihn hinabgestiegen, um die Bewegung der Sterne besser beobachten zu können (vgl. Blumenberg 1987), ist die vielleicht treffendste Allegorie dieser Ruhigstellung Dritter und damit der Selbstberuhigung der Gesellschaft in Bezug auf Wahrheitskommunikation. Dritte werden davon abgehalten, die Annahme streitbaren, bislang unausgesprochenen Wissens, aufgrund bloßer Meinung, abweichender Weltanschauung oder Brauch, Sitte und Tradition abzustreiten. Das eigene Wissen kann unangetastet bleiben, es geht ja nur um Wissenschaft. Dritte werden also beruhigt, indem sie gleichsam indifferent gemacht werden. Das muss sie keinesfalls davon abhalten einzuschreiten oder zu protestieren, wenn technologische, wirtschaftliche oder ökologische Auswirkungen bestimmter Wahrheiten beobachtet werden. Doch das ist dann nicht mehr Kommunikation im Medium der Wahrheit. Um darin einen Unterschied zu machen, können Dritte sich nur auf andere Methoden und Theorien berufen, die sie als hinreichend wissenschaftlich abgesichert präsentieren müssen. Deshalb motiviert dieses Medium Dritte auch, selbst wahres Wissen zu produzieren und entsprechend ent-

essante an der Akteur-Netzwerk-Theorie ist aber ohnehin nicht, dass sie einfach zeigt, dass Wissen ein hergestelltes Produkt ist, sondern welche verschlungenen Pfade und Anordnungen nötig sind, um diesen Herstellungsprozess auch gleichzeitig wieder unsichtbar machen zu können. Man beachte ferner, dass hier ohnehin nicht mehr von einem Funktionssystem »Wissenschaft« ausgegangen wird. Die *Form* der Wissenschaft schließt das Medium der Wahrheit ein, ist aber noch durch weitere Unterscheidungen bestimmt, die in Nachbarschaft zueinander stehen, sich also mit anderen Worten wechselseitig unbestimmt bestimmen und sich insofern als Akteur-Netzwerk beschreiben lassen. Siehe für eine entsprechende Studie zur Form der Wirtschaft Baecker 2006a.

personalisiert darzustellen, um mit hinreichend Annahmefähigkeit eigener Ideen rechnen zu können.

Das Medium Liebe ist im Grunde genommen auf romantische Zweierbeziehungen beschränkt. Aber gerade hier fällt das dritte Element besonders auf, weil Kommunikation im Medium der romantischen, modernen Liebe es ausschließt und deshalb auch einen Modus finden muss, Dritte davon abzuhalten, sich einzumischen. Die Motivation sich herauszuhalten finden Dritte allein schon dadurch, dass die Intimbeziehung immer auch mit der Möglichkeit und auch Kultivierung ihrer Auflösung einher geht (Baeker 2005b: 217 f.). Hinzu kommt die meist subtile, aber gerne auch demonstrative Selbstmarkierung und Signalisierung einer intimen Beziehung durch wiedererkennbare Zeichen romantischer Liebe, wie zum Beispiel das Händchenhalten und flüchtige Küsse oder sichtbare Annähern auf einer Party. Dadurch induzierte Kommunikation von Intimität hält Dritte davon ab, die jeweiligen Personen selbst vereinnahmen zu wollen. Man kann diese Person zwar trotzdem lieben, aber das bleibt entweder im Verborgenen (also einseitig, psychisch) oder führt bei entsprechender Kommunikation zu den sprichwörtlichen Dramen. Das Medium ermutigt aber nicht nur zur Zurückhaltung des Dritten, sondern auch dazu, sich selbst auf die Suche nach Personen zu machen, die bereit sind, sich auf die eigene Weltsicht einzulassen.

Das Medium Macht stellt Dritte letztlich ruhig, weil es sie aufgrund des Umstands, mit negativen Sanktionen rechnen zu müssen, davon abhält, selbst handelnd in die Situation einzugreifen. Das ist bei der Ausübung hoheitlicher Gewalt offensichtlich, gilt aber zum Beispiel auch für den Rückgriff auf Macht in Organisationen. Macht verbindet so gesehen das Stillhalten mit der Motivation, sich der Macht ebenfalls zu unterwerfen oder sie auszuüben. Die Autorität eines Vorgesetzten ergibt sich nicht daraus, dass er Macht »hat«, sondern daraus, dass Dritte beobachten, dass auch andere bereit sind, den Handlungen des Vorgesetzten Folge zu leisten. Das Stillhalten der anderen motiviert dazu, selbst stillzuhalten. Man kontrolliert über den Umweg der Akzeptanz der jeweiligen Machtbeziehung sich selbst und seine Nachbarn (und lässt sich von ihnen kontrollieren). Macht kann es deshalb, wie alle anderen Erfolgsmedien auch, nur in Dreierkonstellationen geben. In reinen Zweierbeziehungen, falls man so etwas überhaupt denken

kann, entsteht keine Macht, sondern es steht letztendlich nur Gewalt zur Verfügung, um Forderungen an das Handeln Egos durchzusetzen. Das Beobachtungsnetzwerk der Macht ist so feingliedrig und subtil, dass Michel Foucault von einer Mikrophysik der Macht spricht, weil sie mitunter niemandem zugerechnet werden kann und auch nicht zwangsläufig repressiv ist, sondern in erster Linie produktiv (Foucault 1975). Ihr bevorzugtes Produkt sind bestimmte Formen von Subjektivität und Individualität, die wir als unsere »Natur« akzeptieren. Aber dies ist ein anderer Schauplatz.

9.3 MEDIALE CODIERUNG

Das Kausalitätsversprechen und die Bearbeitung des Problems des Dritten etablieren die gesellschaftliche Attraktivität der Erfolgsmedien. Sie erklären, wie die Mikrodiversität der Kommunikation sich selbst um bestimmte Medien herum organisiert. Nun muss noch die Frage geklärt werden, wie diese Medien sich als Form konstituieren. Dabei stößt man vor allem auf den Begriff des Codes. Es muss die formale Struktur der Codierung freigelegt und untersucht werden, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie Codierung als spezifischer Umgang mit Unterscheidungen Kommunikation so eng führen kann, dass daraus mediale Formen entstehen können und entsprechende strukturelle und semantische Vorrichtungen erforderlich werden, die einen Code gegen seine eigenen Konsequenzen absichern.¹⁹

Mit dem Thema Codierung trifft man auf den formtheoretischen Kern der Medien- und Differenzierungstheorie, aber im engeren Sinne auch auf den formtheoretischen Kern der Funktionssysteme. Ein Beobachter muss Kommunikation bestimmen und

19 Die Frage der historischen Konstitution von Medien wird hier ausgeklammert und ebenso wenig werden im Folgenden einzelne Codes dieser Medien vorgestellt. Für einen historischen Überblick siehe vor allem Luhmann 1997a: 316 ff. und 707 ff. Ausführlichere historische Darstellungen finden sich zudem in seinen Monographien zu den jeweiligen Funktionssystemen, insbesondere in den Kapiteln zur Ausdifferenzierung. Einen schnellen Einstieg in die verschiedenen Codierungen der Funktionssysteme findet man bei Luhmann 1986a.

sortieren können – um zu wissen wo er ansetzt, wo er weitermacht und welche Anlässe er nutzt, um die Bedingungen seiner Anschlussfähigkeit zu reflektieren. Auf Ebene der Gesellschaft der Gesellschaft (vgl. Gleichung (8.2)) leisten das, so Luhmann, Erfolgsmedien. Aber wie lässt sich ihre Konstitution theoretisch erklären? Es täuscht, wenn man in dieser Frage nur einen theoriebildenden Wert erblickt, der natürlich nicht geleugnet wird. In Konsequenz einer Ethno-Methodologie²⁰ ist davon auszugehen, dass eine formtheoretische Rekonstruktion der Konstitution von Erfolgsmedien nicht nur Funktionssysteme dekonstruiert und rekonstruiert, sondern zugleich auch eine nicht-kausale, kybernetische Erklärung der empirischen Selbstkonstitution von Erfolgsmedien liefert.

Der Ansatzpunkt ist denkbar einfach: Jede soziale Form ist ein Eigenwert gesellschaftlicher Operationen auf Grundlage einer Unterscheidung. Das gilt auch für Erfolgsmedien, die – wie Luhmann zu genüge zeigt – auf spezifischen, funktionsbezogenen Unterscheidungen basieren. Er nennt sie »distinctions directrices« oder auch *Codes* (Luhmann 1986c). Damit ist auch schon das Problem, an dem gearbeitet werden muss, eindeutig festgelegt. Wie wird eine Unterscheidung zu einem Code und wie muss ein Code gebaut sein, um sich zu medialisieren, also als Medium beobachtet werden zu können? Diese Fragen können durch eine Bestimmung der Form des Codes beantwortet werden.

Die Form einer Unterscheidung wird durch eine entscheidende Einschränkung zu einem Code, der ein Medium hervorbringt, und zwar durch Einschränkung der Form auf *Binarität*. Das ist wohl die prägnanteste Besonderheit eines Codes. Eine Unterscheidung ist nicht zwingend binär. Obwohl die Beobachtung einer Form voraussetzt, dass verschiedene Seiten oder Zustände unterschieden werden, weil jede Bezeichnung eine Unterscheidung aufruft und voraussetzt (Spencer-Brown 1969: 1), ist damit noch längst keine Vorentscheidung darüber getroffen, wie viele Seiten unterschieden werden (Wille 2007: 35 f.). Binarität ist also eine spezifische Form der Form. Sie ist nichts, was im Prozess der Unterscheidung selbst liegt und insofern voraussetzungsvoller als der Formbegriff. Binäre Unterscheidungen der Gesellschaft sind in aller Radikalität insbesondere bei funktionsspezifischen Codes zu beobachten. Bekannt ge-

20 Siehe dazu Teil I.

wordene Beispiele für solche binären Codes sind wahr/unwahr für Wissenschaft, Recht/Unrecht für Recht oder Zahlung/Nicht-Zahlung für Wirtschaft. An solchen Codes wird erkennbar, ob eine Operation eine bestimmte gesellschaftliche Funktion und damit einen bestimmten Ordnungszusammenhang aufruft oder nicht.

Aber wie codiert sich Kommunikation? Binarität erfordert offensichtlich eine Konditionierung des Beobachters derart, dass er sich nur auf zwei Seiten beschränkt und es dadurch attraktiver wird, *in* der Form zu operieren als einfach auf andere Formen zu setzen. Im Grunde genommen ist die Binarität der Form nicht selbst die Einschränkung, sondern das Produkt von zwei Einschränkungen, nämlich von *Technisierung* und *Präferenz* (vgl. Luhmann 1997a: 359 ff.). Technisierung ist das Resultat von Negation.²¹ Die andere Seite eines bezeichneten Werts wird einfach mit der Negation des bezeichneten Werts besetzt. Das erleichtert und beschleunigt den empirischen Umgang mit einer Unterscheidung immens. Das Kreuzen auf den Gegenwert und wieder zurück liegt dann immer am nächsten, weil schon eine Negation dazu ausreicht, um von der einen Seite auf die andere Seite und auch wieder zurück zu gelangen.²² Technisierung macht es deshalb auch schwieriger, Codes untereinander

21 Man beachte, dass für die Konstitution einer Form keine Negation notwendig ist. Negation ist auch für Spencer-Brown kein Startpunkt. Negationen kommen überhaupt erst in Kombination mit einer Theorie sinnverwendender Systeme und vor allem mit Sprache ins Spiel, aber auch dort nicht zwingend, sondern nur als mitlaufende Möglichkeit. Dennoch ist die immerfort angezeigte Negationsmöglichkeit (der Annahme) von Kommunikation das entscheidende Strukturmerkmal, gegen das die Gesellschaft sich qua Medien absichern muss, angefangen bei Religion und Moral bis hin zu den Erfolgsmedien. Gesellschaft muss als autopoietisches System dafür Sorge tragen, dass Nein-Wahrscheinlichkeiten in Ja-Wahrscheinlichkeiten transformiert werden. Vgl. Luhmann 1997a: 205 ff. und 320.

22 Das schließt natürlich sprachlogische Äquivalente mit ein. So bezeichnet gesund in Bezug auf Krankenbehandlung zum Beispiel dasselbe wie nicht-krank, moralische Nicht-Achtung ist dasselbe wie Missachtung, Nicht-Ja ist dasselbe wie Nein und Nicht-Regierung dasselbe wie Opposition – und zwar nicht nur in Demokratien, sondern gerade auch in Diktaturen.

zu vermengen, so dass ein Wissenschaftler mit großer Reputation weder automatisch schön sein, noch geliebt werden, noch machtvoll sein muss. Doch die eigentliche Errungenschaft an dieser Erleichterung des Kreuzens durch Negation ist die Medialisierung einer Unterscheidung. Ein Code fungiert dann als *Duplikationsregel*, die jedes stattfindende Ereignis in eine Positiv- und eine Negativversion dupliziert (vgl. Luhmann 1986c). Duplikation ist gleichsam der fruchtbare Boden für die Bildung eines medialen Substrats der Form, also lose gekoppelter Möglichkeiten, die an der jeweiligen Operation kristallisieren und sich anschließend operativ realisieren oder eben nicht.²³

Die zweite Einschränkung für die Binarisierung, und damit Codifizierung, von Formen besteht darin, dass in die Unterscheidung eine *Präferenz* eingebaut wird. In unserer Interpretation des Formkalküls ist zwar jede Unterscheidung asymmetrisch gebaut, doch damit ist noch keine Präferenz für eine der Seiten impliziert. Das ist bei Codierung anders. Dort gibt es eine Seite der Form, die bevorzugt wird. Bevorzugt heißt, dass diese Seite für das Gesellschaftssystem beziehungsweise den Beobachter den Anschlusswert (Positivwert) markiert, während die Außenseite den Reflexionswert bezeichnet, der es ihm ermöglicht, die Bedingungen seiner Anschlussfähigkeit zu reflektieren. Präferenz sorgt also dafür, dass die Erleichterung eines Übergangs zum Gegenwert nicht beim Gegenwert hängen bleibt und von dort aus die Möglichkeiten weiterer Operationen eruiert, sondern immer auch wieder zurückkreuzt. Sie zwingt zur Negation der Negation. Das ist keine einfache Asymmetrie mehr. Codes sind vielmehr doppelt asymmetrisch gebaut. Sie sind als Form asymmetrisch wie jede andere Form. Das ist eine Asymmetrie der beiden durch die Operation erzeugten Zustände. Hinzu kommt jedoch eine Asymmetrie des Kreuzens. Das Zurückkreuzen vom Gegenwert auf den Präferenzwert ist nicht gleichwer-

23 Man kann nicht oft genug betonen, dass das mediale Substrat nicht einfach lose herumliegt wie Legosteine, die man dann zu Formen zusammenbauen kann. Es bedarf immer einer Operation (strikte Kopplung: Form) eines Beobachters zweiter Ordnung, der sie im Kontext ihres Möglichkeitsraums (lose Kopplung: mediales Substrat) beobachtet. Erst die Beobachtung der Differenz von Form und medialem Substrat ist das, was man dann Medium nennen kann.

tig zum Kreuzen vom Präferenzwert auf Gegenwert, *sondern wird vielmehr selbst präferiert*. Das erinnert natürlich an das *law of crossing*, unterscheidet sich von ihm allerdings insoweit, als dass die Nichtidentität der durch wiederholtes Kreuzen erzeugten Werte qualifiziert wird, nämlich als Präferenzunterschied. Das entspricht dem, was Luhmann Selbstplacierung von Codes nennt: die Unterscheidung von Recht und Unrecht ist selbst rechtens, Liebe ist selbst liebenswert, Kunst ist schön und stimmig und so weiter. Durch die Asymmetrie des Kreuzens und die entsprechend ermöglichte Selbstplacierung wird auch verhindert, dass die Außenseite der Unterscheidung (der Reflexionswert) als dysfunktional erscheint. Der Negativwert eines Codes ist nicht die unbestimmte Außenseite seiner Form. Die Außenseite eines Codes fällt also nicht aus der Form oder dem System heraus und führt ein Umweltdasein. Der Code *ist* diese Form und *ist* im Augenblick seiner Verwendung auch das System. Recht und Unrecht – beides ist Recht und nur beides zusammen erfüllt als Form die Funktion des Rechts im System der Gesellschaft, kontrafaktische Erwartungen sozial abzusichern. Die Außenseite der Form eines Codes ist dagegen schlicht anders codierte oder nicht codierte Kommunikation oder eben die Umwelt der Gesellschaft.

Technisierung und Präferenz sind die beiden notwendigen Einschränkungen, die die Gesellschaft einführt, um aus einer Unterscheidung die Form eines binären Codes zu gewinnen, der als Form auf ein bestimmtes, dadurch erzeugtes Medium schließen lässt, in dem ein Code sich als Form realisiert. Mit Code ist hier immer der binäre Code eines Kommunikationsmediums gemeint. Das kann Sprache und Verbreitungsmedien mit einschließen. Orientiert an den bis hierhin vorgenommenen Bestimmungen lässt sich nun die Form medialer Codes notieren:

Gleichung (9.1)

$$\text{Code} = \left[\begin{array}{|c|c|c|} \hline \text{Präferenz} & \text{Negation} & \text{Rejektion} \\ \hline \end{array} \right]$$

Auf den Rejektionswert, der bislang nicht offen erwähnt worden ist, wird sogleich eingegangen. Zunächst einmal sieht man am re-entry dieser Form, wie die doppelte Asymmetrie des Codes hergestellt wird. Eine Präferenz wird gesetzt und durch Negation mit der Möglichkeit versehen, sie mit Hilfe des dadurch erzeugten Gegenwerts zu reflektieren (Asymmetrie der Unterscheidung). Der Wiedereintritt der Form in die Form bedeutet jedoch, dass die Negation selbst präferiert wird und verweilt deshalb nicht bei der Negation, sondern negiert sie selbst, so dass ein Beobachter, der einen Code verwendet, wieder, gleichsam automatisch, beim Präferenzwert landet (Asymmetrie des Kreuzens). Die Präferenz wird negiert und die Negation bevorzugt.²⁴ Die Asymmetrie einer Form wird durch ein re-entry zwar stets resymmetrisiert, aber die Markierung der Präferenz sorgt dafür, dass diese Resymmetrisierung re-resymmetrisiert wird. Auf diese Weise wird eine Form streng binär. Ein derart konditionierter Beobachter kommt deshalb aus dieser Form nicht mehr so leicht heraus. Und vermutlich war genau das auch der Grund, weshalb Luhmann diesen Codes ein Systembildungspotential konzidiert hat.

Der Rejektionswert kommt freilich überraschend. Nicht zuletzt auch deswegen, weil dadurch die Binarität eines Codes unscharf wird. Dieser Wert wird ganz im Sinne von Gotthard Günther (1976: 276 ff.) verstanden und aus zwei Gründen mit in die Form des Codes hineingenommen, obwohl dafür auf den ersten Blick keine Notwendigkeit zu bestehen scheint.²⁵ Zum einen geht es um die Ausdifferenzierung funktionsbezogener Differenzen im Gesell-

24 Es gibt noch eine alternative Notationsmöglichkeit. Man kann als Variablen auch Präferenz/Reflexion/Rejektion notieren und das re-entry mit »Negation« benennen. Die Negation selbst ist dann das re-entry der Unterscheidung von Präferenz und Reflexion, also diejenige Operation, mit der sowohl Präferenz- als auch Reflexionswert immer wieder ineinander transformiert werden können. Die doppelte Asymmetrie des Codes, auf die es uns hier ankommt, lässt sich damit genauso gut sichtbar machen. Die Schreibweise der obigen Gleichung (9.1) orientiert sich, so könnte man sagen, gleichsam stärker an Luhmanns funktionspezifischen Codierungen und hat deshalb im Rahmen einer *re-description* seiner Funktionssysteme den Vorzug bekommen.

25 Siehe aber auch, mit ähnlicher Argumentation, Luhmann 1988a: 84 ff.

schaftssystem. Die Systemreferenz ist kein bestimmtes Funktionssystem, sondern die Gesellschaft selbst. Keine Gesellschaft könnte es sich leisten, ihren Codes nicht zugleich immer auch einen Rejektionswert anzuheften, der auf nicht-codierte oder anders codierte Kommunikation verweist. Es handelt sich also um eine gesellschaftliche Hintertür für die im genauen Wortsinn attraktive Sogwirkung, die Codes auf Kommunikation ausüben. Der Rejektionswert ist also nur deshalb erforderlich, weil in diesem Fall Formen auf Binarität reduziert werden. Über den Rejektionswert sichert die Gesellschaft gleichsam ihre verteilte Reproduktion, weil immer die Möglichkeit eines gleichzeitigen oder aufeinanderfolgenden *switching* zwischen diesen funktionsspezifischen Kontexturen (= zweiwertigen Unterscheidungen) gegeben ist.²⁶ Nur dann kann man überhaupt von einer Polykontextualität der *Gesellschaft* sprechen (vgl. Günther 1979).

Der zweite Grund ist, dass sich sowohl die Möglichkeit des Erfolgs von Erfolgsmedien als auch ihre in der Codeform stets mit angezeigte Reichhaltigkeit lose gekoppelter Elemente nur begreifen lassen, wenn hinlänglich klar ist, dass ihr Gebrauch bereits bestimmte Vorsichtsmaßnahmen gegen Rejektion mit aufruft. Das heißt keinesfalls, dass Rejektion selbst das mediale Substrat ist, wie die Art der Notation suggerieren könnte. Aber *Rejektion ist Bedingung der Möglichkeit der Erzeugung eines medialen Substrats von Codierungen* und deshalb wird diese Form auch als Medium notiert. Die durch Hereinnahme des Rejektionswerts in die Form erzeugte Unschärfe eines Begriffs, der eigentlich auf strikte Binarisierung setzt, kann man in Kauf nehmen, weil sie vom gleichen Typ ist wie diejenige, die uns erfahrungsgemäß empirisch begegnet.²⁷ Gleich-

26 Siehe zu dieser Idee des »switching between different network-domains« als wichtige Grundlage des Sozialen White 1995.

27 Hier ist eine gewisse Vorsicht geboten. Es geht hier um die Unschärfe der Form des Codes, also seiner Binarität in Differenz zum dritten, transklassischen Wert der Rejektion. Allerdings zeigt das re-entry in der Form des Codes an, dass die binäre Unterscheidung selbst schon unscharf ist. Insofern stecken in einer in sich selbst wiedereintretenden Binarität bereits alle Werte zwischen Präferenz und ihrer Negation (zwischen Recht und Unrecht, wahr und unwahr etc.). Ein Code ist sowohl Präferenz als auch Negation. Eine Form ist sowohl die eine als

chung (9.1) besagt letzten Endes einfach: binäre Codes sind, so wie sie sind, nur im Kontext der Möglichkeit ihrer Rejektion möglich.²⁸ Rejektion heißt dann empirisch: (1) Insofern ein Beobachter einen Code operativ verwendet, lehnt er alle *aktuell* nicht verwendeten Medien ab und akzeptiert ausschließlich die Werte des Codes. (2) Es besteht die Möglichkeit der Selbstrejektion; das heißt ein Beobachter erwartet bei der Verwendung eines Codes seine Nichtverwendung mit und lässt sie zu. Beispiele sind ziviler Ungehorsam im Recht (Luhmann 1993b: 172), Ethik der Forschung in der Wissenschaft, No-Go-Areas in der Politik oder der Alltag in Intimbeziehungen, in dem sich die Liebe bekanntlich durch Nicht-Zeigen zeigt. Für die Wirtschaft ist der Potlatsch das beste Beispiel (Mauss 1925). Äquivalent ließe sich für die moderne Gesellschaft an Schenkungen (Spenden, Treuhand) denken, doch das wäre nur ein schwaches Argument. Vielleicht lässt sich für die Wirtschaft gar keine Selbstrejektion des Codes mehr beobachten.²⁹ Das erinnert

auch die andere Seite, und zwar zugleich. Das ist die Paradoxie der Form. Um das zu zeigen, braucht man nicht unbedingt die Fuzzy-Logik, wie Thomas Kron und Lars Winter (2005) vorschlagen, es sei denn, man sucht nach einer Möglichkeit, die Unschärfe eines re-entry zu quantifizieren. Die Fuzzy-Logik, auch wenn das ihrem Selbstverständnis widerspricht (vgl. Kosko 1993), lässt die zweiwertige Logik nicht wirklich hinter sich, wenn sie auch ein feines Gespür für die Paradoxien zweiwertiger Unterscheidungen und für daraus resultierende Unbestimmtheiten (Vagheit) entwickelt hat. Nur ist sie von der Entdeckung der Unbestimmtheit so fasziniert, dass sie den Beobachter vergisst, der diese Unbestimmtheit empirisch bestimmt. Soziologisch kann es aber nicht darum gehen, nur mit Unbestimmtheit zu rechnen, sondern vor allem darum, mit der Differenz von Bestimmtheit und Unbestimmtheit, also mit dem Unbestimmten, aber Bestimmbaren zu rechnen. Wie dem auch sei: Das schließt eine fruchtbare Bezugnahme von Fuzzy-Logik und Formtheorie nicht aus, sondern eröffnet ein Feld, auf dem sie sich abspielen könnte.

28 Wir verzichten hier auf eine weitere Ausarbeitung der ebenfalls angezeigten Möglichkeit, dass es jeweils unterschiedliche Rejektionswerte für den Präferenzwert und den Negationswert geben kann.

29 Und nicht zuletzt könnte genau das empirisch sehr viel über die moderne Form der Wirtschaft aussagen und zum Beispiel ihre (zumindest

jedoch nur nachdrücklich daran, dass es hier immer nur um Kontingenzen geht und nicht um Notwendigkeiten. (3) Ein Beobachter rejiziert die Verwendung anderer Codes als *Differenz*, kann sich aber durchaus für die *Werte* anderer Codes öffnen (vgl. Luhmann 1988a: 86; 1997a: 750 f.).³⁰ Politische Kunst, wissenschaftliche Ausbildung oder Gerichtsshowes sind offensichtlich problemlos möglich, weil man sie sehr wohl von kunstvoller Politik, Pädagogik und dem Recht auf freie Meinungsäußerung zu unterscheiden weiß. (4) Ein Beobachter rechnet Rejektion der gesellschaftlichen Umwelt zu. Dazu ist eine Umweltspezifikation nötig, weil mediale Codes hochspezifisch zugeschnittene Kommunikationsformen sind, die sich im Hinblick auf Rejektion ihrer selbst nicht einfach auf eine unspezifische Umwelt beziehen können, sondern ihre Umweltbeobachtung entsprechend scharf stellen müssen. Schließlich geht es nicht einfach um eine externale Attribution von Ablehnung eines gemachten Sinnangebots, sondern um die Rejektion der Unterscheidung als Unterscheidung. Diese Spezifikation erfolgt in Bezug auf die Leiblichkeit psychischer Systeme, also die Selbstwahrnehmung ihrer Körper. Dass die Spezifikation in dieser Richtung erfolgt, liegt vermutlich daran, dass psychische Systeme die Präsenz ihrer Körper zum einen unmöglich leugnen können (was bei Lust- oder Schmerzempfinden besonders deutlich wird), und sie ferner als hinreichend unabhängig von Kommunikation beobachten, wohingegen man sich bei psychischem Sprach- und Schemagebrauch dieser Unabhängigkeit nicht unbedingt sicher sein kann. Gesellschaft kann dann, über ihre strukturelle Kopplung zu psychischen Systemen, an den Körpern Akzeptanz- und Rejektionschancen ablesen und daran orientiert spezifische (symbiotische) Symbole entwickeln, die eine gewisse (Selbst-)Kontrolle und (Selbst-)Dis-

diskursive) Dominanz, aber auch ihre außerordentliche Riskanz erklären helfen.

30 Das könnte man in Bezug auf Günthers Terminologie als einen Fall von differenzierter Rejektion bezeichnen im Gegensatz zu Punkt (1), der eine undifferenzierte Rejektion bezeichnet. Vgl. Günther 1976: 289.

ziplinierung von Körpern anleiten können, um Rejektionsmöglichkeiten unwahrscheinlich zu machen.³¹

Mit der Form funktionaler Codierung verfügt man nun über eine einheitliche Problemstellung, im Hinblick auf die sich zahlreiche Strukturmerkmale dieser Medien, die bisher nur als Liste existiert haben, geordnet werden können. Der Rejektionswert spielt dabei die entscheidende Rolle. Ohne den Rejektionswert als Kontext, so kann man jetzt sagen, könnten Codes nicht den Grad an Medialisierung erreichen, der nötig ist, um ihren Gebrauch nur durch sich selbst validieren zu können. Einfach gesagt könnten sie sonst nicht so überzeugen; sie wären sonst nicht so attraktiv. Ihr Verweisungsreichtum wäre sonst verhältnismäßig gering, weil erst die Möglichkeit der Rejektion es der Gesellschaft erlaubt, die eigene Kontingenz zu antizipieren und entsprechende strukturelle Vorkehrungen zu treffen, um sich gefahrlos (was nicht heißt: risikolos) auf einen bestimmten Code festlegen zu können. Die vier genannten Möglichkeiten der Rejektion funktionaler Codes, nämlich Rejektion aller Codes außer des aktuell verwendeten, Selbstrejektion, Öffnung für die Werte anderer Codes bei gleichzeitiger Rejektion dieser Codes als Unterscheidung und Zurechnung von Rejektion auf eine Umwelt, finden ihren *medialen* Ausdruck in Form von *Reflexivität, Nullmethodik, Programmierung und symbiotischen Symbolen*. Die Verschiebung der Betrachtung von der Codierung selbst auf das entsprechende Medium ist an dieser Stelle wichtig, denn man blickt jetzt gewissermaßen auf die an dieser Form der medialen Codierung kondensierenden Strukturen.

Reflexivität ist ein notwendiger Medienmechanismus, weil die Rejektion aller anderen gesellschaftlichen Codes durch einen aktuell in Anwendung befindlichen Code bedeutet, dass die Möglichkeit bestehen können muss, die entsprechend codierte Kommunikation anschließend erneut auf sich selbst anzuwenden – alle anderen Angebote werden schließlich abgelehnt (Luhmann 1966; 1997a: 372 ff.). Für Geld kann auch gezahlt werden (Zinsen), über Wahrheit wird geforscht und durch Wahlen wird Macht auf Mächtige ausgeübt. Codes sind so gebaut, dass man sie zwar rejizieren

31 Der Gedanke an Foucault (1975, 1976a) ist alles andere als abwegig. Siehe zum Bezug der Sinnfunktion Evolution auf Körperlichkeit Baecker 2005b: 245 ff.

kann, dass aber die Substitution durch dieselbe Form immer am wahrscheinlichsten ist. Wenn es mit der Erziehung nicht klappt, muss man eben mehr oder besser erziehen. Und wie kann man einer Wirtschaftskrise anders begegnen als mit wirtschaftlichen Mitteln (und sei es, dass der Staat sie aufbringt)? Auch die Gesellschaft selbst kann kommunikative Formen nur durch andere kommunikative Formen ersetzen (vgl. Luhmann 1979). Reflexivität ist deshalb auch keineswegs ein Alleinstellungsmerkmal von Codes. Sie lässt sich bei allen sozialen Formen beobachten. Welche soziale Form man sich auch anschaut, man sieht Reflexivität am Werk, die sie in Selbstsubstitution hineindrängt. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man sich vor Augen führt, dass jede soziale Form nur als selbstreferentielle Form zu haben ist. Reflexivität ist daher notwendige Bedingung der Möglichkeit kommunikativer Operationen.³² Deshalb läuft die gesellschaftliche Etablierung funktionsbezogener Differenzen als Institutionalisierung reflexiver Mechanismen, die Kommunikationsmedien genannt werden. Während Luhmann diese prozessuale Reflexivität von Medien insbesondere durch historische Konstellationen bedingt sieht (zum Beispiel Autonomiegewinnung gegenüber Familien- und Schichtordnungen), macht die Notation in (9.1) erkennbar, dass sich für Erfolgsmedien das Problem der Reflexivität vom Rejektionsproblem aus stellt. Das Resultat ist theoretisch wie historisch dasselbe. »Das Medium muss erst auf sich selber angewandt werden, bevor es operativ einsatzbereit ist.« (Luhmann 1997a: 373) Nur kann man jetzt wissen, warum ein Medium das muss: Weil nur auf diese Weise erprobt werden kann, ob eine Unterscheidung das Potential hat, alle anderen funktionsspezifischen Unterscheidungen zu rejizieren.

Die strukturelle Symbolisierung der Selbstrejektion eines Codes ist seine Nullmethodik. Medien holen sich ihren eigenen Ausschluss ins Haus, so wie die Mathematik (daher wählt Luhmann die

32 Genauer gesagt handelt es sich bei Reflexivität um prozessuale Selbstreferenz (vgl. Luhmann 1984a: 593 ff.; Platt 1989). Obwohl die Interaktion sich totgelaufen hat, begibt man sich das nächste Mal wieder in ein Gespräch. Organisationsinduzierte Probleme werden durch mehr oder andere Organisation zu beheben versucht. Technologie wird durch zusätzliche Technologie abgesichert. Gegen protestierende Rechtsradikale wird protestiert.

sen Begriff) mit der Null ein Zeichen für die Abwesenheit von Zeichen einführt, aber zugleich als Zahl mit einschließt (vgl. Rotman 2000). Diese Ausschließung wird mit entsprechenden Symbolen versehen. Diese Symbole weisen nicht nur auf den Nichtgebrauch des Mediums hin, sondern sie sind der Vollzug dieses Nichtgebrauchs selbst. Nur deshalb heißen sie so. Schließlich ist die Null selbst ein mathematisches Symbol, mit dem man rechnen kann. Das ist der Witz an der Nullmethodik. Man schließt nicht einfach irgendetwas von den unzähligen Möglichkeiten, die man ausschließt, ein, sondern man schließt den Selbstausschluss ein. Gemeint ist eine wirtschaftliche Ablehnung des Wirtschaftlichen, eine politische Ablehnung des Politischen, eine künstlerische Ablehnung der Kunst, eine erzieherische Ablehnung der Erziehung und so fort. Die Politik symbolisiert ständig den Nichtgebrauch von Macht (Militärparaden zum Beispiel) und die Wirtschaft symbolisiert durch die Möglichkeit von Krediten und Geldschöpfung der Zentralbank, dass Geld auch nicht knapp ist (Luhmann 1997a: 386 f.). Erst diese Nullmethodik begründet letztendlich die Universalität und Spezifität eines Funktionsbereichs. Vor allem Nullmethodik und Reflexivität machen funktional etablierte Formen so anziehend. Wenn sich Kommunikation einmal auf mediale Formen einlässt kommt sie aus diesen Rekursionen nur noch schwer wieder heraus.

Programmierung ist ebenfalls an die mitlaufende Möglichkeit der Rejektion eines Codes gebunden. Ohne parallele Beobachtung dieser Rejektionsmöglichkeit würde man nicht wissen können, wie man welche Bedingungen und Kriterien der richtigen Zuordnung von Codewerten formuliert. Programme orientieren sich deshalb notwendig an dem Umstand, dass es gute historisch-semantiche und gesellschaftsstrukturelle Gründe geben kann, den Code als Code abzulehnen. Zwar kann fast alles als Kriterium einer Zuordnung der Codewerte fungieren, aber die Werte anderer Codes sind in dieser Hinsicht oft maßgebend – solange der in Gebrauch befindliche Code die Leitdifferenz bleibt, also alle anderen Werte bei der Programmierung nicht als Differenzen, sondern nur als Identitäten zur Geltung kommen. Freilich kann ein Beobachter diese Identitäten anschließend als Differenzen beobachten, aber nicht während er einen bestimmten Code verwendet.

Dieses Problem der programmierenden Öffnung für die Werte, aber nicht für die Unterscheidung anderer Codes lässt sich an der Beobachtung von Massenmedien illustrieren. Tagespolitik kennt man im Normalfall nur aus den Massenmedien und deshalb neigt man auch schnell dazu, das, was man dort sieht oder liest, mit dem politischen Geschehen selbst zu verwechseln. Es scheint fast so, als würde man im Fernsehen die Politik selbst sehen. Was man jedoch zu sehen, zu lesen oder zu hören bekommt ist nur die Selektivität der entsprechenden Massenmedien, die alle den Neuigkeitswert der Information selbst präferieren und Nicht-Information als Gegenwert dafür nutzen, um zu reflektieren, ob etwas gesendet oder gedruckt wird (vgl. Luhmann 1996b). Doch es ist letztlich die mitlaufende Rejektionsmöglichkeit im Kontext dieses Codes, die Massenmedien dazu nötigt, andere gesellschaftliche Werte, auch Werte anderer Codes, zu Gesichtspunkten zu machen, die eine aktuell für richtig befundene Zuordnung zu den beiden Codewerten Information und Nicht-Information erlauben. Deshalb sind Unrecht, nicht vermittelbare Personen, Schönheit, Geschmack, Zahlungsbereitschaft, Achtung, Frieden, Gesundheit oder Verteilung von Amtsmacht bevorzugte Werte, die als Kriterien der Beimessung eines Informationswerts eine Rolle spielen – und da verschiedene Kombinationen von Kriterien möglich sind, kommt es zu einer Differenzierung von Programmbereichen. Die wohl ausgeprägtesten sind Nachrichten, Werbung und Unterhaltung (ebd.: 49 ff.). Wer jetzt behauptet, dass über Massenmedien auch Politik gemacht wird, hat natürlich Recht – aber auch die Codierung gewechselt. Die Abhängigkeit der Politik von den Massenmedien ist heutzutage offensichtlich. Aber zum einen ist diese Abhängigkeit nicht unilateral und zum anderen sollte man angesichts der zahlreichen Fälle, in denen sich Politiker den Mund verbrannt haben, wo sie gerade dachten, mit ihren Aussagen Sympathien gewinnen zu können, nicht allzu schnell kausale Instrumentalisierungsverhältnisse zwischen Politik und Massenmedien vermuten.

Wie jede andere soziale Form auch, führen mediale Formen auf ihrer unmarkierten Außenseite nicht nur weitere Kommunikation (synchron oder diachron) mit, sondern sind auch synchron in eine mitlaufende nicht-soziale Umwelt eingebettet, auf die sich medialisierte Kommunikation diachron als spezifische Bedingungen ihrer Möglichkeit beziehen kann. Auch die Umwelt von (codierter)

Kommunikation wird deshalb als Quelle für Rejektionsmöglichkeiten beobachtet, die Frage ist nur, auf welchen Umweltaspekt sich die Beobachtung mit Erfolgsmedien konzentriert. Niklas Luhmann macht darauf aufmerksam, dass kein Erfolgsmedium ohne Bezüge auf körperliche Vorgänge auskommt.³³ Er spricht in diesem Zusammenhang von symbiotischen Mechanismen oder auch symbiotischen Symbolen (Luhmann 1974b; 1997a: 378 ff.) und nennt Wahrnehmung (Wahrheit), Sexualität (Liebe), physische Gewalt (Macht) und Bedürfnisse (Geld) als konkrete Formen, über die entsprechende Symbole eingeführt und konditioniert werden können.³⁴ Bezieht man diesen Vorschlag zurück auf den Umstand, dass Medien durch ihre Selektivität motivieren müssen, dann wird etwas klarer, wie es zu einer Konzentration der Erfolgsmedien auf bestimmte Formen der Körperlichkeit kommt. Denn vermutlich motiviert nichts zuverlässiger – und macht damit eine Rejektion unwahrscheinlicher – als der Bezug auf die psychische Wahrnehmung körperlicher Wirklichkeiten. Kommunikationsmedien sind in dieser Hinsicht tatsächlich hoch empfindlich, weil die Gesellschaft ihrer Körperumwelt selbst Rejektionsmöglichkeiten zurechnen kann und sie deshalb strukturell berücksichtigen und sich ge-

33 Vgl. auch oben Abschnitt 8.3, in dem die Konditionierung von gesellschaftlicher Umweltbeobachtung durch die anderen Formen des Sozialen thematisiert wird. Das Äquivalent in Bezug auf die Gesellschaft der Gesellschaft ist die Zuspitzung der Umweltbeobachtung auf die Körperlichkeit psychischer Systeme. Man beachte hierbei den Unterschied zur Umweltbeobachtung in Form der Interaktion. Sie läuft über die Wahrnehmung des *Verhaltens* und die Kondensierung und Konfirmierung entsprechender Personen, die der Kommunikation dann auch Rückschlüsse auf Bewusstseinsvorgänge ermöglichen.

34 Wahrnehmung, Sexualität, Gewalt und Bedürfnisse kommen hier nicht als anthropologische Konstanten ins Spiel. Sonst würde man ignorieren, dass codierte Kommunikation immer wieder neue Bedürfnisse, Gewaltformen, Sexualitäten und Wahrnehmungsmöglichkeiten produziert, die sich gerade nicht mehr auf Probleme der Subsistenz- und Existenzsicherung, der bisexuellen Reproduktion oder »natürlicher« Wahrnehmungsmöglichkeiten zurückführen lassen.

gen sie absichern muss.³⁵ Ihre medialen Codes müssen also so gebaut sein, dass sie Individuen binden können – und Symbiose ist in diesem Fall die kommunikative Lösung, weil sie suggeriert, dass es bei der Verwendung der Codes um die körperlichen Beziehungen der Individuen selbst, um ihre Körperlichkeit geht.³⁶

Man muss das insofern präzisieren, als dass entsprechende Symbole und Mechanismen nur funktionieren können, wenn sie die *Leiblichkeit* betreffen, also die bewusste wie auch unbewusste Wahrnehmung der eigenen Körperlichkeit.³⁷ Nur dann wird deutlich, wie die Gesellschaft ihre strukturelle Kopplung zu psychischen Systemen für eine Referenz auf ihre Körper nutzen kann, obwohl symbiotische Symbole sich gerade nicht auf die psychischen Systeme selbst, sondern auf ihre Körper beziehen. Die Referenz auf Leiblichkeit bietet sich deswegen an, weil sie einen gemeinsamen Bezugspunkt formuliert, der für *beide* Systeme ein *externer* Bezugspunkt ist. Weder Bewusstsein noch Kommunikation können den Körper operativ kontrollieren, aber sowohl psychische Systeme als auch die Gesellschaft, die qua struktureller Kopplung entsprechend in-formiert ist, können sich ihm unmöglich entzie-

35 Im übrigen kann es sich ohnehin kein operativ geschlossenes System leisten, seine Umwelt nicht zu berücksichtigen. Sie gehört zu seiner Form.

36 Es geht dennoch stets um soziale, also kommunikative, Mechanismen, und dementsprechend nicht um einzelne Körper, sondern um soziale Verhältnisse von Körpern. Das wird nicht zuletzt dadurch deutlich, dass es in Bezug auf symbiotische Mechanismen Selbstbefriedigungsverbote gibt (Luhmann 1997a: 381 f.). Die Pathologisierung der Onanie im 18. Jahrhundert (vgl. Foucault 1976b) zeugt von diesem Verbot im Hinblick auf das Medium der Liebe. Wahrheit darf gerade nicht aus intuitiven Einsichten oder durch Meditation gewonnen werden. Man braucht nur an Reaktionen auf Lynchjustiz oder gewaltbereite Demonstranten zu denken, um Beispiele für das Selbstbefriedigungsverbot in Recht und Politik an der Hand zu haben. All das sind Formen der Selbstermächtigung, die gesellschaftliche Mechanismen umgehen und deshalb meist moralisch beobachtet und mitunter entsprechend geächtet werden.

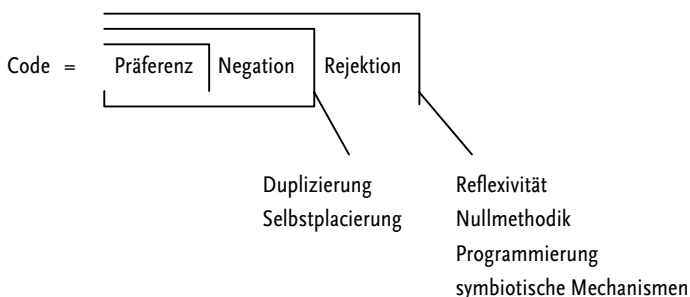
37 In Anlehnung an Maurice Merleau-Ponty (1966: 91 ff.).

hen. Wenn es schmerzt, können weder Bewusstsein noch Kommunikation leugnen, dass es schmerzt.

Die von Luhmann genannten symbiotischen Symbole sind streng genommen allerdings nur Letztreferenzen in Bezug auf dieses Problem. Sie liefern Anhaltspunkte für eine weitergehende Differenzierung solcher Symbole. Nicht jede Liebesbekundung rekurriert auf Sexualität, aber ohne irgendeinen Bezug auf Sexualität bleibt es höchstens (wenn überhaupt) bei Freundschaft. Und nicht jede Macht benutzt als Drohmittel physische Gewalt, aber wenn damit gedroht wird, verblassen alle anderen Machtmittel. In unserer Perspektive entscheidend ist jedenfalls, dass symbiotische Symbole das Sich-Einlassen auf codespezifische Kommunikation wahrscheinlicher machen, also praktisch Rejektionsmöglichkeiten antizipieren und auch bearbeitbar machen können. Symbiotische Symbole entstehen nicht, um zur Annahme von codierter Kommunikation zu motivieren, sondern sind strukturelle Vorrichtungen, die Rejektion unwahrscheinlicher machen, so dass überhaupt eine *Teilnahme* an codierter Kommunikation wahrscheinlicher wird. Denn nur wenn man die Werte eines Codes akzeptiert, und nicht etwa die Verwendung eines Codes als Unterscheidung insgesamt ablehnt, kann überhaupt am Erfolg entsprechender Selektionen gearbeitet werden.

Die folgende Abbildung fasst die vorangegangene Argumentation noch einmal zusammen:

Abbildung 7: An der Form des Codes kondensierende Strukturen



Das ist einfach eine zur Abbildung transformierte Darstellung der Gleichung (9.1), die mit ihren Hinweisen auf entsprechende Strukturen illustrieren soll, an welchen Stellen in der Form des Codes

die Gesellschaft im Laufe ihrer Evolution ansetzt, um entsprechende strukturelle und semantische Lösungen zu platzieren. Duplizierung und Selbstplacierung ergeben sich schon aus der binären, wiedereintretenden Form selbst. Es sind eigentlich keine Strukturen, sondern operative Notwendigkeiten von Formen, die sich in der hier dargestellten Form binarisieren und funktionsspezifische Codes genannt werden. Reflexivität, Nullmethodik, Programmierung und symbiotische Mechanismen sind dagegen diejenigen Strukturen, die sich aus dem Umstand heraus ergeben, dass die Gesellschaft die strenge Binarisierung einer Form nur unter dem Vorbehalt der Möglichkeit ihrer vollständigen Ablehnung zu akzeptieren bereit ist. Man könnte jede dieser Strukturen selbst als Form notieren, aber das würde eine eigene Untersuchung erfordern. Ansätze dazu finden sich in den jeweiligen Ausführungen dennoch.

Die formtheoretische Rekonstruktion des Phänomens »Funktionssysteme« ist damit noch nicht ganz abgeschlossen. Wir müssen noch einmal zur Frage der Programmierung zurückkehren. Programmierung ist im Grunde genommen das strukturelle Einfallstor für umfangreiche Textproduktion. Dieses Einfallstor wird also in vielfacher Art und Weise genutzt, um einen komplexen semantischen Apparat zu bauen, der die Unbestimmtheit der möglichen Relationen zwischen Präferenz, Negation, Rejektion und aktuell unmarkiert bleibenden Kontexten bestimmt. Dazu gehören unter anderem Programme, die zudem fast zwangsläufig Organisation ins Spiel bringen, weil über die Frage, in welchen Fällen der Präferenzwert oder sein Reflexionswert angemessen ist, oftmals nur entschieden werden kann. Auch wenn eine Programmierung der Funktionscodes durch Organisation nicht zwingend ist (Programme können genauso als rekursive Eigenwerte der Verwendung des Codes entstehen, wie zum Beispiel bei der Liebe, der Wissenschaft oder in der Kunst), so dienen sie doch, einmal entstanden, zumindest immer als Grundlage für Entscheidungen zum Zwecke gesellschaftlicher Unsicherheitsabsorption.³⁸

Aber die Frage der Programmierung reicht über die Formulierung konkreter Programme hinaus. Man denke noch einmal zu-

38 Was nicht schon bedeutet: als Grundlage für Organisation. Luhmann hat vermutlich mit bedacht seiner Organisationstheorie den Titel *Organisation und Entscheidung* gegeben (Luhmann 2000b).

rück an das Problem, für das Programmierung als Lösung vorgestellt worden ist. Ausgehend von einem bestimmten Code geht es um die Rejektion anderer Codes als Differenz bei gleichzeitiger Akzeptanz dieser Differenzen als Identitäten. Genau das machen dann Programme, aber eben auch: Selbstbeschreibungen. Letztere beschreiben Formen als notwendig, wo ein anderer Beobachter Kontingenz sieht und behandeln sie als Identität, wo ein anderer Beobachter sie als Differenz beobachtet (vgl. Baecker 2005b: 139 f.). Das muss aus Selbstbeschreibungen noch lange nicht eine Form von Programmierung machen. Allerdings ist das, wenn man genau hinschaut, auch nicht allzu abwegig. Während Programme nämlich die *Oszillation* zwischen den beiden Codewerten programmieren und dadurch bestimmen, sorgen Selbstbeschreibungen für die Programmierung des *Gedächtnisses* funktionaler Codierungen und ermöglichen dadurch eine Koordination von Gedächtnisleistungen (vgl. Luhmann 2000b: 418 f.).

Selbstbeschreibungen bündeln den iterativen (also den wiederholten, aber immer wieder variierten) Gebrauch bestimmter sozialer Formen zu einem explizierbaren Selbst, auf das referiert werden kann. Sie beziehen sich auf die Form als Einheit und kehren dadurch auch ihre Kontingenz unter den Teppich des Selbst. Das ist aber weniger problematisch oder gar bedauerlich, sondern für die Bildung eines Gedächtnisses unvermeidlich, denn die Form einer Unterscheidung ist nicht lokalisierbar; eine Differenz ist nirgendwo verankert.³⁹ Bewusstsein identifiziert sich typischerweise mit »seinem« Körper. Es hat deswegen keine Schwierigkeiten, sich laufend vergessen (und erinnern) zu können. Mit Hilfe des Körpers kann es immer wieder (zum Beispiel wenn es aufwacht) seine Identität rekonstruieren und sich ihrer vergewissern. Soziale (darunter: codierte) Formen haben keinen Körper, aber sie haben einen Text.⁴⁰ Auf diese Weise können sie sich vergessen und sich erinnern, und zwar, schaut man sich die Selbstbeschreibungen gesellschaftlicher Funktionsbereiche an, in aller denkbaren Differenziertheit.

39 Siehe oben Kapitel 4.

40 Fast ein Luhmann-Zitat. Bei ihm heißt es im Rahmen des Problems der Selbstbeschreibung: »Organisationen haben keinen Körper, aber sie haben einen Text.« (Luhmann 2000b: 422)

Das operativ augenscheinlichste und zentrale Produkt von an codierten Formen kondensierten Selbstbeschreibungen ist deshalb die Etablierung einer Unterscheidung zwischen innen und außen. Die Entstehung von Funktionseliten und Professionen findet darin die strukturelle Bedingung ihrer Möglichkeit und sorgt dann freilich selbst für eine Multiplikation und Stabilisierung von Innen/Außen-Unterscheidungen. Deshalb liegt dann auch eine Beobachtung als System nicht fern. Dieses grundlegende Selbstverständnis wird durch eine Formulierung weiterer Notwendigkeiten (inklusive notwendiger Unmöglichkeiten) ergänzt, die die Verwendung eines Codes unmittelbar betreffen. Luhmann spricht dann von Kontingenzformeln (vgl. Luhmann 2000a: 118 f.). Sie markieren in Selbstbeschreibungen das, was in der Verwendung des Codes niemals oder nur schwerlich in Frage gestellt werden kann und bilden deshalb auch eine Art semantische Letztreferenz für die Formulierung und Spezifikation von Programmen.⁴¹ Diese Suche nach Notwendigem kann dann durchaus zur Beobachtung neuer Kontingenzen führen. Selbstbeschreibungen werden deshalb immer wieder erneuert oder immer weiter verfeinert und mithin mit der Form der Wissenschaft gekoppelt. Solche elaborierten Selbstbeschreibungen nennt Luhmann Reflexionstheorien (vgl. 1997a: 958 ff.). Obwohl die Selbstbeobachtung dadurch sensibler wird für die eigene Kontingenz der Beschreibungen, wird der Code selbst gerade nicht kontingent gesetzt. Man reflektiert *mit Hilfe* des Codes auf den Code. Die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, den Code selbst (also etwa Recht und Unrecht, oder Zahlung und Nicht-Zahlung) zu benutzen, stellt sich bei Reflexionstheorien also überhaupt nicht – ein Phänomen, das Max Weber *avant la lettre* präzise auf den Punkt gebracht hat (Weber 1919: 27 f.).

41 Was man an Parteiprogrammen gut studieren kann. Die Kontingenzformel der Politik ist beispielsweise »Gemeinwohl« beziehungsweise in einer neueren Fassung »Legitimität« (vgl. Luhmann 2000a). Daraus werden dann sowohl Notwendigkeiten, also bestimmte Dinge, die politisch einfach gesagt und getan werden müssen, gewonnen, wie auch Unmöglichkeiten, die bestimmte politische Entscheidungen blockieren. Die Politik strebt aber nicht nach Legitimität und das Recht nicht nach Gerechtigkeit, sondern sie beuten sie jeweils aus, um ihnen Struktur für weitere Operationen abzugewinnen.

Selbstbeschreibungen sind insofern die *self-fulfilling prophecies* sozialer Formen. Robert K. Merton (1949b/1968) hat in seinem berühmten Aufsatz mit diesem Begriff deutlich zu machen versucht, dass es Beschreibungen gibt, die unabhängig davon, ob sie wahr oder falsch sind, als unumstößliches Faktum weiteren Operierens behandelt werden. Sie bekommen dann insofern prophetischen Charakter, als man danach handelt und erlebt, obwohl es objektiv keinen Grund dafür gibt und genau dadurch objektive Fakten schafft, die ihre Existenz eigentlich nur einer falschen Beschreibung verdanken. Aber man muss noch Daya Krishna (1971) hinzuziehen, um zu sehen, dass die Unterscheidung von richtigen und falschen Beschreibungen nur auf Basis einer Beschreibung möglich ist, die selbst nicht auf festem Boden steht, sondern sich immer nur auf vorherige Beschreibungen gründet, die richtig oder auch falsch sein können, ohne dass man sie je objektiv auf ihre Richtigkeit oder Falschheit hin überprüfen kann. Wenn Selbstreferenz die Oberhand gewinnt, kann man sich aber nur noch auf die Beobachtung eines Beobachters verlassen, der ihre Unbestimmtheit zu einem bestimmten Zeitpunkt so und nicht anders bestimmt.

9.4 EINE HETERARCHIE VON FORMEN

Wenn man so will, könnte man die Einheit der vorgestellten Differenzen (Code, Medium, Symbiose, Selbstbeschreibung etc.) ein Funktionssystem nennen. Schließlich hat Niklas Luhmann mehr als ausführlich gezeigt, dass sich der Begriff des autopoietischen Systems für eine Betrachtung der durch funktionale Codierung induzierten Schließung und Autonomie durchaus eignet. Die seine Gesellschaftstheorie theoretisch und methodisch antreibende Einsicht lautet, dass jedes Funktionssystem dieselben strukturellen Merkmale aufweist, auch wenn sie in den einzelnen Systemen jeweils andere empirische Ausprägungen haben. Einerseits gewinnt man dadurch sozialwissenschaftliche Möglichkeiten eines funktionalen Vergleichs der unterschiedlichen Ausprägungen, das heißt man kann Verschiedenes als vergleichbar behandeln. Andererseits ist die Identifikation derselben Struktur in verschiedenartigen Funktionssystemen für Luhmann selbst so etwas wie ein Nachweis, dass es sich um einen Struktureffekt des Gesellschaftssystems handeln

muss. Denn in dem Augenblick, wo man von autopoietischer Schließung der Funktionssysteme ausgeht, kann Gesellschaft nicht mehr als Steuereinheit oder als von allen geteilte Werte oder Ähnliches begriffen werden. Gesellschaft zeigt sich dann nur daran, dass sich strukturelle Ähnlichkeiten der Funktionssysteme identifizieren lassen, die, so Luhmanns Argument, nicht zufällig sein können, sondern auf die Form des Gesellschaftssystems zurückgeführt werden müssen: »[...] Funktionssysteme sind für eigene Selbstorganisation und Selbstreproduktion freigesetzt. Das aber heißt, dass das Gesamtsystem sich nicht mehr durch *operative Kontrolle*, sondern nur noch über *strukturelle Auswirkungen* ihrer Differenzierungsform auf die Teilsysteme zur Geltung bringen kann.« (Luhmann 1997a: 42 f.; Hervorhebungen im Original)

Die Hypothese einer multiplen Autopoiesis in der gesellschaftlichen Autopoiesis hat sich durchaus bewährt. Eine Theorie sozialer Formen muss auf die Vorteile der dadurch gewonnenen Beschreibungsmöglichkeiten deshalb auch nicht verzichten. Aber es ist auch Luhmann, der uns an vielen Stellen willkürlich und unwillkürlich in eine soziologische Formtheorie hineindrängt (Luhmann 1997a: insb. 36 ff. und passim; 1997b). Wenn man diese Hinweise Luhmanns erst einmal aufgreift, stellt man aber rasch fest, dass die Hypothese einer Autopoiesis der Autopoiesis hinfällig wird. Die Frage, ob es autopoietische Systeme im Gesellschaftssystem gibt oder nicht, stellt sich dann nicht mehr, weil man zumindest sicher davon ausgehen kann, dass es sich um ausdifferenzierte soziale Formen handelt – und falls es autopoietische Systeme sind, kann man auch das mit dem Formbegriff erfassen und modellieren. Systeme interessieren dann nur als Form. Die einzige Ausnahme ist Gesellschaft, die uns auch als System interessieren muss, denn es braucht einen Beobachter, der all diese verteilten und vernetzten Formen trägt, erträgt und vor allem: verträgt.

Es wird also davon ausgegangen, dass es Systeme gibt. Doch anschließend wird ein anderer Schwerpunkt gesetzt, indem behauptet wird: wenn es Systeme gibt, dann kann man davon ausgehen, dass es auch ein *soziales* System gibt.⁴² Dann gibt es aber keinen einfacheren und empirisch plausibleren Ausgangspunkt, als die Au-

42 Das klingt interessanterweise nach Talcott Parsons, aber die Unterschiede sind auch offensichtlich.

topoiesis der Kommunikation selbst für das soziale System zu halten, allein schon deshalb, weil jeder, der das bestreitet, es zugleich bestätigt. Der Ausgangspunkt einer Autopoiesis der Gesellschaft reicht aus, um davon ausgehend diejenigen Formen und ihre Netzwerke zu bestimmen, die eine verzeitlichte, selbstähnliche und verteilte Reproduktion von Kommunikation durch Kommunikation ermöglichen, aber auch selbst nichts anderes als Produkte dieser Rekursivität sind. Das bedeutet aber, *dass jede soziale Form eine Form gesellschaftlicher Autopoiesis ist* und in Bezug darauf beobachtet werden muss. Dieses Vorgehen entlastet unter anderem von Problemen der Bestimmung gradueller Unterschiede im Systembildungspotential von Medien und von Fragen danach, wie es sein kann, dass es in einem System noch mehr Kommunikation gibt, als das autopoietische Minimum es erfordert (vgl. Luhmann 1997a: 391 ff. und 406).⁴³

Die Gesellschaft kann sich in Bezug auf ihre Reproduktion weder auf einen zentralen Ort noch auf eine einzige Differenz verlassen. Sie ist notwendig differenziert und es stellt sich daher unweigerlich die Frage, wie man den Zusammenhang des auf diese Weise Unterschiedenen begreifen soll. In dieser Hinsicht ist dann nicht mehr die Differenzierungsform der Gesellschaft instruktiv, sondern, durchaus im Einklang mit Luhmann, eine Heterarchie funktionsspezifischer Formen: eine Nachbarschaft binär codierter Medien. Heterarchie bedeutet, dass die Gesellschaft ihre Präferenzen nicht rangordnen kann, weil sie in einem intransitiven Verhältnis zueinander stehen.⁴⁴ Heterarchie ist eine Form der Vernet-

43 Diese beiden Punkte markieren keine von Luhmann übersehene Inkonsistenz in seiner Theorie und sind deshalb auch nicht notwendig ein Problem (vgl. Kieserling 2005: 434). Aber mit einer Formtheorie kann man das, was bisher zu Funktionssystemen einfach nur dazugezählt werden konnte (Kieserling spricht von »Funktionsgemeinschaft« und »Sinnzusammenhang«) als *eine* Form notieren und beschreiben – als eine Form des Vollzugs gesellschaftlicher Autopoiesis.

44 Das entspricht der grundlegenden Intuition der Spieltheorie: Weil Präferenzen empirisch zirkulär sind und sich deshalb kein Optimum bestimmen lässt, muss man spielen, um eine Bestimmtheit auch dort zu erzeugen, wo Präferenzen unbestimmt sind. So formulieren John von Neumann und Oskar Morgenstern in Bezug auf die Frage, was über-

zung von Operationen oder Elementen, die sich bei operativer Schließung automatisch einstellt (vgl. McCulloch 1945) – und nicht etwa bloß der Gegenbegriff von Hierarchie. Sie ist insofern notwendige Bedingung für die Möglichkeit der strukturellen Selbstbestimmung eines Systems, also der Entstehung und Durchsetzung intransitiver oder auch transitiver Ordnungen, die dann in einer Unterscheidung und Verdichtung von Funktionen, Zentren, Segmenten oder hierarchischen Ebenen resultiert.

Das wird erkenntlich, wenn man sich die beiden Bedeutungsaspekte dieses Wortes anschaut, die für den Begriff und in Folge dessen auch für die Gesellschaftstheorie wichtig sind. Zum einen bedeutet Heterarchie die Herrschaft (*arché*) des Anderen (*héteros*). Heinz von Foerster (1984: 243) erläutert die Herrschaft des Anderen mit dem Prinzip der Redundanz des potentiellen Befehls. Nach diesem Prinzip übernimmt im hier diskutierten Sinne derjenige Code im Gesellschaftssystem die Führung, der dem Beobachter in einem bestimmten Moment für seine Information am aussichtsreichsten erscheint. Das bedeutet aber auch, dass die Führung in jedem Moment wechseln kann. Wenn sie hier ist, so ist sie schon wieder beim Anderen. Gesellschaftliche Ordnung ist dieser Wechsel selbst, sie besteht gleichsam in der stets mitlaufenden Möglichkeit eines *switching* von einem Code zum nächsten.

Daraus sollte man nun nicht schließen, dass die Gesellschaft immer nur einem einzigen Code die Führung überlässt. Es sind immer zugleich mehrere Codes in vielfacher Verwendung. Gesellschaft operiert verteilt.⁴⁵ Das führt uns zur zweiten Bedeutung von Heterarchie, die auf dasselbe hinausläuft, das Phänomen aber an-

haupt als Lösung S eines Spiels gelten kann, letztlich folgendes Postulat: »(4:A:c) The elements of S are precisely those elements which are undominated by elements of S.« (von Neumann/Morgenstern 1944: 40) Wenn man diesen Satz liest, weiß man auch, wieso sich kein heutiger Spieltheoretiker mehr darauf bezieht. Man hat die Problemstellung der Spieltheorie einfach vergessen. Sie lautet: Heterarchie und deshalb auch: Selbstreferenz.

45 Man kann sich das sinnbildlich am Nervensystem eines Organismus' vor Augen führen. Seine operative, zirkuläre Schließung macht es möglich, dass immer mehrere Rezeptoren und Effektoren parallel und verteilt seine Information erarbeiten. Vgl. Varela 1979: 238 ff., 1990: 70 ff.

ders nuanciert. Denn *archè* heißt nicht nur Herrschaft, sondern auch Anfang. Heterarchie ist also nicht nur die Herrschaft, sondern auch der Anfang des Anderen.⁴⁶ Die Gesellschaft beobachtet irgendeine lokale Festlegung und reagiert dislokal durch gleichzeitige Aktivierung anderer Formen, deren Festlegung wiederum beobachtet wird und so fort. Als Heterarchie kann sie nur auf den Zufall des Anfangs und auf Autonomie (Selbstbestimmung) setzen. Aber wenn sie einmal zufällig oder gar willkürlich angefangen hat, geht es nicht mehr zufällig oder willkürlich weiter. Das System macht sich abhängig von seiner Geschichte, denn mit welcher Form es seine Informationserarbeitung beginnt, ist dadurch bestimmt, mit welcher Form es zuvor damit aufgehört hat – beziehungsweise dadurch, dass es zuvor schon angefangen hat. Es gibt kein besseres Kriterium für aussichtsreiche Information als den gegenwärtigen Zustand eines Systems, das immer schon angefangen hat. Heterarchie ist deshalb die strukturelle Vernetzungslogik operativer Schließung.

Die Gesellschaft erzeugt als operativ geschlossenes, heterarchisches System Möglichkeitsüberschüsse für die eigene Reproduktion, die sie selbst nicht überblicken, geschweige denn kontrollieren oder steuern kann. Die dieses Problem kanalisierenden und aus diesem Problem heraus entstandenen sozialen Formen der Gesellschaft lassen sich folglich nicht derart aufeinander beziehen, dass sich eine saubere, kristalline Ordnung zu erkennen gibt, die sich zeigt, wenn man nur genau genug hinschaut. Treffender wäre es womöglich, die Form der Gesellschaft und ihre Formen als einen nachbarschaftlichen Zusammenhang zu beschreiben, der ohne ein sie alle koordinierendes Supersystem auskommt (Baecker 2005b: 260 ff.). Und man könnte dies mit der topologischen Problemstellung verbinden, wie sich invariante Strukturen (Formen, Eigenwer-

46 Wenn alle warten, dass zuerst andere anfangen, landet man beim sozialen Nullpunkt schlechthin. Man spricht von doppelter Kontingenz (vgl. Parsons 1968; Luhmann 1984a: 148 ff.; Baecker 2005 b: 92 ff.). Aber man kann diesbezüglich auch an Eric Leifers *local action* denken, das seine außerordentliche Robustheit daraus gewinnt, dass Beobachter ihre Festlegungen gerade offen lassen und auf Festlegungen des Anderen warten, deswegen jedoch nichts tun, sondern gerade ein hohes Maß an sozialem Geschick offenbaren und pflegen (Leifer 1991).

te) trotz kontinuierlicher Transformation ihrer selbst und ihrer Beziehungen bewähren können (vgl. Kauffman 1987: 66; Abbott 1995a; Ayres 1938; Basieux 2000: 110 ff.). Aber das ist nur eine andere Beschreibung für das, was mit dem Formbegriff ohnehin bereits markiert wird.

Coda: Middle Range

John von Neumann und Oskar Morgenstern (1944: 6 ff.) begannen ihre Theorie der Spiele mit dem Hinweis auf eine wissenschaftliche Haltung, die sie »standard of modesty« nannten. Sie meinten damit, dass man sich zunächst elementaren, bescheidenen Problemen widmet und daran Methoden (und man kann hinzufügen: Theorien) entwickelt, die dann auf immer mehr Bereiche ausgeweitet werden können. Die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit des Anfangs schließt die Universalität eines Ansatzes jedoch nicht aus, wie die Theorie der Spiele eindrucksvoll zeigt. Universalität heißt nicht, einen aristotelischen Kosmos zu entwerfen, in dem jedes Phänomen seinen angestammten Platz und seine Bestimmung findet. Gerade universalistische Ansätze müssen bescheiden anfangen, um die Beobachtung des Gegenstands nicht von vornherein auf einen bestimmten Ausschnitt limitieren zu müssen.

Der »standard of modesty« dieser Untersuchung ist die Operation der Unterscheidung, die, wie gezeigt worden ist, auf die Form der Kommunikation hinausläuft. Das führte zu dem Versuch, nicht eine bestimmte Unterscheidung, sondern erst einmal die Form der Unterscheidung selbst zum Ausgangspunkt soziologischer Theorie zu machen. Genau deshalb haben wir auf den Formbegriff gesetzt, seine Methodologie skizziert, seine Kongruenz zum Kommunikationsbegriff betont und ihn an einer Differenzierungstheorie erprobt. Ferner ist eine soziologisch interpretierte, topologische Notation (Kauffman 2005) eingeführt worden, die hochgradig verteilte, gesellschaftliche Vorgänge als nachbarschaftliche Zusammenhänge von Unterscheidungen sichtbar macht und damit auch ein anderes Verständnis von sozialen Räumen ermöglicht. Und von Nachbarschaft zu sprechen bedeutet dabei unter anderem, in Rechnung stellen zu müssen, dass Relationen unbestimmt sind und deshalb

einer fortwährenden Bestimmung durch einen Beobachter bedürfen, der selbst kommuniziert sobald beobachtet werden kann, dass (und wie) er beobachtet.

Die ganze Sache hat freilich einen Haken. Formmodelle erhöhen die Kontingenz wissenschaftlicher Beschreibungen. Sie rücken den (soziologischen) Beobachter in den Mittelpunkt, der eine Bestimmung jetzt so und nicht anders vornimmt. Man kann die Beschreibung nicht genauer machen, indem man immer mehr Variablen und Konstanten in ein Modell einführt. Man kann dadurch nur die empirische Unwahrscheinlichkeit einer Beobachtung demonstrieren und ihre Idiosynkrasie steigern. Man kann die Beschreibung auch nicht genauer machen, indem man sie durch eine Vielzahl von Beobachtern überprüfen lässt. Die Ungenauigkeit ist nicht auf Messfehler eines Beobachters zurückzuführen, sondern auf die Tatsache, dass der Beobachter ein Beobachter ist. Sie lässt sich deshalb nicht eliminieren. Die Vielzahl der Beobachter ist dennoch wichtig – aber eben nicht um die Genauigkeit der Beobachtung, der Kommunikation oder entsprechender Modelle zu erhöhen, sondern um zu einer plausiblen und andere hinreichend überzeugenden Konstruktion zu gelangen, die in der Lage ist, die Argumente und Thesen zu tragen, die damit entwickelt werden (vgl. Abbott 1984).

Eine Formtheorie ermöglicht das Bauen von präzise unsauberen, aber eben deshalb anwendbaren und, wenn man so will, falsifizierbaren Modellen sozialer Operationen. Im selben Zuge erzeugt sie eine ganze Reihe von theoretischen Folgefragen und -problemen und kann auf diese Weise den Forschungsprozess anregen. Bereits zu Beginn ist dargestellt geworden, dass Problemgenese und Modellbildung zu bestimmten, abgrenzbaren Bereichen interessanterweise zwei zentrale Eigenschaften dessen sind, was Robert K. Merton in seinem berühmten Aufsatz *theories of the middle range* genannt hat (Merton 1949a/1968). Die Formtheorie ist so eine Middle-Range-Theorie. Das mag auf den ersten Blick verwundern, denn es hat sich ein Verständnis von Mertons Vorschlag eingebürgert, das auf alles andere als diese Theorie zu passen scheint. Doch man ist Mertons konzessiven Formulierungen auf den Leim gegangen. Die für die Idee des *middle range* konstitutiven Formulierungen finden sich an anderen Stellen als denen, die für gewöhnlich zitiert werden.

Gleich zu Beginn seiner Überlegungen präsentiert Merton eine scheinbar eindeutige Definition, die jeder kennen dürfte: Theorien mittlerer Reichweite liegen zwischen den Arbeitshypothesen des Forschungsalltags und allumfassenden Bemühungen um die Entwicklung einer allgemeinen Theorie. Hat Paul Lazarsfeld diese Stelle eigentlich überlesen oder hat er sie einfach vergessen, als er Raymond Boudon in Bezug auf Mertons Idee auf den Weg gab: »an important notion, but I don't know how to define it«? (Boudon 1991: 519) Offensichtlich wusste Lazarsfeld, dass diese Definition nicht die ganze Wahrheit sein kann. Das zeigt auch die entsprechende Anschlussliteratur.¹

Die Definition, mit der Merton seine Leser zu Beginn ködert, hat nur wenig mit dem zu tun, was weiterhin in seinem Aufsatz diskutiert wird. Merton gibt darin mitunter den Hinweis, dass die Form der Theoriebildung, auf die er hinaus will, immer mit einem Begriff beginnt, der eine Anordnung theoretischer Probleme generiert und ferner eine Menge von Annahmen umfasst, mit denen dann empirische Generalisierungen erst möglich werden. Angesichts dessen ist es dann auch kaum verwunderlich, aber dennoch auffällig, dass er an mehreren Stellen hervorhebt, dass allgemeine Theorien ebenfalls als »middle range« gebaut werden können. Die Entwicklung einer allgemeinen Theorie unterscheide sich noch nicht einmal signifikant von Versuchen, Middle-Range-Theorie zu betreiben (Merton 1949a/1968: 52, Fn. 17). So ist für ihn Talcott Parsons' Handlungstheorie genauso mit dem Middle-Range-Gedanken kompatibel, wie marxistische Theorien, funktionale Analysen oder Theorien sozialer Differenzierung.² Eine Theorie müsse nur »sufficiently loose-knit and internally diversified« sein, um als *middle range* qualifiziert werden zu können (ebenda: 43). »Middle range« bezeichnet

1 Siehe für einen kleinen, zusammenfassenden Überblick über diese Literatur inklusive einer eigenen Lesart Pawson 2000.

2 Er unterläuft damit nicht nur seine eigene Definition. Auch daran anschließende Theorietylogien (zum Beispiel *model*, *middle-range theory*, *general theory*; vgl. Smelser 1994) verlieren dann ihren Sinn. Es wird überdies deutlich, dass es zwar nicht ganz falsch, aber mit Vorsicht zu genießen ist, wenn man die Gründe für den Entwurf dieser Theorieform in Mertons Unzufriedenheit mit der Fruchtlosigkeit von Parsons Systemtheorie sieht (vgl. Esser 2002).

also nicht einfach einen Typ soziologischer Theorie (etwa zwischen universell und empirisch) und bezieht sich auch nicht auf eine Eigenschaft des untersuchten Gegenstands (etwa zwischen »mikro« und »makro«). Das hat auch Merton an mehreren Stellen ausdrücklich betont (ebenda: 60, 64, 68). Aber was bezeichnet »middle range« dann?

Am Ende seines Texts führt Merton ganz unvermittelt den Begriff des Paradigmas ein, den er allerdings enger verstanden wissen will, als den entsprechenden Begriff von Thomas S. Kuhn. Er bezeichnet mit Paradigma eine Codifizierung³ der soziologischen Theorie, die fünf Funktionen erfüllt: eine notationelle (mathematische) Funktion, die Vermeidung von Ad-hoc-Hypothesen, das Zulassen mehrerer Interpretationen gleichzeitig, eine Kreuztabellierung zentraler Begriffe und eine Codifizierung, die an die logische, wenn nicht sogar empirische Strenge quantitativer Analysen heranreicht (ebenda: 69 ff.). Wenn man Mertons vorangehende Ausführungen mit dieser Form der Codifizierung soziologischer Theorie zusammenbringt, wie Merton es tut, aber nicht explizit sagt, bleibt nur der Schluss, dass das Betreiben einer Middle-Range-Theorie ein Paradigma ist; und zwar ein Paradigma, das sich dadurch auszeichnet, dass es mit einer *mittleren Anzahl von Freiheitsgraden* rechnen kann.

Der Hinweis auf diese Möglichkeit eines präzisen Rechnens mit einer mittleren Anzahl von Freiheitsgraden findet sich explizit bei Gotthard Günther. Während Magie, so Günther, mit einer maximalen Anzahl von Freiheitsgraden rechnet und deshalb beliebige Ereignisseries konstruieren kann, deren Resultate am Ende nur die Götter kennen, lässt Kausalität gar keine Freiheitsgrade beziehungsweise nur ein Minimum an Freiheitsgraden zu und kann damit Ereignisseries konstruieren, in denen die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines folgenden Ereignisses praktisch mit Gewissheit vorausgesagt werden kann (Günther 2000 [1952]: 121 ff.).⁴ Das war

3 Man denke an Batesons Begriff der Codifizierung, der damit eine Übersetzung externer in interne Ereignisse bezeichnet. Vgl. Ruesch/Bateson 1951: 168 ff.

4 Norbert Elias (1970: 14 ff.) spricht in fast derselben Terminologie, allerdings ohne Verweis auf Freiheitsgrade, von magisch-mythischen Vorstellungen auf der einen und kausal-naturwissenschaftlichen Be-

dann auch der Grund für den Erfolg der Naturwissenschaften. Beides sind für Günther jedoch nur Grenzbedingungen eines allgemeineren wissenschaftlichen Unterfangens, in dem Ereignisserien mit einer mittleren Anzahl von Freiheitsgraden genauso berechenbar sein können wie kausale Ereignisreihen.

Merton muss intuitiv gewusst haben, das kann man ihm jedenfalls unterstellen, dass die Soziologie eine Wissenschaft ist, die mit einer solchen mittleren Anzahl von Freiheitsgraden rechnet oder zumindest rechnen lernen muss. Und deswegen ist auch die übliche deutsche Übersetzung »Theorien mittlerer Reichweite« irreführend. »Theories of the Middle Range« sind vielmehr Theorien mittleren Spielraums. Das »middle range« bezieht sich auf die Anzahl der Freiheitsgrade, mit denen eine soziologische Theorie rechnen kann und Form ist ein Begriff, der gleichsam automatisch zu dieser Art des Theoretisierens mit einer mittleren Anzahl von Freiheitsgraden führt.

Luhmann wäre trotz allem vermutlich skeptisch gewesen. Hinsichtlich eines Superbegriffs der Form, der dann auch Kommunikationstheorie, Differenzierungstheorie und Evolutionstheorie umfasst, war er insgesamt dann doch eher zurückhaltend und durchaus vorsichtig. Das lag womöglich daran, dass sich mitunter nur schwer abschätzen ließ, ob noch genügend Raum für unabhängige Variation und Kombination dieser drei Theorien bleiben würde. Doch er selbst hat die Geister gerufen; und eine Platzierung des Begriffs der Form ins Zentrum der Theorie, um von dort aus ihre Kohärenz zu strukturieren, hat interessanterweise einen fast gegenteiligen Effekt als den erwarteten: die Variationsspielräume und Kombinationsmöglichkeiten dieser Einzeltheorien multiplizieren sich geradezu.

Denkt man die bei Luhmann angelegte formtheoretische Verschiebung konsequent weiter, ist ihr Preis eine weitere Abstraktion. Als Gegenleistung erhält man jedoch empirische Forschungs- und Anwendungsmöglichkeiten, vielleicht sogar praktische Ideen. Die-

griffen und Modellen auf der anderen Seite, derer sich die Soziologie meist noch bediene, die aber beide ungeeignet seien, um der Eigenart von gesellschaftlichen Figurationen gerecht zu werden. Die Soziologie müsse für ihren Gegenstandsbereich eine eigene Denk- und Sprechweise entwickeln.

se Rechnung ist nicht paradox, denn entgegen vieler rasch einrastender Vorstellungen bedeutet Abstraktion weder empirische Distanz noch Praxisferne. Abstraktion, so kann man mit Karl Marx⁵ sagen, ist das Mikroskop des Sozialwissenschaftlers, weil sie ein operatives Geschehen sichtbar machen kann, das zuallererst das erzeugt, was als Praxis vollzogen wird und sich als Empirie zu erkennen gibt.

5 Siehe sein Vorwort zur ersten Auflage des Kapitals (Marx 1867).

Anhang

In diesem Anhang soll kurz gezeigt werden, warum die in Kapitel sechs eingeführte Konvention einer Notation für Medien verwendet wird und wie jedes re-entry eine Paradoxie erzeugt, die immerfort entfaltet wird. Letzteres geschieht am Beispiel der Form des Gesprächs, das wie jede soziale Form seine Paradoxie entfaltet, solange es sich fortsetzt. Beides sind zugleich Beispiele dafür, wie sich mit dem Kalkül in einer soziologischen Interpretation möglicherweise rechnen lässt – auch wenn das Rechnen mit Unterscheidungen, mit dem sich diese Untersuchung beschäftigt, nicht abhängig ist vom Einsatz der beiden Axiome, die in den *Laws of Form* eingeführt werden. Soziale Formen realisieren sich letztlich immer als Eigenwerte selbstreferentieller, unendlicher Rekursionen, auf die sich diese Axiome prinzipiell nicht mehr anwenden lassen. Insofern lässt sich dieser »technische« Anhang nur rechtfertigen, wenn sich damit etwas für die Theorie und Praxis sozialer Formen deutlich machen lässt, was sonst nicht in diesem Maße erkennbar wird.

(a) Die Form des Mediums

Bei Medien liegt das Problem darin, dass man sie nicht selbst bezeichnen kann, ohne eine Form zu bezeichnen, die sich dem Medium verdankt, das man bezeichnen möchte; dass man also Medien immer nur als Form verwenden kann, und zwar sowohl soziologisch als auch empirisch respektive praktisch. Das lässt sich mit Hilfe der eingeführten Konvention für die Notation von Medien demonstrieren, und zwar indem man vorführt, dass diese Art der Notation eines empirischen Phänomens praktisch unmöglich ist. Sie ist unmöglich, weil sie einen Zustand notiert, der empirisch nicht aufrechterhalten werden kann, das heißt: immer schon aufgelöst ist, wenn es zur Beobachtung von (und mit) Medien kommt.

Die folgende Demonstration soll also zeigen, weshalb diese Art der Notation von Medien dazu geeignet ist, das, was Medien empirisch kennzeichnet, in die Form der Notation zu bringen. Aber es handelt sich wiederum auch nur um eine: *Konvention*.

Die allgemeine Form eines Mediums wird (per Konvention) folgendermaßen notiert:

$$\text{Medium} = \boxed{\text{Form}} \text{ Medium}$$

Auf den ersten Blick könnten Zweifel aufkommen, ob es mathematisch überhaupt legitim ist, eine Form auf diese Art und Weise zu notieren, ob man also ein re-entry mit einem einfachen Haken markieren und rahmen kann. Die formalen Grundlagen dafür, dass sich damit innerhalb des mathematischen Kalküls rechnen lässt, finden sich bei Varela (1975) und Kauffman (1978). Dass es auch soziologisch legitim ist, eine Form so zu notieren, ergibt sich aus der Argumentation der vorangehenden Untersuchung selbst. Der imaginäre Zustand, der durch ein re-entry hervorgebracht wird, wird durch das einfache *cross* nicht widerlegt, weil jede Form letztlich immer die Form eines Beobachters, also eines Systems, ist. Im Rahmen soziologischer Überlegungen heißt das, dass jede Form immer in die Rekursivität der Gesellschaft eingebunden ist. Keine Form kann *abschließend* notiert werden. Der unmarked state der oben notierten Form des Mediums ist also, wenn er markiert wird, nichts anderes als das re-entry der Gesellschaft selbst.

Gleichgültig wie man die oben notierte Form des Mediums nun beobachtet, man blickt immer nur auf eine (geschlossene, autonome) Form. Das lässt sich in beide Richtungen zeigen, also sowohl wenn man die Form eines Mediums bezeichnet als auch wenn man das Medium (das mediale Substrat) eines Mediums bezeichnet. Markiert man die Form

$$\text{Form} = \boxed{\phantom{\text{Form}}}$$

und belässt das Medium unmarkiert

$$\text{Medium} = \phantom{\boxed{\phantom{\text{Form}}}},$$

dann erhält man, wenn man dies in die Form des Mediums einsetzt, folgende Gleichung:

$$\text{Medium} = \begin{array}{|c|} \hline \begin{array}{|c|} \hline \begin{array}{|c|} \hline \end{array} \\ \hline \end{array} \\ \hline \end{array},$$

die sich weiter vereinfachen¹ lässt zu (beziehungsweise dasselbe ist wie)

$$\text{Medium} = \begin{array}{|c|} \hline \begin{array}{|c|} \hline \end{array} \\ \hline \end{array}.$$

Wenn man die Form bezeichnet, bekommt man das Medium als *Form* zu sehen. Das Medium ist folglich selbst eine Form beziehungsweise lässt sich nur als Form beobachten. Markiert man nun das Medium

$$\text{Medium} = \begin{array}{|c|} \hline \end{array}$$

und lässt die Form unmarkiert

$$\text{Form} = ,$$

dann erhält man:

$$\text{Medium} = \begin{array}{|c|} \hline \begin{array}{|c|} \hline \end{array} \\ \hline \end{array}.$$

Die beiden rechten Markierungen entsprechen einer sich selbst aufhebenden Unterscheidung. Sie fallen also weg (cancellation); das heißt die Gleichung lässt sich mit dem *law of crossing* vereinfachen:

$$\text{Medium} = \begin{array}{|c|} \hline \end{array}$$


¹ Vgl. zu dieser Vereinfachung unter anderem Kauffman 2005 zur Flagg'schen Resolution, siehe aber auch schon Kauffman 1978.

Das Medium kann erneut nur als Form beobachtet werden. Auch wenn man also das Medium bezeichnet, bekommt man das Medium nur als Form zu sehen. Der Unterschied der Resultate zwischen einer Markierung der Form eines Mediums und einer Markierung des Mediums (medialen Substrats) eines Mediums ist minimal, aber dennoch sichtbar. Die Markierung der Form macht die verwendete Form in ihrer Mehrseitigkeit sichtbar und öffnet sie so gesehen für weitere Anschlüsse, während die Markierung des Mediums erst einmal nur die Rekursivität der Form eines Mediums erkennbar werden lässt.


Damit lässt sich also zeigen, dass es unmöglich ist, ein Medium selbst zu beobachten, es sei denn als Form. Das trifft auf alle gesellschaftlichen Medien zu.

(b) Die Paradoxie des Gesprächs

Die Form des Gesprächs aus Kapitel 4 macht sichtbar, wie die Paradoxie der Form und ihre entsprechende Unbestimmtheit erzeugt werden. Dazu wird das Vorgehen zunächst vereinfacht. Das Argument besteht im Wesentlichen darin, dass ein Gespräch einen Unterschied macht.

Gespräch = 

Wird das Gespräch nun in seine eigene Unterscheidung wieder eingeführt, so erhält man:

Gespräch = 


Das ist eine Paradoxie. Durch Anwendung der beiden Axiome in der Notation lässt sich das zusätzlich sichtbar machen.² Markiert

2 Man könnte an dieser Stelle auch den Kalkül mit booleschen Operatoren interpretieren, um die Paradoxie zu verdeutlichen. Wenn man den Haken als »nicht«-Operator interpretiert, wie Spencer-Brown es in einer Anwendung auf die Boolesche Logik tut (Spencer-Brown 1969: 112 ff.), dann liest sich diese Gleichung so, dass ein Gespräch zugleich kein Gespräch (ein Nicht-Gespräch) ist. Man beachte aber unbedingt, dass der Haken nicht dem booleschen »nicht«-Operator entspricht, sondern

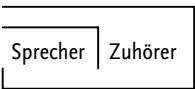
man in dieser Gleichung das Gespräch unter dem Haken, so ist das Gespräch unmarkiert:

Gespräch =  = (cancellation)

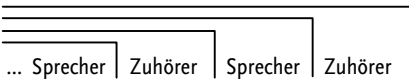
Ist das Gespräch unter dem Haken unmarkiert, dann ist das Gespräch markiert:

Gespräch = 

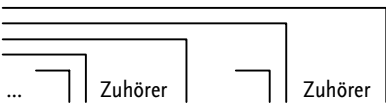


Das Gespräch ist also, sobald es in die ihn konstituierende Unterscheidung wieder eintritt, gleichzeitig markiert und unmarkiert. Es oszilliert zwischen markiertem und unmarkiertem Zustand. Das lässt sich mit der Form des Gesprächs aus Kapitel 4 weiter auflösen und entsprechend demonstrieren. Die Form des Gesprächs ist folgendermaßen notiert worden:

Gespräch = 

Dafür wird nun wird eine andere Darstellung gewählt, um die arithmetischen Operationen zu simulieren, die bei einem re-entry eigentlich nicht mehr anwendbar sind:

Gespräch = ...  ... Sprecher | Zuhörer | Sprecher | Zuhörer |

Markiert man den/die Sprecher erhält man:

Gespräch = ...  ...  | Zuhörer |  | Zuhörer |

dass dies nur eine mögliche Anwendung des Formkalküls ist, nämlich eine Interpretation für eine Arbeit mit der Booleschen Logik.

(cancellation, hier: zweimal)

$$= \overline{\text{... Zuhörer}} \mid \text{Zuhörer}$$

Das Gespräch wird dann zu einer unbestimmten, aber im Gespräch bestimmbaren Unterscheidung von Zuhörern. Markiert man den/ die Zuhörer erhält man:

$$\text{Gespräch} = \overline{\overline{\text{... Sprecher}} \mid \text{Sprecher}} \mid \text{Sprecher}$$

(cancellation, hier: zweimal)

$$= \overline{\text{... Sprecher}} \mid \text{Sprecher}$$

Das Gespräch wird dann zu einer unbestimmten, aber im Gespräch bestimmbaren Unterscheidung von Sprechern. Wenn man die Gleichungen nun zusammenschreibt, wird die Paradoxie deutlich, die in der Zeit entfaltet wird.

$$\overline{\text{... Sprecher}} \mid \text{Zuhörer} = \overline{\text{... Zuhörer}} \mid \text{Zuhörer} = \overline{\text{... Sprecher}} \mid \text{Sprecher}$$

Achtet man auf den/die Sprecher wird man automatisch zum Zuhörer, auch wenn man selbst spricht. Die Welt wird zu einer Welt (potentieller) Zuhörer. Achtet man auf die Zuhörer wird jeder der Zuhörer zu einem (potentiellen) Sprecher. Man sieht eine Sprecher-Welt. So wird die Paradoxie, dass die Zuhörer die Sprecher sind und die Sprecher die Zuhörer, in der Zeit entfaltet.

Abbildungen

- Abb. 1: Methodologisches Fraktal, S. 70
- Abb. 2: Beobachtung 1. Ordnung, S. 152
- Abb. 3: Beobachtung 2. Ordnung, S. 153
- Abb. 4: Beobachtung 2. Ordnung als Beobachtung
1. Ordnung, S. 154
- Abb. 5: Shannons schematisches Diagramm eines
allgemeinen Kommunikationssystems, S. 161
- Abb. 6: Shannons schematisches Diagramm eines
Korrektursystems, S. 162
- Abb. 7: An der Form des Codes kondensierende
Strukturen, S. 280

Literatur

- Abbott, Andrew (1984): »Doing Theory in the Middle Range: Reply to Light«, in: *American Journal of Sociology* 90 (1): 184-187.
- Abbott, Andrew (1988): »Transcending General Linear Reality«, in: *Sociological Theory* 6 (2): 169-186.
- Abbott, Andrew (1992): »From Causes to Events«, in: ders., *Time Matters*, 2001, S. 183-205.
- Abbott, Andrew (1995a): »Things of Boundaries«, in: *Social Research* 62 (4): 857-882.
- Abbott, Andrew (1995b): »Sequence Analysis: New Methods for Old Ideas«, in: *Annual Review of Sociology* 21: 93-113.
- Abbott, Andrew (1997): »Of Time and Space: The Contemporary Relevance of the Chicago School«, in: *Social Forces* 75 (4): 1149-1189.
- Abbott, Andrew (1998): »The Causal Devolution«, in: ders., *Time Matters*, 2001, S. 97-125.
- Abbott, Andrew (2000): »Reflections on the Future of Sociology«, in: *Contemporary Sociology* 29 (2): 296-300.
- Abbott, Andrew (2001a): *Chaos of Disciplines*, Chicago: The University of Chicago Press.
- Abbott, Andrew (2001b): *Time Matters. On Theory and Method*, Chicago: The University of Chicago Press.
- Abbott, Andrew (2004): *Methods of Discovery. Heuristics for the Social Sciences*, New York und London: W. W. Norton.
- Abbott, Andrew (2007a): »Against Narrative: A Preface to Lyrical Sociology«, in: *Sociological Theory* 25 (1): 67-99.
- Abbott, Andrew (2007b): »Notes on Replication«, in: *Sociological Methods & Research* 36 (2): 210-219.
- Abbott, Andrew (2007c): »Mechanisms and Relations: A Response to the Comments«, in: *Sociologica* 2/2007.

- Abelson, Robert P. (1981): »Psychological Status of the Script Concept«, in: *American Psychologist* 36: 715-729.
- Aldrich, Howard E./Mindlin, Sergio (1978): »Uncertainty and Dependence: Two Perspectives on Environment«, in: Lucien Karpik (Hg.), *Organization and Environment: Theory, Issues, and Reality*, Beverly Hills, CA: Sage, S. 149-170.
- Aldrich, Howard E./Pfeffer, Jeffrey (1976): »Environments of Organizations«, in: *Annual Review of Sociology* 2: 79-105.
- Alexander, Jeffrey C./Giesen, Bernhard/Münch, Richard/Smelser, Neil J. (Hg.) (1987): *The Micro-Macro Link*, Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Allport, Floyd H. (1940): »An Event-System Theory of Collective Action: With Illustrations from Economic and Political Phenomena and the Production of War«, in: *Journal of Social Psychology* 11: 417-445.
- an der Heiden, Uwe (2002): » $e^{2\pi i} - 1 = 0$: Warum braucht die Mathematik eine besondere Schrift?«, in: Waltraud Wende (Hg.), *Über den Umgang mit der Schrift*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 251-275.
- Anderson, Laurie (2003): *The Record of the Time*, Düsseldorf: museum kunst palast.
- Arrow, Kenneth J. (1974): *The Limits of Organization*, New York: W.W. Norton.
- Ashby, W. Ross (1956): *Einführung in die Kybernetik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974.
- Ashby, W. Ross (1958): »Requisite Variety and its Implications for the Control of Complex Systems«, in: *Cybernetica* 1 (2): 83-99.
- Ashby, W. Ross (1961): »Principles of the self-organizing System«, in: ders., *Mechanisms of Intelligence. Ross Ashby's Writings on Cybernetics*, herausgegeben von Roger Conant, Seaside, CA: Intersystems, 1981, S. 51-74.
- Austin, John L. (1962): *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*, Stuttgart: Reclam, 1972.
- Ayres, W. L. (1938): »Some Elementary Aspects of Topology«, in: *The American Mathematical Monthly* 45 (2): 88-92.
- Babbie, Earl (1992): *The Practice of Social Research*, Sixth Edition, Belmont, CA: Wadsworth.
- Bachelard, Gaston (1934): *Der neue wissenschaftliche Geist*, übersetzt von Michael Bischoff, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988.

- Baecker, Dirk (Hg.) (1993a): *Kalkül der Form*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (Hg.) (1993b): *Probleme der Form*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (1993c): »Im Tunnel«, in: ders. (Hg.), *Kalkül der Form*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 12-37.
- Baecker, Dirk (1999a): »»Gezielte« Kommunikation«, in: ders., *Organisation als System*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 51-67.
- Baecker, Dirk (1999b): *Die Form des Unternehmens*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2000a): *Wozu Kultur?* Berlin: Kadmos.
- Baecker, Dirk (2000b): »Die Theorieform des Systems«, in: *Soziale Systeme* 6 (2): 213-236.
- Baecker, Dirk (2001a): »Niklas Luhmann in der Gesellschaft der Computer«, in: ders., *Wozu Soziologie?* Berlin: Kadmos, 2004, S. 125-149.
- Baecker, Dirk (2001b): »Etwas Theorie«, in: ders., *Wozu Soziologie?* Berlin: Kadmos, 2004, S. 43-49.
- Baecker, Dirk (2001c): »Kapital als strukturelle Kopplung«, in: *Soziale Systeme* 7 (2): 314-327.
- Baecker, Dirk (2002a): *Wozu Systeme?* Berlin: Kadmos.
- Baecker, Dirk (2002b): »Beobachtung mit Medien«, in: ders., *Wozu Soziologie?* Berlin: Kadmos, 2004, S. 257-272.
- Baecker, Dirk (2002c): »Der Beobachter und die Soziologie. Ein Kommentar zu Wolfram Lutterer«, in: *Sociologia Internationalis* 40: 35-46.
- Baecker, Dirk (2003): »Die Zukunft der Soziologie«, in: *Soziologie* 1/2003: 66-70.
- Baecker, Dirk (2004a): »Paradoxien des Erinnerns«, in: ders., *Wozu Soziologie?* Berlin: Kadmos, S. 257-272.
- Baecker, Dirk (2004b): »Rechnen lernen«, in: ders., *Wozu Soziologie?* Berlin: Kadmos, S. 293-330.
- Baecker, Dirk (2004c): »Kulturelle Orientierung«, in: Günter Burkart/Gunter Runkel (Hg.), *Luhmann und die Kulturtheorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 58-90.
- Baecker, Dirk (2005a): *Kommunikation*, Leipzig: Reclam.
- Baecker, Dirk (2005b): *Form und Formen der Kommunikation*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2006a): *Wirtschaftssoziologie*, Bielefeld: transcript.

- Baecker, Dirk (2006b): »The Form of the Firm«, in: *Organization* 13 (1): 109-142.
- Baecker, Dirk (2007): Studien zur nächsten Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Baecker, Dirk (2008): »The N-Closure of the Observer«. Erscheint in: Michaela Pichlbauer/Siegfried Rosner (Hg.), *Systemdynamik und Systemethik: Gibt es eine Verantwortung für soziale Systeme?* Münster: LIT.
- Basieux, Pierre (2000): Die Architektur der Mathematik. Denken in Strukturen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bateson, Gregory (1972): *Steps to an Ecology of Mind*, Chicago: University of Chicago Press, 2000.
- Bateson, Gregory (1982): Geist und Natur. Eine notwendige Einheit, übersetzt von Hans Günter Holl, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.
- Becker, Howard S. (1998): *Tricks of the Trade. How to Think About Your Research While You're Doing It*, Chicago: The University of Chicago Press.
- Benjamin, Walter (1977): *Gesammelte Schriften, Band 2: Metaphysik der Jugend*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Besio, Cristina/Pronzini, Andrea (1999): »Die Beobachtung von Theorien und Methoden. Antwort auf A. Nassehi«, in: *Soziale Systeme* 5 (2): 385-397.
- Blum, Alan F./McHugh, Peter (1971): »The Social Ascription of Motives«, in: *American Sociological Review* 36: 98-109.
- Blumenberg, Hans (1987): *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Blumer, Herbert (1956): »Sociological Analysis and the ›Variable‹«, in: *American Sociological Review* 21 (6): 683-690.
- Boudon, Raymond (1991): »What Middle-Range Theories are«, in: *Contemporary Sociology* 20 (4): 519-522.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982.
- Brauns, Jörg (Hg.) (2002): *Form und Medium*, Weimar: Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften.
- Braverman, Harry (1977): *Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß*, Frankfurt/New York: Campus.
- Brunsson, Nils (1985): *The Irrational Organization. Irrationality as a Basis for Organizational Action and Change*, Chichester et al.: Wiley.

- Brunsson, Nils (1989): *The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions, and Actions in Organizations*, Chichester/New York: Wiley.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Berlin: Fischer.
- Bunge, Mario (1987): *Kausalität. Geschichte und Probleme*, Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Burke, Kenneth (1945): *A Grammar of Motives*, Reprint, Berkeley: California UP, 1969.
- Burzan, Nicole (2005): *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien*, 2. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag.
- Carnap, Rudolf (1928): *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg: Meiner, 1999.
- Carrier, Martin (1992): »Aspekte und Probleme kausaler Beschreibungen in der gegenwärtigen Physik«, in: *Neue Hefte für Philosophie* 32/33: 82-104.
- Cederman, Lars-Erik (2005): »Computational Models of Social Forms: Advancing Generative Process Theory«, in: *American Journal of Sociology* 110 (4): 864-893.
- Coleman, James S. (1986): »Social Theory, Social Research, and a Theory of Action«, in: *American Journal of Sociology* 91 (6): 1309-1335.
- Coleman, James S. (1990): *Foundations of Social Theory*, Cambridge, Mass.: Harvard UP, 1994.
- Collins, Randall (1981): »On the Microfoundations of Macrosociology«, in: *American Journal of Sociology* 86 (5): 984-1014.
- Collins, Randall (1988): *Theoretical Sociology*, San Diego et al.: Harcourt Brace Jovanovich.
- Corsi, Giancarlo (2001): »Geräuschlos und unbemerkt: Zur Paradoxie struktureller Kopplung«, in: *Soziale Systeme* 7 (2): 253-266.
- Czarniawska, Barbara (1998): *A Narrative Approach to Organization Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage.
- De Joia, Alex/Stenton, Adrian (Hg.) (1980): *Terms in Systemic Linguistics. A Guide to Halliday*, London: Batsford.
- Deleuze, Gilles (1987): *Foucault*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles (1996): *Lust und Begehren*, Berlin: Merve.
- Diekmann, Andreas (2004): *Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*, 12. Auflage, Reinbek bei Hamburg: rowohlt.
- Douglas, Mary (1966): *Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*, London and New York: Routledge, 2002.

- Drucker, Peter F. (1988): »The Coming of the New Organization«, in: *Harvard Business Review* 66 (1): 45-53.
- Dupuy, Jean-Pierre/Varela, Francisco (1991): »Kreative Zirkelschlüsse: Zum Verständnis der Ursprünge«, in: Paul Watzlawick/Peter Krieg (Hg.), *Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus*, Festschrift für Heinz von Foerster, München/Zürich: Piper, S. 247-275.
- Durkheim, Emile (1893): *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.
- Durkheim, Emile (1895): *Die Regeln der soziologischen Methode*, herausgegeben und eingeleitet von René König. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995.
- Eccles, Robert G./White, Harrison C. (1988): »Price and Authority in Inter-Profit Center Transactions«, in: *American Journal of Sociology* 94, Supplement: Organizations and Institutions: Sociological and Economic Approaches to the Analysis of Social Structure, S. S17-S51.
- Edwards, Richard (1979): *Contested Terrain. The Transformation of the Workplace in the Twentieth Century*, New York: Basic Books.
- Eigmüller, Monika/Vobruba, Georg (Hg.) (2006): *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Elias, Norbert (1970): *Was ist Soziologie?* Weinheim/München: Juventa, 2009.
- Emirbayer, Mustafa (1997): »Manifesto for a Relational Sociology«, in: *American Journal of Sociology* 103 (2): 281-317.
- Emirbayer, Mustafa/Goodwin, Jeff (1994): »Network Analysis, Culture, and the Problem of Agency«, in: *American Journal of Sociology* 99 (6): 1411-1454.
- Esposito, Elena (2001): »Strukturelle Kopplung mit unsichtbaren Maschinen«, in: *Soziale Systeme* 7 (2): 241-252.
- Esposito, Elena (2002): *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft, aus dem Italienischen von Alessandra Corti*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*, Frankfurt/New York: Campus.
- Esser, Hartmut (1994): »Kommunikation und ›Handlung‹«, in: ders., *Soziologische Anstöße*, Frankfurt/New York: Campus, 2004, S. 175-202.

- Esser, Hartmut (2000): Soziologie. Spezielle Grundlagen, Band 4: Opportunitäten und Restriktionen, Frankfurt/NewYork: Campus.
- Esser, Hartmut (2002): »Was könnte man (heute) unter einer ›Theorie mittlerer Reichweite‹ verstehen?«, in: Renate Mayntz (Hg.), Akteure – Modelle – Mechanismen. Zur Theoriefähigkeit makrosozialer Analysen, Frankfurt/New York: Campus, S. 128-150.
- Esser, Hartmut (2004): Soziologische Anstösse, Frankfurt/New York: Campus.
- Fararo, Thomas J. (1973): Mathematical Sociology: An Introduction to Fundamentals, New York et al.: John Wiley & Sons.
- Fararo, Thomas J. (2000): »Cognitive Value Commitments in Formal Theoretical Sociology«, in: *Sociological Theory* 18 (3): 475-481.
- Firsching, Horst (1998): »Ist der Begriff ›Gesellschaft‹ theoretisch haltbar? Zur Problematik des Gesellschaftsbegriffs in Niklas Luhmanns ›Die Gesellschaft der Gesellschaft‹«. *Soziale Systeme* 4 (1): 161-173.
- Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Foucault, Michel (1966): Die Ordnung der Dinge, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974.
- Foucault, Michel (1975): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.
- Foucault, Michel (1976a): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.
- Foucault, Michel (1976b): Mikrophysik der Macht. Über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin, Berlin: Merve.
- Friedrichs, Jürgen/Lüdtke, Hartmut (1973): Teilnehmende Beobachtung. Einführung in die sozialwissenschaftliche Feldforschung, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Fuchs, Peter (1999): Intervention und Erfahrung, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fuchs, Peter (2004): Theorie als Lehrgedicht. Systemtheoretische Essays 1, Bielefeld: transcript.
- Fuchs, Stephan (2001a): Against Essentialism. A Theory of Culture and Society, Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Fuchs, Stephan (2001b): »Beyond Agency«, in: *Sociological Theory* 19 (1): 24-40.

- Fuhse, Jan (2009): »The Meaning Structure of Social Networks«, in: *Sociological Theory* 27 (1): 51-73.
- Gadamer, Hans-Georg (1975): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, 4. Auflage, Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Garfinkel, Harold (1948): Seeing Sociologically. The Routine Grounds of Social Action, herausgegeben und eingeleitet von Anne Warfield Rawls, Boulder, CO: Paradigm Publishers, 2006.
- Garfinkel, Harold (1952): Toward a Sociological Theory of Information, herausgegeben und eingeleitet von Anne Warfield Rawls, Boulder, CO: Paradigm Publishers, 2008.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology, Reprint, Cambridge: Polity Press, 1984.
- Geertz, Clifford (1973): Dichte Beschreibungen. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.
- Gehlen, Arnold (1961): Anthropologische Forschung, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Gibson, David (2000): »Seizing the Moment. The Problem of Conversational Agency«, in: *Sociological Theory* 18 (3): 368-382.
- Gibson, David (2003): »Participation Shifts: Order and Differentiation in Group Conversation«, in: *Social Forces* 81 (4): 1335-1380.
- Gibson, David (2005): »Taking Turns and Talking Ties. Networks and Conversational Interaction«, in: *American Journal of Sociology* 110 (6): 1561-1597.
- Glanville, Ranulph (1979): »The Form of Cybernetics: Whitening the Black Box«, in: Society for General Systems Research (Hg.), General Systems Research: a Science, a Methodology, a Technology, Jan. 1979, Houston, TX/Louisville, S. 35-42.
- Glanville, Ranulph (1988a): Objekte, herausgegeben von Dirk Baecker, Berlin: Merve.
- Glanville, Ranulph (1988b): »Dasselbe ist anders«, in: ders., Objekte, herausgegeben von Dirk Baecker, Berlin: Merve, S. 61-78.
- Goffman, Erving (1967): Interaction Ritual. Essays in Face-to-Face Behavior, New York: Doubleday.
- Goffman, Erving (1974): Frame Analysis. An Essay in the Organization of Experience, Cambridge, Mass.: Cambridge UP.
- Goffman, Erving (1981): Forms of Talk, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.

- Greshoff, Rainer (2008): »Ohne Akteure geht es nicht! Oder: Warum die Fundamente der Luhmannschen Sozialtheorie nicht tragen«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 37 (6): 450-469.
- Groys, Boris (2000): *Unter Verdacht. Eine Phänomenologie der Medien*, München/Wien: Hanser.
- Günther, Gotthard (1976): »Cybernetic Ontology and Transjunctio-
nal Operations«, in: ders., *Beiträge zur Grundlegung einer ope-
rationsfähigen Dialektik*, Band 1, Hamburg: Meiner, S. 249-328.
- Günther, Gotthard (1979): »Life as Polycontextuality«, in: ders.,
Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik,
Band 2, Hamburg: Meiner, S. 283-306.
- Günther, Gotthard (2000): *Die amerikanische Apokalypse, aus dem
Nachlass herausgegeben von Kurt Klagenfurt*, München und
Wien: Profil Verlag.
- Halliday, Michael A. K. (1985): *An Introduction to Functional Gram-
mar*, London: Edward Arnold.
- Hannan, Michael T./Freeman, John (1989): *Organizational Ecology*,
Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Havelock, Eric A. (1963): *Preface to Plato*, Cambridge, Mass.: Belknap:
Harvard UP.
- Hayek, Friedrich August (1945): »The Use of Knowledge in Society«,
in: *American Economic Review* 35 (4): 519-530.
- Hedström, Peter/Swedberg, Richard (1996): Rational Choice, Empi-
rical Research, and the Sociological Tradition, in: *European Socio-
logical Review* 12 (2): 127-146.
- Hedström, Peter/Swedberg, Richard (Hg.) (1998): *Social Mecha-
nisms. An Analytical Approach to Social Theory*, Cambridge: Cam-
bridge UP.
- Heidegger, Martin (1930): *Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – End-
lichkeit – Einsamkeit*, Frankfurt am Main: Klostermann, 2004.
- Heider, Fritz (1926): »Ding und Medium«, in: *Symposion. Philoso-
phische Zeitschrift für Forschung und Aussprache*, Heft 2, S.
109-157.
- Hellmann, Kai-Uwe (1996): *Systemtheorie und neue soziale Bewe-
gungen. Identitätsprobleme in der Risikogesellschaft*, Opladen:
Westdeutscher Verlag.
- Heydebrand, Wolf V. (1989): »New Organizational Forms«, in: *Work
and Occupations* 16 (3): 323-357.

- Hilbert, Richard A. (1990): »Ethnomethodology and the Micro-Macro Order«, in: *American Sociological Review* 55 (6): 794-808.
- Hirschman, Albert O. (1977): *Leidenschaften und Interessen: Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.
- Hradil, Stefan (2001): *Soziale Ungleichheit in Deutschland*, 8. Auflage, Opladen: Leske + Budrich.
- Hutchins, Edwin (1995): *Cognition in the Wild*, Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Hutter, Michael (2001): »Structural Coupling between Social Systems: Art and the Economy as Mutual Sources of Growth«, in: *Soziale Systeme* 7 (2): 290-312.
- Hutter, Michael/Teubner, Gunther (1994): *Der Gesellschaft fette Beute. Homo juridicus und homo oeconomicus als kommunikationserhaltende Fiktionen*, in: Peter Fuchs/Andreas Göbel (Hg.), *Der Mensch – das Medium der Gesellschaft?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 110-145.
- Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.) (2008): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Karaffillidis, Athanasios (2002): *Organisation als generalisiertes Medium der modernen Gesellschaft*, Diplomarbeit, Bergische Universität Wuppertal. Unter: www.karaffillidis.com/downloads/Organisation_als_Medium.pdf
- Karaffillidis, Athanasios (2009): »Entkopplung und Kopplung. Wie die Netzwerktheorie zur Bestimmung sozialer Grenzen beitragen kann«, in: Roger Häußling (Hg.), *Grenzen von Netzwerken*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 105-131.
- Kauffman, Louis H. (1978): »Network Synthesis and Varela's Calculus«, in: *International Journal of General Systems* 4: 179-187.
- Kauffman, Louis H. (1987): »Self-reference and recursive forms«, in: *Journal of Social and Biological Structures* 10: 53-72.
- Kauffman, Louis H. (2000): »Virtual Logic – Formal Arithmetic«, in: *Cybernetics & Human Knowing* 7 (4): 91-95.
- Kauffman, Louis H. (2005): »Das Prinzip der Unterscheidung«, in: Dirk Baecker (Hg.), *Schlüsselwerke der Systemtheorie*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 173-190.
- Kauffman, Louis H. (2006): »Virtual Boundaries«, in: *Cybernetics & Human Knowing* 13 (2): 94-104.

- Keppler, Angela (2000): Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kieser, Alfred (1987): »From Ascetism to Administration of Wealth: Medieval Monasteries and the Pitfalls of Rationalization«, in: *Organization Studies* 8: 103-123.
- Kieser, Alfred (1989): »Organizational, Institutional, and Societal Evolution: Medieval Craft Guilds and the Genesis of Formal Organizations«, in: *Administrative Science Quarterly* 34: 540-564.
- Kieserling, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kieserling, André (2005): »Drei Vorbehalte gegen »Funktionssysteme«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 34 (6): 433-436.
- Kneer, Georg (2001): »Organisation und Gesellschaft. Zum ungeklärten Verhältnis von Organisations- und Funktionssystemen in Luhmanns Theorie sozialer Systeme«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (6): 407-428.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): »Spielarten des Konstruktivismus: Einige Notizen und Anmerkungen«, in: *Soziale Welt* 40: 86-96.
- König, René (1973a): »Einleitung«, in: ders. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 1: Geschichte und Grundprobleme, Stuttgart: Ferdinand Enke, S. 1-20.
- König, René (1973b): »Die Beobachtung«, in: ders. (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 2: Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung, erster Teil, Stuttgart: Ferdinand Enke, S. 1-65.
- König, René (1984): »Einleitung«, in: Emile Durkheim, Regeln der soziologischen Methode, herausgegeben und eingeleitet von René König, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 21-82.
- Kosko, Bart (1993): fuzzy-logisch. Eine neue Art des Denkens, Hamburg: Carlsen.
- Krishna, Daya (1971): »The Self-fulfilling Prophecy« and the Nature of Society«, in: *American Sociological Review* 36: 1104-1107.
- Kron, Thomas (2010): Zeitenössische soziologische Theorien. Zentrale Beiträge aus Deutschland, Wiesbaden: VS Verlag.
- Kron, Thomas/Winter, Lars (2005): »Fuzzy-Systeme – Überlegungen zur Vagheit sozialer Systeme«, in: *Soziale Systeme* 11 (2): 370-394.

- Lakoff, George (1987): *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*, Chicago: The University of Chicago Press.
- Lamont, Michèle/Fournier, Marcel (Hg.) (1992): *Cultivating Differences: Symbolic Boundaries and the Making of Inequality*, Chicago und London: The University of Chicago Press.
- Lamont, Michèle/Molnár, Virág (2002): »The Study of Boundaries in the Social Sciences«, in: *Annual Review of Sociology* 28: 167-195.
- Latour, Bruno (1988): »A Relativistic Account of Einstein's Relativity«, in: *Social Studies of Science* 18 (1): 3-44.
- Latour, Bruno (1996): »On actor-network theory: A few clarifications«, in: *Soziale Welt* 47 (4): 369-381.
- Latour, Bruno (1999): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*, aus dem Französischen von Gustav Roßler, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.
- Latour, Bruno (2003): »Die Versprechen des Konstruktivismus«, in: Jörg Huber (Hg.), *Interventionen 12: Person/Schauplatz*, Zürich: Edition Voldemeer, S. 183-208.
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, aus dem Englischen von Gustav Roßler, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1979): *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*, Beverly Hills, CA: Sage.
- Laz, Cheryl (1998): »Act Your Age«, in: *Sociological Forum* 13 (1): 85-113.
- Lee, Daniel B./Brosziewski, Achim (2007): »Participant Observation and Systems Theory: Theorizing the Ground«, in: *Soziale Welt* 58 (3): 255-269.
- Leifer, Eric M. (1991): *Actors as Observers. A Theory of Skill in Social Relationships*, New York/London: Garland.
- Leifer Eric M. (2002): »Micromoment Management: Jumping at Chances für Status Gain«, in: Dirk Baecker (Hg.), *Management Out of Networks and Systems*, *Soziale Systeme* 8 (2): 165-177.
- Lemke, Thomas (2004): *Veranlagung und Verantwortung. Genetische Diagnostik zwischen Selbstbestimmung und Schicksal*, Bielefeld: transcript.
- Lepenies, Wolf (1985): *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, Frankfurt am Main: Fischer, 2006.

- Lepenies, Wolf (Hg.) (1997): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lieckweg, Tania (2001): »Strukturelle Kopplung von Funktionssystemen ›über‹ Organisation«, in: *Soziale Systeme* 7 (2): 267-289.
- Lieckweg, Tania (2003): Das Recht der Weltgesellschaft. Systemtheoretische Perspektiven auf die Globalisierung des Rechts am Beispiel der *lex mercatoria*, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Lindemann, Gesa (2006): »Die Emergenzfunktion und die konstitutive Funktion des Dritten. Perspektiven einer kritisch-systematischen Theorieentwicklung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 35 (2): 82-101.
- Long, Jeffrey G. (1999a): »Editor's Note«, in: *Semiotica* 125-1/3: 1-13.
- Long, Jeffrey G. (1999b): »How Could the Notation be the Limitation?«, in: *Semiotica* 125-1/3: 21-31.
- Luhmann, Niklas (1962): »Funktion und Kausalität«, in: ders., Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991, S. 9-30.
- Luhmann, Niklas (1964): »Funktionale Methode und Systemtheorie«, in: ders., Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991, S. 31-53.
- Luhmann, Niklas (1966): »Reflexive Mechanismen«, in: ders., Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991, S. 92-112.
- Luhmann, Niklas (1967): »Soziologische Aufklärung«, in: ders., Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991, S. 66-91.
- Luhmann, Niklas (1970): »Institutionalisierung – Funktion und Mechanismus im sozialen System der Gesellschaft«, in: Helmut Schelsky (Hg.), Zur Theorie der Institution, Düsseldorf: Bertelsmann, S. 27-41.
- Luhmann, Niklas (1971a): »Sinn als Grundbegriff der Soziologie«, in: Jürgen Habermas/Niklas Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 25-100.
- Luhmann, Niklas (1971b): »Die Weltgesellschaft«, in: ders., Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991, S. 51-71.
- Luhmann, Niklas (1974a): »Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien«,

- in: ders., Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag 1991, S. 170-192.
- Luhmann, Niklas (1974b): »Symbiotische Mechanismen«, in: ders., Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 228-244.
- Luhmann, Niklas (1975a): »Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie«, in: ders., Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991, S. 9-20.
- Luhmann, Niklas (1975b): »Über die Funktion der Negation in sinnkonstituierenden Systemen«, in: ders., Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 35-49.
- Luhmann, Niklas (1978): »Erleben und Handeln«, in: ders., Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 67-80.
- Luhmann, Niklas (1979): »Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften«, in: ders., Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 198-227.
- Luhmann, Niklas (1980a): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993.
- Luhmann, Niklas (1980b): »Temporalstrukturen des Handlungssystems. Zum Zusammenhang von Handlungs- und Systemtheorie«, in: ders., Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 126-150.
- Luhmann, Niklas (1981a): »Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation«, in: ders., Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 25-34.
- Luhmann, Niklas (1981b): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993.
- Luhmann, Niklas (1984a): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1984b): »Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst«, in: *Delfin* 3: 51-69.

- Luhmann, Niklas (1984c): »Organisation«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 6, Basel: Schwabe, Sp. 1326-1328.
- Luhmann, Niklas (Hg.) (1985): Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1986a): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? 2. Auflage, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1990.
- Luhmann, Niklas (1986b): »Das Medium der Kunst«, in: *Delfin* 4: 6-15.
- Luhmann, Niklas (1986c): »»Distinctions directrices«. Über die Codierung von Semantiken und Systemen«, in: ders., Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1994, S. 13-31.
- Luhmann, Niklas (1987): »Was ist Kommunikation?«, in: ders., Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995, S. 113-124.
- Luhmann, Niklas (1988a): Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.
- Luhmann, Niklas (1988b): »Organisation«, in: Willi Küpper/Günther Ortmann (Hg.), Mikropolitik. Rationalität, Macht und Spiele in Organisationen, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 165-185.
- Luhmann, Niklas (1988c): »Wie ist Bewusstsein an Kommunikation beteiligt?«, in: ders., Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995, S. 37-54.
- Luhmann, Niklas (1989a): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998.
- Luhmann, Niklas (1989b): »Reden und Schweigen«, in: Niklas Luhmann/Peter Fuchs, Reden und Schweigen, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7-20.
- Luhmann, Niklas (1990a): Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990b): »Identität – was oder wie?«, in: ders., Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 14-30.
- Luhmann, Niklas (1990c): »Vorwort«, in: ders., Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 7-13.
- Luhmann, Niklas (1990d): »Das Erkenntnisprogramm des Konstruktivismus und die unbekannt bleibende Realität«, in: ders.,

- Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag, 1993, S. 31-58.
- Luhmann, Niklas (1990e): »Gleichzeitigkeit und Synchronisation«, in: ders., Soziologische Aufklärung 5: Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 95-130.
- Luhmann, Niklas (1991): »Die Form ›Person‹«, in: *Soziale Welt* 42: 166-175.
- Luhmann, Niklas (1992a): Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1992b): »Kontingenz als Eigenwert der modernen Gesellschaft«, in: ders., Beobachtungen der Moderne, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 93-128.
- Luhmann, Niklas (1993a): »Die Paradoxie der Form«, in: Dirk Baecker (Hg.), Kalkül der Form, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 197-212.
- Luhmann, Niklas (1993b): Das Recht der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann (1993c): »Die Paradoxie des Entscheidens«, in: *Verwaltungs-Archiv* 84 (3): 287-310.
- Luhmann, Niklas (1995a): Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995b): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 4, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.
- Luhmann, Niklas (1995c): »Kultur als historischer Begriff«, in: ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 4, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999, S. 31-54.
- Luhmann, Niklas (1996a): Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen, herausgegeben und eingeleitet von Kai-Uwe Hellmann, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1996b): Die Realität der Massenmedien, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1997a): Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997b): »Die Kontrolle von Intransparenz«, in: Heinrich W. Ahlemeyer/Roswitha Königswieser (Hg.), Komplexität managen. Strategien, Konzepte und Fallbeispiele, Wiesbaden: Gabler, S. 51-76.

- Luhmann, Niklas (1997c): »Selbstorganisation und Mikrodiversität: Zur Wissenssoziologie des neuzeitlichen Individualismus«, in: *Soziale Systeme* 3 (1): 23-32.
- Luhmann, Niklas (2000a): Die Politik der Gesellschaft, herausgegeben von André Kieserling, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000b): Organisation und Entscheidung, Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (2002): Einführung in die Systemtheorie, herausgegeben von Dirk Baecker, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Luhmann, Niklas (2005): Einführung in die Theorie der Gesellschaft, herausgegeben von Dirk Baecker, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Malinowski, Bronislaw (1944): Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005.
- Mantzavinos, Chrysostomos (2001): Individuals, Institutions, and Markets, Cambridge: Cambridge UP.
- Maruyama, Magoroh (1963): »The Second Cybernetics. Deviation-Amplifying Mutual Causal Processes« und »A Postscript to »The Second Cybernetics«, in: *American Scientist* 51: 164-179 und 250A-256A.
- Marx, Karl (1867): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, Berlin: Dietz Verlag, 1974.
- Maturana, Humberto R. (1978): »Biology of Language: The Epistemology of Reality«, in: George A. Miller/Eric H. Lenneberg (Hg.), *Psychology and Biology of Language and Thought: Essays in Honor of Eric Lenneberg*, New York: Academic Press, S. 27-64.
- Maturana, Humberto R. (1981): »Autopoiesis«, in: Milan Zeleny (Hg.), *Autopoiesis. A Theory of Living Organization*, New York: North-Holland, S. 21-32.
- Maturana, Humberto R. (1985): Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit, Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
- Maturana, Humberto R./Varela Francisco J. (1984): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, Bern/München: Scherz, 1987.
- Maus, Heinz (1973): »Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung«, in: René König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 1: Geschichte und Grundprobleme, Stuttgart: Ferdinand Enke, S. 21-56.

- Mauss, Marcel (1925): *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990.
- Mayntz, Renate (Hg.) (1967): *Formalisierte Modelle in der Soziologie*, Neuwied am Rhein/Berlin: Luchterhand.
- Mayntz, Renate (1987): »Politische Steuerung und gesellschaftliche Steuerungsprobleme. Anmerkungen zu einem theoretischen Paradigma«, in: *Jahrbuch zur Staats- und Verwaltungswissenschaft* 1: 89-110.
- McCulloch, Warren S. (1945): »A Heterarchy Of Values Determined By The Topology of Nervous Nets«, in: ders., *Embodiments of Mind*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1970, S. 40-45.
- McCulloch, Warren S. (1952): »Toward Some Circuitry Of Ethical Robots Or An Observational Science Of The Genesis Of Social Evaluation In The Mind-Like Behavior Of Artifacts«, in: ders., *Embodiments of Mind*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1970, S. 194-202.
- McCulloch, Warren S./Pitts, Walter H. (1943): »A Logical Calculus of the Ideas Immanent in Nervous Activity«, in: Warren S. McCulloch, *Embodiments of Mind*, Cambridge, Mass.: MIT Press, 1970, S. 19-39.
- Mead, George Herbert (1932): *Philosophy of the Present*, Amherst, NY: Prometheus, 2002.
- Mead, George Herbert (1934): *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995.
- Menger, Carl (1871): *Gesammelte Werke, Band I, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, 2. Auflage, herausgegeben mit einer Einleitung und einem Schriftenverzeichnis von F. A. Hayek, Tübingen: J.C.B. Mohr, 1968.
- Merleau-Ponty, Maurice (1946): »Das Primat der Wahrnehmung und seine philosophischen Konsequenzen«, in: ders., *Das Primat der Wahrnehmung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003, S. 26-84.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin: Walter de Gruyter.
- Merton, Robert K. (1949a/1968): »On Sociological Theories of the Middle Range«, in: ders., *Social Theory and Social Structure*, Enlarged Edition, New York: The Free Press, 1968, S. 39-72.

- Merton, Robert K. (1949b/1968): »The Self-Fulfilling Prophecy«, in: ders., *Social Theory and Social Structure*, Enlarged Edition, New York: The Free Press, 1968, S. 475-490.
- Merton, Robert K. (1957): »Manifest and Latent Functions«, in: ders., *Social Theory and Social Structure*, Enlarged Edition, New York: The Free Press, 1968, S. 73-138.
- Merton, Robert K. (1959): »Introduction: Notes on Problem-Finding in Sociology«, in: ders./Leonard Broom/Leonard S. Cottrell, Jr. (Hg.), *Sociology Today. Problems and Prospects*, New York: Basic Books, S. ix-xxxiv.
- Merton, Robert K. (1968a): *Social Theory and Social Structure*, Enlarged Edition, New York: The Free Press.
- Merton, Robert K. (1968b): »On the History and Systematics of Sociological Theory«, in: ders., *Social Theory and Social Structure*, Enlarged Edition, New York: The Free Press, S. 1-38.
- Meyer, John W. (2005): *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meyer, John W./Boli, John/Thomas, George M./Ramirez, Francisco O. (1997): »World Society and the Nation-State«, in: *American Journal of Sociology* 103 (1): 144-181.
- Meyer, John W./Jepperson, Ronald L. (2000): »The ›Actors‹ of Modern Society: The Cultural Construction of Social Agency«, in: *Sociological Theory* 18 (1): 100-120.
- Meyer, John W./Rowan, Brian (1977): »Institutionalized Organizations. Formal Structure as Myth and Ceremony«, in: *American Journal of Sociology* 83 (2): 340-363.
- Meyer, John W./Scott, W. Richard/Deal, Terrence E. (1981): »Institutional and Technical Sources of Organizational Structure: Explaining the Structure of Educational Organizations«, in: John W. Meyer/W. Richard Scott (Hg.), *Organizational Environments: Ritual and Rationality*, Updated Edition, Newbury Park/London: Sage, S. 45-67.
- Mills, C. Wright (1940): »Situating Actions and Vocabularies of Motive«, in: *American Sociological Review* 5 (6): 904-913.
- Mills, C. Wright (1959): *The Sociological Imagination*, Fortieth Anniversary Edition, Oxford/New York: Oxford UP, 2000.
- Mische, Ann/White, Harrison C. (1998): »Between Conversation and Situation: Public Switching Dynamics across Network Domains«, in: *Social Research* 65 (3): 695-724.

- Mittelstaedt, Peter (2000): »Universell und inkonsistent? Quantenmechanik am Ende des 20. Jahrhunderts«, in: *Physikalische Blätter* 56 (12):65-68.
- Nassehi, Armin (1998): »Gesellschaftstheorie und empirische Forschung. Über die ›Methodologischen Vorbemerkungen‹ in Luhmanns Gesellschaftstheorie«, in: *Soziale Systeme* 4: 199-206.
- Nassehi, Armin/Saake, Irmhild (2002): »Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 31 (1): 66-86.
- Neisser, Ulric (1979): *Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie*, Stuttgart: Klett.
- Neumann, John von/Morgenstern, Oskar (1944): *Theory of Games and Economic Behavior*, Third Edition, Princeton: Princeton UP, 1953.
- Opp, Karl-Dieter (2002): *Methodologie der Sozialwissenschaften. Einführung in Probleme ihrer Theoriebildung und praktischen Anwendung*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Orton, J. Douglas/Weick, Karl E. (1990): »Loosely Coupled Systems: A Reconceptualization«, in: *Academy of Management Review* 15 (2): 203-223.
- Park, Robert E./Burgess, Ernest W./McKenzie, Roderick D. (1925): *The City. Suggestions for Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*, Chicago/London: University of Chicago Press.
- Parsons, Talcott (1956): »Suggestions for a Sociological Approach to the Theory of Organizations – I«, in: *Administrative Science Quarterly* 1: 63-85.
- Parsons, Talcott (1959): »General Theory in Sociology«, in: Robert K. Merton/Leonard Broom/Leonard S. Cottrell (Hg.), *Sociology Today. Problems and Prospects*, New York: Basic Books, 1959, S. 3-38.
- Parsons, Talcott (1960): »Some Ingredients of a General Theory of Formal Organizations«, in: ders., *Structure and Process in Modern Societies*, Illinois: The Free Press of Glencoe, S. 59-96.
- Parsons, Talcott (1966): *Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975.
- Parsons, Talcott (1968): »Social Systems«, in: ders., *Social Systems and the Evolution of Action Theory*, New York: The Free Press, S. 177-203.

- Parsons, Talcott (1972a): *Das System moderner Gesellschaften*, Weinheim/München: Juventa, 2000.
- Parsons, Talcott (1972b): »Culture and Social System Revisited«, in: *Social Science Quarterly* 53: 253-266.
- Parsons, Talcott (1977): »Social Structure and the Symbolic Media of Interchange«, in: ders., *Social Systems and the Evolution of Action Theory*, New York: The Free Press, S. 204-228.
- Parsons, Talcott/Bales, Robert F. (1953): »The Dimensions of Action-Space«, in: Talcott Parsons/Robert F. Bales/Edward A. Shils, *Working Papers in the Theory of Action*, New York: The Free Press, S. 63-109.
- Parsons, Talcott/Platt, Gerald M. (1972): *Die amerikanische Universität. Ein Beitrag zur Soziologie der Erkenntnis*, aus dem Englischen übersetzt von Michael Bischoff, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990.
- Pawson, Ray (2000): »Middle-range Realism«, in: *European Journal of Sociology* 41 (2): 283-325.
- Pfeffer, Jeffrey/Salancik, Gerald R. (1979): *The External Control of Organizations. A Resource Dependence Perspective*, Stanford: Stanford UP, 2003.
- Platt, Robert (1989): »Reflexivity, recursion, and social life: elements for a postmodern sociology«, in: *Sociological Review* 37 (4): 636-667.
- Polanyi, Karl (1944): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, übersetzt von Heinrich Jelinek, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.
- Pólos, László/Hannan, Michael T./Carroll, Glenn R. (2002): »Foundations of a Theory of Social Forms«, in: *Industrial and Corporate Change* 11 (1), S. 85-115.
- Popper, Karl R. (1961): »Die Logik der Sozialwissenschaften«, in: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. München: dtv, 1993, S. 103-123.
- Pratt, John W./Zeckhauser, Richard J. (Hg.) (1984): *Principals and Agents: The Structure of Business*, Boston, Mass.: Harvard Business School Press.
- Rammert, Werner (2007): *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*, Wiesbaden: VS Verlag.

- Rammert, Werner/Schulz-Schaeffer, Ingo (2002): »Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt«, in: dies. (Hg.), Können Maschinen Handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik, Frankfurt/New York: Campus, S. 11-64.
- Räwel, Jörg (2007): »Theoretische Empirie – empirische Theorie. Synthese erkenntnistheoretischer Einsichten in der Systemtheorie«, in: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 33 (3): 443-463.
- Rapoport, Anatol (1980): Mathematische Methoden in den Sozialwissenschaften, Würzburg/Wien: Physica.
- Ratzenhofer, Gustav (1898): Die Sociologische Erkenntnis: Positive Philosophie des socialen Lebens, Leipzig: F. A. Brockhaus.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4): 282-301.
- Reimann, Horst et al. (1991): Basale Soziologie: Hauptprobleme, 4., neubearbeitete und revidierte Auflage, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rotman, Brian (2000): Die Null und das Nichts. Eine Semiotik des Nullpunkts, Berlin: Kadmos.
- Ruesch, Jürgen/Bateson, Gregory (1951): Communication. The Social Matrix of Psychiatry, New York: W. W. Norton, 1987.
- Russell, Bertrand (1912): »On the Notion of Cause«, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 13: 1-26.
- Saake, Irmhild/Nassehi, Armin (2007): »Einleitung: Warum Systeme? Methodische Überlegungen zu einer sachlich, sozial und zeitlich verfassten Wirklichkeit«, in: *Soziale Welt* 58 (3): 233-253.
- Sabel, Charles (1991): »Moebius-Strip Organizations and Open Labor Markets: Some Consequences of the Reintegration of Conception and Execution in a Volatile Economy«, in: Pierre Bourdieu/James S. Coleman (Hg.), Social Theory for a Changing Society, Boulder: Westview Press, S. 23-54.
- Sacks, Harvey (1963): »Sociological Description«, in: *Berkeley Journal of Sociology* 8: 1-16.
- Sacks, Harvey (1995): Lectures on Conversation, Volumes I & II, herausgegeben von Gail Jefferson, Malden, MA: Blackwell Publ.
- Sartre, Jean-Paul (1944): Geschlossene Gesellschaft, Stück in einem Akt, Neuübersetzung von Traugott König, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2002.

- Scheff, Thomas J. (2005): »The Structure of Context: Deciphering *Frame Analysis*«, in: *Sociological Theory* 23 (4): 368-385.
- Schelsky, Helmut (Hg.) (1970): Zur Theorie der Institution, Düsseldorf: Bertelsmann.
- Schimank, Uwe (1996): Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. Opladen: Leske + Budrich.
- Schimank, Uwe (2007): Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie, Weinheim: Juventa.
- Schmid, Michael (2006): Die Logik mechanismischer Erklärungen, Wiesbaden: VS Verlag.
- Schneider, Wolfgang Ludwig (1991): Objektives Verstehen. Rekonstruktion eines Paradigmas: Gadamer, Popper, Toulmin, Luhmann, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (1989): Methoden der empirischen Sozialforschung, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, München: Oldenbourg.
- Schönwälder, Tatjana/Wille, Katrin/Hölscher, Thomas (2004): George Spencer Brown. Eine Einführung in die »Laws of Form«, Wiesbaden: VS Verlag.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2007): Zugeschriebene Handlungen. Ein Beitrag zur Theorie sozialen Handelns, Weilerswist: Velbrück.
- Schütz, Alfred (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991.
- Schwinn, Thomas (2001): Differenzierung ohne Gesellschaft. Umstellung eines soziologischen Konzepts, Weilerswist: Velbrück.
- Serres, Michel (1980): Der Parasit, aus dem Französischen übersetzt von Michael Bischoff, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987.
- Shannon, Claude E./Weaver, Warren (1949): The Mathematical Theory of Communication, Urbana and Chicago: University of Illinois Press, 1963.
- Simmel, Georg (1890): »Über soziale Differenzierung. Soziologische und Psychologische Untersuchungen«, in: ders., Aufsätze 1887-1890, Gesamtausgabe Band 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989, S. 109-295.
- Simmel, Georg (1903): »Die Großstädte und das Geistesleben«, in: ders., Das Individuum und die Freiheit. Essays, Berlin: Klaus Walgenbach, 1984, S. 192-204.

- Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1992.
- Simmel, Georg (1917): *Grundfragen der Soziologie: Individuum und Gesellschaft*, Berlin und New York: de Gruyter, 1984.
- Simon, Fritz B. (1993): »Mathematik und Erkenntnis: Eine Möglichkeit die ›Laws of Form‹ zu lesen«, in: Dirk Baecker (Hg.), *Kalkül der Form*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 38-57.
- Smelser, Neil J. (1994): »Sociological Theories«, in: *International Social Science Journal* 139: 1-14.
- Smith, Joel (1991): »A Methodology for Twenty-First Century Sociology«, in: *Social Forces* 70 (1): 1-17.
- Smith, Vicki (1997): »New Forms of Work Organization«, in: *Annual Review of Sociology* 23: 315-339.
- Smith-Lovin, Lynn (2000): »Simplicity, Uncertainty, and the Power of Generative Theories«, in: *Contemporary Sociology* 29 (2): 300-306.
- Sombart, Werner (1916): *Der moderne Kapitalismus: Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, Band 2, München: dtv, 1987.
- Spencer, Herbert (1874): *The Principles of Sociology*, Reprint, Osnabrück: Zeller, 1966.
- Spencer-Brown, George (1969): *Laws of Form*. Portland: Cognizer, 1994.
- Spencer-Brown, George (1993): »Selfreference, Distinctions and Time«, in: *Teoria Sociologica* 1 (2): 47-53.
- Stäheli, Urs (1998): »Die Nachträglichkeit der Semantik. Zum Verhältnis von Sozialstruktur und Semantik«, in: *Soziale Systeme* 4 (2): 315-339.
- Stengers, Isabelle (1997): *Die Erfindung der modernen Wissenschaften*, Frankfurt/New York: Campus.
- Stichweh, Rudolf (2000): »Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung«, in: *Soziale Systeme* 6 (2): 237-250.
- Stinchcombe, Arthur L. (1968): *Constructing Social Theories*, Chicago: The University of Chicago Press, 1987.
- Ströker, Elisabeth (1992): »Warum-Fragen. Schwierigkeiten mit einem Modell für kausale Erklärungen«, in: *Neue Hefte für Philosophie* 32/33: 105-129.

- Sutter, Tilmann (Hg.) (1997): Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Tarde, Gabriel (1893/2009): Monadologie und Soziologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tilly, Charles (1997): »Micro, Macro, or Megrim?« Manuskript, Columbia University.
- Tilly, Charles (1998): Durable Inequality. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Tilly, Charles (2004a): Social Movements 1768-2004, Boulder, CO: Paradigm Publishers.
- Tilly, Charles (2004b): »Observations of Social Processes and Their Formal Representations«, in: *Sociological Theory* 22 (4): 595-602.
- Tilly, Charles (2005): Identities, Boundaries, and Social Ties, Boulder, CO: Paradigm Publishers.
- Türk, Klaus (1989): Neuere Entwicklungen in der Organisationsforschung. Ein Trend Report, Stuttgart: Enke.
- Türk, Klaus (1995a): »Die Organisation der Welt«. Herrschaft durch Organisation in der modernen Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Türk, Klaus (1995b): »Zur Kritik der politischen Ökonomie der Organisation«, in: ders., »Die Organisation der Welt«. Herrschaft durch Organisation in der modernen Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 37-92.
- Türk, Klaus (1995c): »Organisation und Ko-Operation«, in: ders., »Die Organisation der Welt«. Herrschaft durch Organisation in der modernen Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 93-112.
- Türk, Klaus (1997): »Organisation als Institution der kapitalistischen Gesellschaftsformation«, in: Günther Ortmann/Jörg Sydow/Klaus Türk (Hg.), Theorien der Organisation. Die Rückkehr der Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 124-180.
- Türk, Klaus (2005): »Organisation als Gegenstand kritischer Gesellschaftstheorie«, in: *Sozialwissenschaftliche Literatur-Rundschau* 51 (2): 74-84.
- Türk, Klaus/Lemke, Thomas/Bruch, Michael (2002): Organisation in der modernen Gesellschaft. Eine historische Einführung, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Turner, Frederick (1997): »Chaos and Social Science«, in: Raymond A. Eve/Sara Horsfall/Mary E. Lee (Hg.), Chaos, Complexity, and

- Sociology: Myths, Models, and Theories, Thousand Oaks, CA: Sage, S. xi-xxvii.
- Tyrell, Hartmann (1998): »Zur Diversität der Differenzierungstheorie. Soziologiehistorische Anmerkungen«, in: *Soziale Systeme* 4 (1): 119-149.
- Udy, Jr., Stanley H. (1970): *Work in Traditional and Modern Society*, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- von Uexküll, Jakob (1928): *Theoretische Biologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973.
- van Meter, Karl M. (1994): »Sociological Methodology«, in: *International Social Science Journal* XLVI (No. 139): 15-25.
- Varela, Francisco J. (1975): »A Calculus for Self-Reference«, in: *International Journal of General Systems* 2: 5-24.
- Varela, Francisco J. (1979): *Principles of Biological Autonomy*, New York: North Holland.
- Varela, Francisco J. (1990): *Kognitionswissenschaft – Kognitions-technik. Eine Skizze aktueller Perspektiven*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Varela, Francisco J. (1992): *Ethical Know-How. Action, Wisdom, and Cognition*, Stanford: Stanford UP.
- Vierkandt, Alfred (1923): *Gesellschaftslehre: Hauptprobleme der philosophischen Soziologie*, Stuttgart: Enke.
- Vogd, Werner (2005): *Systemtheorie und rekonstruktive Sozialforschung. Eine empirische Versöhnung unterschiedlicher theoretischer Perspektiven*, Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Vogd, Werner (2007): »Empirie oder Theorie? Systemtheoretische Forschung jenseits einer vermeintlichen Alternative«, in: *Soziale Welt* 58 (3): 295-321.
- von Foerster, Heinz (1972): »Bemerkungen zu einer Epistemologie des Lebendigen«, in: ders., *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*, herausgegeben von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 116-133.
- von Foerster, Heinz (1973): »Über das Konstruieren von Wirklichkeiten«, in: ders., *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*, herausgegeben von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 25-49.
- von Foerster, Heinz (1976): »Gegenstände: greifbare Symbole für (Eigen-) Verhalten«, in: ders., *Wissen und Gewissen. Versuch ei-*

- ner Brücke, herausgegeben von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 103-115.
- von Foerster, Heinz (1979): »Kybernetik der Kybernetik«, in: ders., KybernEthik, Berlin: Merve, 1993, S. 84-91.
- von Foerster, Heinz (1980): »Epistemologie der Kommunikation«, in: ders., Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, herausgegeben von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 269-281.
- von Foerster, Heinz (1984): »Prinzipien der Selbstorganisation im sozialen und betriebswirtschaftlichen Bereich«, in: ders., Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, herausgegeben von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 233-268.
- von Foerster, Heinz (1991): »Ethik und Kybernetik zweiter Ordnung«, in: ders., KybernEthik, Berlin: Merve, S. 60-83.
- von Foerster, Heinz (1993a): KybernEthik, Berlin: Merve.
- von Foerster, Heinz (1993b): »Für Niklas Luhmann: Wie rekursiv ist Kommunikation?« *Teoria Sociologica* I (2): 61-88.
- von Foerster, Heinz (1997): Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, herausgegeben von Siegfried J. Schmidt, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- von Foerster, Heinz (1999): »An Niklas Luhmann«, in: Theodor M. Bardmann/Dirk Baecker (Hg.), »Gibt es eigentlich den Berliner Zoo noch?« Erinnerungen an Niklas Luhmann, Konstanz: UVK, S. 13-15.
- von Wiese, Leopold (1950): Soziologie. Geschichte und Hauptprobleme, Berlin: Walter de Gruyter.
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D. (1968): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern: Hans Huber, 2000.
- Weaver, Warren (1948): »Science and Complexity«, in: *American Scientist* 36: 536-544.
- Weber, Max (1904): »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen: J.C.B. Mohr, S. 146-214.
- Weber, Max (1919): Wissenschaft als Beruf, mit einem Nachwort von Friedrich Tenbruck, Stuttgart: Reclam, 2002.
- Weber, Max (1921): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, fünfte, revidierte Auflage, herausgegeben von Johannes Winkelmann, Tübingen: J.C.B. Mohr, 1972

- Weick, Karl E. (1968): »Systematic Observational Methods«, in: Gardner Lindzey/Elliot Aronson (Hg.), *The Handbook of Social Psychology*, Second Edition, Reading, Mass.: Addison-Wesley, S. 357-451.
- Weick, Karl E. (1976): »Educational Organizations as Loosely Coupled Systems«, in: *Administrative Science Quarterly* 21: 1-19.
- Weick, Karl E. (1979): *Der Prozess des Organisierens*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985.
- Weick, Karl E. (2005): »The Experience of Theorizing: Sensemaking as Topic and Resource«, in: Ken G. Smith/Michael A. Hitt (Hg.), *Great Minds in Management. The Process of Theory Development*, New York: Oxford UP, S. 394-413.
- Weick, Karl E./Sutcliffe, Kathleen M. (2001): *Managing the Unexpected. Assuring High Performance in an Age of Complexity*, San Francisco: Jossey-Bass.
- Weingarten, Elmar/Sack, Fritz (1976): »Ethnomethodologie. Die methodische Konstruktion der Realität«, in: Elmar Weingarten/Fritz Sack/Jim Schenkein (Hg.), *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1979, S. 7-26.
- Weiss, Christina (2006): *Form und In-formation. Zur Logik selbstreferentieller Strukturgenese*, Würzburg: Königshausen und Neumann.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): »Doing Gender«, in: *Gender & Society* 1: 125-151.
- White, Harrison C. (1966): *Notes on Coupling-Decoupling*, Manuskript, Harvard University, Social Relations Department.
- White, Harrison C. (1982): »Interfaces«, in: *Connections* 5 (1): 11-20.
- White, Harrison C. (1990): »Interview with Harrison C. White«, in: Richard Swedberg, *Economics and Sociology. Redefining their Boundaries: Conversations with Economists and Sociologists*, Princeton: Princeton UP, S. 78-95.
- White, Harrison C. (1992): *Identity and Control. A Structural Theory of Social Action*, Princeton: Princeton UP.
- White, Harrison C. (1995): »Network Switchings and Bayesian Forks: Reconstructing the Social and Behavioral Sciences«, in: *Social Research* 62 (4): 1035-1063.

- White, Harrison C. (1997): »Can Mathematics Be Social? Flexible Representations for Interaction Process and Its Sociocultural Constructions«, in: *Sociological Forum* 12 (1): 53-71.
- White, Harrison C. (2008): *Identity and Control. How Social Formations Emerge*, Princeton: Princeton UP.
- White, Harrison C./Fuhse, Jan/Thiemann, Matthias/Buchholz, Larissa (2007): »Networks and Meaning: Styles and Switchings«, in: *Soziale Systeme* 13: 543-555.
- Williamson, Oliver E. (1985): *The Economic Institutions of Capitalism. Firms, Markets, Relational Contracting*, New York: Free Press.
- Wille, Katrin (2007): »Gendering George Spencer Brown? Die Form der Unterscheidung und die Analyse von Unterscheidungsstrategien in der Genderforschung«, in: Christine Weinbach (Hg.), *Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 15-50.
- Wilson, Franklin D./Smoke, Gale L./Martin, J. David (1973): »The Replication Problem in Sociology: A Report and a Suggestion«, in: *Sociological Inquiry* 43 (2): 141-149.
- Winograd, Terry/Flores, Fernando (1986): *Understanding Computers and Cognition. A New Foundation for Design*, Reading, Mass.: Addison-Wesley.
- Winship, Christopher (2007): »Introduction to the Special Section on Replication and Data Access«, in: *Sociological Methods & Research* 36 (2): 151-152.
- Wittgenstein, Ludwig (1921): *Tractatus logico-philosophicus*. Logisch-philosophische Abhandlung, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999.
- Zeisel, Hans (1975): »Zur Geschichte der Soziographie«, in: Marie Jahoda/Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 113-142 und 145-148 (Anmerkungen).
- Zerubavel, Eviatar (1993): *The Fine Line: Making Distinctions in Everyday Life*, Chicago: University of Chicago Press.

Index

- Abstraktion 21, 45, 353 f.
- Akteur 54, 78 f. Fn. 18, 80 f., 119
Fn. 8, 125, 146 f., 156 Fn.
42, 164, 186, 193, 202, 218
f., 262
- Ambiguität 99 ff., 211
- analytisches Vorgehen 14 Fn. 2,
121, 125, 130, 138 f., 148
Fn. 30, 161, 197 f., 202,
246, 294
- Arbeitsteilung 249
- Asymmetrie 23, 76, 209, 316 Fn.
12, 326 ff.
- Attraktor, s. Eigenwert
- Ausdifferenzierung 219, 253 ff.,
264, 313 Fn. 7
- Autologie 17, 93 f., 101 ff., 112
- Autonomie 179, 346
- Autopoiesis 13, 23, 180 ff., 191 f.,
204 f., 220, 244, 258, 270,
286, 305 ff., 342 f.
- Beobachter 11, 17, 23, 73 ff., 87,
90 f., 100 f., 119 Fn. 8,
140, 153 Fn. 34, 171, 174 ff.,
177 ff., 262, 273, 290, 350
- Beobachtung 16 f., 49, 59, 75 ff.,
81 ff., 89 f., 95, 100 f.,
123, 167 ff., 173 f., 175 f.,
186 ff., 204, 207, 265 ff.,
315 ff., 350
- Beobachtung/Operation, s. Ope-
ration/Beobachtung
- Bewusstsein 84 f., 111, 182 f.,
184 f., 209, 263 f., 273 ff.,
301, 337 f.
- Binarität 22 f., 324 ff.
- Blinder Fleck 170 f., 188 f.
- breakdown* 95 Fn. 5, 137, 226 f.
Fn. 23
- Bezugsprobleme 191, 229, 310
ff.
- cancellation/compensation* 137 f.,
315 Fn. 10
- Code/Codierung 298 Fn. 10,
308, 323 ff., 345 f.
- Codifizierung 278, 352
- compound contextuality* 183 f.
- condensation/confirmation* 136 f.,
336 Fn. 33
- Differenzierung 13, 24, 191 f., 251
Fn. 10, 252 ff., 266 ff., 282,
283, 286, 288, 289 f., 292
f., 302 f., 305 ff., 315, 318,
344 f.

Differenzierungsform(en) 293 f.
 Fn. 6, 306, 344
 Digitalisierung 278
 Dislokalität 149, 152, 158, 346
 Dritte, das 315, 317 ff.
 Duplikation 298 Fn. 10, 308,
 326
 Dynamik 73, 131, 149, 191, 262,
 308, 314

 Ebene(n) 152 ff., 253, 281, 345
 Eigenwert 18, 141, 200 Fn. 3,
 244, 260 ff., 280, 324, 339,
 346 f., 355
 Element(e) 59 Fn. 1, 107 Fn. 1,
 181, 202, 204, 206 ff., 228
 Empirie 15 f., 22 Fn. 11, 27, 34,
 44, 45 Fn. 16, 57, 63, 90,
 133, 143, 153 Fn. 34, 154, 173
 f., 354
 Energie 198, 205 f.
 Entkopplung, s. Kopplung
 Entropie 153 f. Fn. 35, 216 Fn. 11
 Ereignis 22 Fn. 11, 35 Fn. 8, 47
 Fn. 20, 138, 181, 202 ff.,
 208, 212, 214 f., 228, 283
 f., 289 Fn. 4, 309, 326
 Erfolgsmedien 309 f., 313 f., 317,
 318 ff., 324, 329
 Erleben 164, 237 ff., 310 ff.
 Erklärung 15 f., 17, 30 f., 33, 35,
 37, 38, 51, 56, 60, 62 Fn. 6,
 67, 93, 131 Fn. 17, 161 ff.,
 198, 239
 Erwartung 147 f., 190 f., 216 Fn.
 11, 221 ff., 315 f.
 Ethnomethodologie 14 Fn. 2, 70
 ff., 75, 77 ff., 81, 101, 138,
 230 Fn. 27

Evolution 32 Fn. 6, 223, 312 f.

fallacy of misplaced concreteness
 161
 Form 9 f., 22, 27, 39 f., 56, 80
 ff., 99, 107 ff., 117 f., 123 f.,
 126 f., 130 f., 133, 135, 142
 f., 149, 153, 159 ff., 178 Fn.
 10, 183, 187 ff., 212, 224 ff.,
 238 Fn. 35, 262 f., 287 f.,
 324, 325 Fn. 21, 344, 353
 Formtheorie 10 ff., 14 Fn. 2, 24,
 55 f., 68 f., 77, 81 f., 88 f.,
 93 f., 101 ff., 113 ff., 128,
 129 Fn. 16, 138 f., 179 f.,
 211, 246, 252 Fn. 11, 278
 Fn. 31, 307, 350
 Formalismus 16 f., 53 Fn. 27, 59,
 63 ff., 82, 86, 90 f., 95,
 172
 Fraktal 90 ff., 121 Fn. 11, 144,
 149, 153 ff.; siehe auch
 Selbstähnlichkeit
 Freiheitsgrad(e) 132, 181, 206,
 210 f., 239, 268, 279,
 352 f.
 Fremdreferenz, s. Selbstreferenz
 Funktion 33, 311 f.
 funktionale Analyse 27 Fn. 3,
 113, 312
 Funktionssystem(e) 305 ff., 320
 f. Fn. 18, 323 f., 342 f., 344
 Fn. 43
 Fuzzy-Logik 329 f. Fn. 27

 Ganzes/Teil 204, 249 ff., 251
 Fn. 10
 Gedächtnis 146 f. Fn. 29, 185,
 233, 340

- Gegenwart 202, 230, 233 f. Fn.
31, 289 Fn. 4
- Geld 227, 313 f., 316, 318 f.
- Gesellschaft 12 f., 23 f., 32 f., 39
f., 78, 111, 126, 138 ff., 152,
180 ff., 191 f., 199 f., 219 f.,
226 f., 229, 243 ff., 252,
255, 262 f., 267, 277 Fn.
30, 282, 283 ff., 302 f., 305
ff., 315, 317 Fn. 13, 329, 343
ff.
- Gesellschaftstheorie 113, 139 Fn.
23, 220, 345
- Gespräch 127 ff., 146, 148 f., 152,
155, 358 ff.
- Gewalt 301 f., 322 f., 338
- Gleichzeitigkeit 39, 53 f., 131 Fn.
17, 157, 209, 269 f., 289
- Gradualisierung 23, 97, 344
- Grenze(n) 10, 112, 118 f., 136 f.,
140 f. Fn. 25, 192, 202,
243, 254, 280 Fn. 35, 285
- Handeln, 35 ff., 71, 79, 193 f.,
220 f., 247; siehe auch Er-
leben
- Handlung 71, 118, 125 f., 156 Fn.
42, 193 ff., 239
- Handlungstheorie 107 Fn. 1,
164, 205, 209
- Heterarchie 154, 262, 344 ff.
- Hierarchie 248, 262 f. Fn. 19,
293 f. Fn. 6, 345
- Identität(en) 136 ff., 186, 187 Fn.
19, 235 Fn. 32, 265, 334,
340
- Immunisierung 140, 300
- Information 103, 159 ff., 205,
208 f., 211 ff., 232 Fn. 29,
248, 297, 335
- Injunktion 49, 93 Fn. 2, 94 f.,
165
- inkongruente Perspektiven 15,
19 ff., 22 Fn. 11
- innen/außen 121, 123, 137, 220,
233, 237, 262, 341
- Institution 223, 277 Fn. 31, 280
Fn. 35
- Integration 250, 253 Fn. 12, 266
Fn. 20, 268 f., 281 f.
- Interaktion 147 f., 148 Fn. 30,
158, 164, 267, 277 Fn. 30,
290, 291, 293 Fn. 6, 296
f., 302, 336 Fn. 33
- Kategorie(n)/Kategorisierung 10,
23, 118, 169, 185, 186 Fn.
18, 276, 300 Fn. 13, 302,
315
- Kausalität 12, 15 f., 28, 30 ff., 43,
50 ff., 59 f., 63 f. Fn. 7, 68
f., 115, 142 f. Fn. 26, 162,
198, 206 Fn. 6, 266, 271
ff., 278 f., 298, 310 f., 313
f., 352 f.
- Körper 140, 182, 184 f., 219, 254,
276, 297 Fn. 9, 301, 331 f.,
336 f., 337 Fn. 36, 340
- Kognition 61 Fn. 4, 157, 201 f.,
217, 226 f. Fn. 23, 269
- Kognitionswissenschaft 73, 103
Fn. 10, 170, 217, 276
- Kommunikation 12 f., 24, 39,
76, 80 ff., 99, 102, 116, 125
f., 139, 141, 149, 155, 159 ff.,
164 f., 169, 179 ff., 193 f.,

- 197 f., 199 Fn. 2, 200 f.,
205 f., 208 ff., 218 ff., 233,
236, 243, 251, 273 f., 285 f.,
296, 310 f., 315
– Technisierung von K. 218,
325 ff.
- Komplexität 16, 51, 54, 93, 114,
117, 135, 154, 162, 171, 288
- Konstruktion/Konstruktivismus
19, 98 Fn. 7, 201, 320 Fn.
18
- Kontext 47 f., 80, 83, 95, 136,
187 f., 213, 239, 257 ff.
- Kontingenz 30, 48, 101, 115, 137,
144, 191, 311, 315 ff., 332,
340, 346 Fn. 46, 350
- Kontingenzformeln 341
- Kontrolle 76, 132, 136, 172 f., 181,
184, 206 Fn. 6, 247, 264,
294, 322, 331 f. 343
- Kopplung/Entkopplung 206 Fn.
6, 253 f., 270, 281 f.
– strukturelle 263 ff., 269 ff.
337
– operative 263 ff., 279 f.
– sozialstrukturelle 276 ff.
– lose/feste (strikte) 228, 314
- Kultur 112 f., 129 Fn. 16, 185 Fn.
17, 200 Fn. 3, 252, 275 Fn.
28, 298 Fn. 10, 306
- Kunst 140 Fn. 25, 175 Fn. 6, 273
f., 289, 319 f.
- Leiblichkeit 331 f., 337 f.
- Liebe 228, 322
- Logik 74, 329 f. Fn. 27, 358 Fn. 2
- Lokalisierbarkeit 149, 152, 158
ff., 183 f., 195, 340
- Macht 322 f.
- Markt 157
- Massenmedien 255, 335
- Materialität 107, 118, 133, 158 ff.,
182, 207, 235 Fn. 32, 274,
296, 298
- Mathematik 10, 12, 24, 115 ff.,
120, 165, 209, 257 f., 333 f.,
356
- Medium 224 ff., 232, 308, 314
ff., 324 ff., 355 ff.
- Messinstrument 177
- Methode 14 f., 27 ff., 39, 43 ff.,
49 ff., 59, 66, 69, 76 f.,
80, 90 ff., 108, 138, 154,
172 ff., 211, 291
- Methodologie(n) 12 f. 15, 20 f.
Fn. 9, 49 ff., 59, 64, 66
ff., 75 ff., 89 f., 92 ff., 101,
138
- middle-range* 16, 61, 307, 349 ff.
- mikro/makro 21, 149 ff., 158 f.,
281, 352
- Mitteilung 125, 200, 208 ff.,
218 f., 220 f., 275
- Motiv/Motivation 107, 193, 195,
221 ff., 232, 274 Fn. 25,
309 ff., 319 ff. 336, 338
- Negation 230 f., 325 ff.
- Netzwerk 74, 148, 159, 163, 239,
274, 280 ff., 307, 320 f.
Fn. 18, 344
- Notation 17 ff., 84 ff., 95 Fn. 5,
99 f., 103 f., 119 ff., 128,
137 Fn. 22, 165, 203, 209,
213 Fn. 9, 238, 258 Fn. 16,
271 Fn. 23, 349, 352, 355

- Nullmethodik 332, 333 f., 338
(Abb. 7)
- Ökologie 47, 148 f., 220, 254,
263, 301
- Operation 21 f., 59 Fn. 1, 73, 78
ff., 84 f. Fn. 22, 102, 121 ff.,
146 f. Fn. 29, 168 f., 187
Fn. 19, 201 ff., 211 f., 230
Fn. 26, 232, 256, 262, 269
f., 272 f., 317, 326
- Operation/Beobachtung 84, 175
f. 181, 186 ff., 191 ff., 264
ff.
- operational research* 51, 93, 134
Fn. 18, 198 Fn. 1
- Ordnung/Ordnen 22, 79, 100,
138 f., 161, 212, 216 f., 265,
288, 290 f., 293 Fn. 6, 294
f., 305, 312, 315, 317 f., 325,
345, 346
- Organisation(en) 20 f. Fn. 9, 52
Fn. 25, 56 Fn. 30, 125, 144,
151 f., 157, 191, 193, 205 f.,
234, 247 f., 251, 256, 258
ff., 262 f. Fn. 19, 274, 275
Fn. 28, 292, 296, 297 f.,
302, 308, 314, 339, 340
Fn. 40
- Oszillation 34, 97, 131, 145 ff.,
162, 207, 209, 227, 286,
340, 359
- Paradoxie 39, 55, 116, 121, 135,
140 Fn. 24, 141, 142 ff.,
170, 288 f., 329 f. Fn. 27,
355, 358 ff.
- Person 184, 233 Fn. 30, 234, 237,
274 Fn. 25, 297, 336 Fn. 33
- Polykontextualität 184, 329
- Präferenz 325 ff., 344 f. (Fn. 44)
- Praxis 20 f. Fn. 9, 45, 53, 56 Fn.
30, 72, 73, 143, 289, 354,
355
- Problemgenese 60 ff., 68, 350
- Problemstellung(en) 19 f., 31, 40
f., 100, 107, 115, 120 Fn. 9,
168, 198, 332, 345 Fn. 44
- Produktion 206 Fn. 6, 208, 220
- Programmierung 308, 332, 334
f., 339 f.
- Protestbewegung 292 f., 296,
298 ff.
- Raum 47, 123, 131, 137, 146 Fn.
28, 150, 204, 212 f., 218,
226, 230, 307 Fn. 3, 312;
siehe auch Verräumli-
chung
- re-entry 83, 97, 131 f., 139 ff., 145,
146 Fn. 29, 153 Fn. 34, 174,
204, 209, 226, 231, 239,
329 Fn. 27, 356
- Realität 171, 202, 295 f.
- Rechnen/Ausrechnen 11 f., 18,
138 f., 185, 202, 208, 259,
330 Fn. 27, 352 f., 355
- Recht 300
- Redundanz 160, 164 f., 217
- Reflexionstheorien 341
- Reflexivität 77, 112, 332 ff.
- Rejektion 327 ff.
- Rekursivität/Rekursion 18, 33,
38, 84, 121 Fn. 11, 131, 142
f. Fn. 26, 152, 178 ff., 200
Fn. 3, 226, 264 f., 334, 339,
344, 355 f.

- Relation/Relationierung 59 Fn.
1, 206 f., 215, 263, 349 f.
- Reproduktion 22, 24, 125, 140,
146 Fn. 29, 155, 176, 178 f.
181, 183, 194, 204, 208,
220, 226, 243 f., 255, 261,
265, 284, 286 f., 313, 329,
344
- Reproduktionsgarantien 287
- requisite variety* 154
- Ressourcen 296 ff.
- Schematisierung 237, 275 f., 310
- Schemata 233 Fn. 30, 274 ff.,
278, 331
- Schließung 22 Fn. 11, 34, 38, 41,
194 Fn. 25, 228, 254, 265,
272, 290, 307 Fn. 3, 342,
344 f.
- Selbstähnlichkeit 55, 121 Fn. 11,
149 ff., 183, 244, 262, 287,
344; siehe auch Fraktal
- Selbstbefriedigungsverbote 337
Fn. 36
- Selbstbeobachtung 193, 207,
209 ff., 221 f. Fn. 15, 308,
311, 316, 341
- Selbstbeschreibung 185, 340 ff.
- Selbstreferenz 30 f., 32 f., 41, 59,
68, 70 f., 84, 112 f., 139,
140 Fn. 24, 173, 178 f., 193,
219, 227, 295, 300, 333,
342, 344 f. Fn. 44
- Selbstsubstitution 302, 333
- Selektion 54, 79, 102 f., 181, 208
ff., 221 ff. 231 f., 237, 309
ff.
- Selektivität 54, 206, 222, 223 Fn.
18, 284, 299, 300 f., 309 f.
313 f., 335
- self-fulfilling prophecy* 342
- Semantik 128, 191 f., 217, 231 f.
Fn. 29
- Sender-Empfänger-Modell 197
ff.
- serendipity-pattern* 100
- Simulation 56 Fn. 29, 112 Fn. 4
- Sinn 31, 35 ff., 85, 102 ff., 130,
141, 153 Fn. 34, 182, 202,
207 f., 215, 224, 229 ff.,
235 Fn. 32, 274 f. Fn. 26,
281
- Situation 76, 130, 137, 164, 211,
235, 247, 267, 274, 284,
297, 311
- Situietheit 47, 149, 158
- Soziale Bewegung, s. Protestbe-
wegung
- Sozialforschung 15, 30 f., 40 ff.,
46 Fn. 17, 49 f., 60 Fn. 2,
66 Fn. 9, 70, 92, 95 ff.,
177, 185 f.
- Soziologie 9 ff., 13 Fn. 1, 24, 30
ff., 40 ff., 44, 46, 49, 57,
60 Fn. 2, 61, 63, 75 ff., 92
ff., 107 ff., 114 f., 120 Fn. 9,
138 f., 156, 186, 245, 252
Fn. 11, 312, 352 f. Fn. 4, 353
- Spieltheorie 109, 120, 318 Fn.
14, 344 f. Fn. 44, 349
- Sprache 118 ff., 127 ff., 219, 274
f., 327
- Struktur 77, 140, 143 f., 147 f.,
148 Fn. 30, 149, 181, 191,
200, 207, 224, 239, 256 f.,

- 265, 271 f., 280 f., 306,
332, 338 f., 346 f.
- switching* 274, 329, 345
- System 11, 13, 22 Fn. 11, 74, 140,
176 ff., 190 f., 202, 204 ff.
214 f., 218, 230 f., 244, 252,
255, 264 f., 269 ff., 277 Fn.
30, 288, 327, 337 Fn. 35,
341, 344, 346
- Systemdifferenzierung 247, 250
ff., 307
- Systemreferenz 13, 157, 202,
220, 225, 252, 255 f., 275
Fn. 27, 277 Fn. 30, 291
- Systemtheorie 10 f., 22 Fn. 11,
24, 27 Fn. 1, 41, 45 Fn. 16,
52 f. Fn. 25, 55, 76 Fn. 15,
93, 113, 148 Fn. 30, 150 f.
Fn. 33, 177 ff., 183, 185,
254, 307
- Tautologie 55, 140 Fn. 24, 248 f.
- Temporalisierung 22 Fn. 11, 207
f., 262, 266
- Thema 215, 232 f., 235 Fn. 32,
236 f., 270, 292 f., 300 f.
- Theorie 14 ff., 24, 28, 44, 46, 49
f., 51 Fn. 22, 56, 59, 61 ff.,
77, 102, 153 Fn. 34, 154,
172, 176, 287, 350 ff.
- Topologie 155 Fn. 39, 346 f., 349
- Umwelt 177 ff., 182, 202, 204 f.,
208, 254, 264, 269 ff.,
277, 295 ff., 331, 335 f., 337
Fn. 35
- Unbestimmtheit/Bestimmtheit
21, 30, 34, 38 ff., 53 Fn. 26,
54, 57, 112 Fn. 4, 114, 128 f.
(Fn. 15), 142 f. Fn. 26, 153
Fn. 34, 161, 211, 218, 227,
231, 270, 276, 299, 329 f.
Fn. 27, 342, 358
- Ungewissheit 211, 219, 234, 276
- Ungleichheit 112, 247 ff.
- Unterscheidung 9 ff., 22 f., 49,
59, 73, 76 ff., 81 f., 85, 102
f., 110, 118, 120 Fn. 9, 122
ff., 134 f., 138 ff., 146 Fn.
29, 153 Fn. 34, 154, 161, 174
ff., 178 Fn. 10, 180, 187,
204, 226, 228, 236 f., 251
Fn. 10, 315 Fn. 10, 324 ff.,
329 Fn. 27, 340, 349
- Unterschied 28, 49 Fn. 21, 102
f., 118 f., 170 f. (Fn. 2)
- Ursache/Ursprung 33, 36 ff., 39,
78 f. Fn. 18, 128 f. Fn. 15,
141, 142 f. Fn. 26, 179, 181,
197 f., 205, 209, 275 Fn. 27
- Verhalten 37 f., 118, 125, 193 f.,
219 ff., 296 f., 301, 336 Fn.
33
- Verräumlichung 157; siehe auch
Raum
- Verstehen 30, 35 f., 208 ff.
- Verteiltheit 55, 149, 155 ff., 161,
232, 287, 307
- Verzeitlichung 144, 149, 344;
siehe auch Zeit
- Wahrheit 65, 320 f. 337 Fn. 36
- Wahrnehmung 82 ff., 100, 124,
168 ff., 182, 218 ff., 224,
274 f., 289, 296, 309, 331,
336 f.

Welt 77, 151, 202, 227, 235 Fn.

32

Wirkung, s. Ursache

Wissenschaft 30, 42, 45, 62 Fn.

6, 67 Fn. 10, 74, 119 f.,

161, 173, 189, 198, 301, 320

f. Fn. 18, 321, 341, 353

Wissenschaftstheorie 12, 50, 52,

54 f., 67 Fn. 10, 68, 70, 95

ff.

Zeit 141, 144 ff., 149, 203 f., 233

f., 287, 360

Zurechnung 35 Fn. 9, 54, 155

Fn. 40, 188, 215, 233 Fn.

30, 237 ff., 309 ff., 332

Sozialtheorie



ULRICH BRÖCKLING,
ROBERT FEUSTEL (HG.)
Das Politische denken
Zeitgenössische Positionen

Januar 2010, 340 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-8376-1160-1



MARKUS GAMPER,
LINDA RESCHKE (HG.)
Knoten und Kanten
Soziale Netzwerkanalyse in Wirtschafts-
und Migrationsforschung

Oktober 2010, ca. 280 Seiten, kart., ca. 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1311-7



JÜRGEN HOWALDT, MICHAEL SCHWARZ
»Soziale Innovation« im Fokus
Skizze eines gesellschaftstheoretisch
inspirierten Forschungskonzepts

August 2010, 152 Seiten, kart., 18,80 €,
ISBN 978-3-8376-1535-7

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de

Sozialtheorie



KARIN KAUDELKA,
GERHARD KILGER (Hg.)
Die Arbeitswelt von morgen
Wie wollen wir leben und arbeiten?

Oktober 2010, ca. 234 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 19,80 €,
ISBN 978-3-8376-1423-7



MAX MILLER
Sozialtheorie
Eine Kritik aktueller
Theorieparadigmen.
Gesammelte Aufsätze

Dezember 2010, ca. 300 Seiten,
kart., ca. 27,80 €,
ISBN 978-3-89942-703-5



ELISABETH MIXA
Body & Soul
Wellness: von heilsamer Lustbarkeit
und Postsexualität

Januar 2011, ca. 250 Seiten,
kart., zahlr. Abb., ca. 24,80 €,
ISBN 978-3-8376-1154-0

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Sozialtheorie

ROSWITHA BRECKNER

Sozialtheorie des Bildes

Zur interpretativen Analyse
von Bildern und Fotografien

Dezember 2010, ca. 386 Seiten, kart.,
zahlr. z.T. farb. Abb., ca. 33,80 €,
ISBN 978-3-8376-1282-0

HANNELORE BUBLITZ

Im Beichtstuhl der Medien

Die Produktion des Selbst
im öffentlichen Bekenntnis

März 2010, 240 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-8376-1371-1

MICHAEL BUSCH, JAN JESKOW,
RÜDIGER STUTZ (Hg.)

Zwischen Prekarisierung und Protest

Die Lebenslagen und
Generationsbilder von
Jugendlichen in Ost und West

Januar 2010, 496 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1203-5

PRADEEP CHAKKARATH,
DORIS WEIDEMANN (Hg.)

Kulturpsychologische Gegenwartsdiagnosen

Bestandsaufnahmen zu
Wissenschaft und Gesellschaft

Oktober 2010, ca. 226 Seiten,
kart., ca. 25,80 €,
ISBN 978-3-8376-1500-5

CAROLIN KOLLEWE,
ELMAR SCHENKEL (Hg.)

Alter: unbekannt

Über die Vielfalt
des Älterwerdens.

Internationale Perspektiven

Januar 2011, ca. 280 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1506-7

THOMAS LENZ

Konsum und Modernisierung

Die Debatte um das Warenhaus
als Diskurs um die Moderne

Oktober 2010, ca. 218 Seiten,
kart., ca. 23,80 €,
ISBN 978-3-8376-1382-7

STEPHAN LORENZ (Hg.)

TafelGesellschaft

Zum neuen Umgang mit
Überfluss und Ausgrenzung

August 2010, 240 Seiten, kart., 22,80 €,
ISBN 978-3-8376-1504-3

HERFRIED MÜNKLER,
MATTHIAS BOHLENDER,
SABINE MEURER (Hg.)

Handeln unter Risiko

Gestaltungsansätze zwischen
Wagnis und Vorsorge

Juli 2010, 288 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1228-8

HERFRIED MÜNKLER,
MATTHIAS BOHLENDER,
SABINE MEURER (Hg.)

Sicherheit und Risiko

Über den Umgang mit Gefahr
im 21. Jahrhundert

März 2010, 266 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 26,80 €,
ISBN 978-3-8376-1229-5

MATHIAS STUHR

Mythos New Economy

Die Arbeit an der Geschichte
der Informationsgesellschaft

Juli 2010, 330 Seiten, kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1430-5

